

# Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 5

Bern - Bümpliz 1918

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT

A Division of

KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

# DIE WEISSEN BLÄTTER

## EINE MONATSSCHRIFT

FÜNFTER JAHRGANG 1918  
QUARTAL JULI-SEPTEMBER

VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER, BERN-BÜMPLIZ





# INHALTSVERZEICHNIS

---

## I.

### AUFSÄTZE UND GLOSSEN

	HEFT	SEITE
Svend Borberg, Europas Herzfehler . . . . .	I	1
Svend Borberg, Traum und Wirklichkeit . . . .	II	62
Svend Borberg, Der Krieg und die Seelen . . .	III	113
Paul Cassirer, Krieg und Kunst . . . . .	III	155
Albert Ehrenstein, Stimme gegen Barbaropa . .	I	55
Klabund, Bußpredigt . . . . .	II	106
Oscar Levy, Jakob Burckhardt als Geschichts- philosoph . . . . .	I	48
Oscar Levy, Kriegsaphorismen . . . . .	I	52
René Schickele, Der Konvent der Intellektuellen	II	96
René Schickele, Das weiße Brett . . . . .	I	59
René Schickele, Das weiße Brett . . . . .	II	112
Henry van de Velde, La présence du cœur . . .	I	37
Henry van de Velde, Ferdinand Hodler . . . .	III	125
Franz Werfel, Die Gefahr (Lesebuch) . . . . .	II	109
Léon Werth, Könige und Bettler (Lesebuch) .	I	56

## II.

### GEDICHTE

Theodor Däubler, An das Sternbild Die Fische	II	90
Iwan Goll, Flucht der Fabriken . . . . .	III	160
Iwan Goll, Gesang aus einer Zelle . . . . .	III	160

	HEFT	SEITE
Max Herrmann, Bettler wo kehrtest du ein . .	III	124
Max Herrmann, Ein Abend ist vertan . . . . .	III	138
Else Lasker-Schüler, David und Jonathan . . .	I	11

### III.

#### EPOS UND DRAMA

Gottfried Benn, Die Phimose . . . . .	III	139
Ferruccio Busoni, Das Wandbild . . . . .	I	29
F. M. Dostojewsky, Petersburger Träume . . .	I	12
Georges Duhamel, Die Gnade . . . . .	II	79
Mynona, Kinderspielzeug . . . . .	I	29

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

---

**ERSTES HEFT ♦ ♦ 5. JAHRGANG ♦ ♦ JULI 1918**

---

## **INHALT:**

Svend Borberg : Europas Herzfehler  
Else Lasker-Schüler : David und Jonathan  
F. M. Dostojewsky : Petersburger Träume  
(Eine unbekannte Erzählung)  
Ferruccio Busoni : Das Wandbild  
Henry van de Velde : La présence du cœur  
Mynona : Neues Kinderspielzeug  
Oscar Levy : Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph  
und Kriegsaphorismen eines Europäers  
Albert Ehrenstein : Stimme gegen Barbaropa  
Lesebuch  
Das weisse Brett

**EINZELPREIS 2 FRANKEN  
ODER 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL 5 FRANKEN  
ODER 5 MARK**

---

**1918**

---

**VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER ZÜRICH**

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19.  
DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST.  
IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER ZÜRICH / DRUCK VON  
BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN)  
VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH - UNGARN  
HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

## INHALT:

Svend Borberg, Europas Herzfehler . . .	Seite 1
Else Lasker-Schüler, David und Jonathan	„ 11
F.M.Dostojewsky, Petersburger Träume	„ 12
Ferruccio Busoni, Das Wandbild . . . .	„ 29
Henry van de Velde, La présence du cœur	„ 37
Mynona, Neues Kinderspielzeug . . . .	„ 44
Oscar Levy, Jakob Burckhardt als Ge- schichtsphilosoph . . . . .	„ 48
Kriegsaphorismen eines Europäers . .	„ 52
Alb. Ehrenstein, Stimme gegen Barbaropa	„ 55
Lesebuch . . . . .	„ 56
Das weiße Brett . . . . .	„ 59

# DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

## AM 15. JEDES MONATS

*Svend Borberg:*

## EUROPAS HERZFEHLER

Beim Ausbruch des Krieges gab es Tage, wo man immer wieder die Tatsachen leugnete. Es war unmöglich, undenkbar, es konnte nicht geschehen alles, was geschehen war und noch geschah. Und es folgten Nächte, wo sich unser Bewußtsein gleichsam spaltete und man merkte, daß man eigentlich zwei war: eine Raubtierseele, die gespannt und gierig auf jede Bewegung lauerte, auf jeden Laut in dem Urwald, wohin wir plötzlich versetzt waren; und dann: das eigene, arme, innerste Ich, das sich auf einmal unendlich verlassen vorkam und in seiner tiefen Einsamkeit beständig, eigensinnig und verbissen, so wie die ersten christlichen Märtyrer im tiefen Dunkel der Katakomben ihr Bekenntnis geflüstert haben mögen, die Worte wiederholte: Du sollst deinen Nächsten lieben, du sollst, du *soßst* ihn lieben! Nachdem der Krieg schon mehrere Tage gedauert hatte, hielt man all das Entsetzliche noch immer für einen bösen Traum. Es mußte doch ein beherzter Mann kommen, der da eingriff und die Katastrophe abwehrte. Das Herz konnte doch unmöglich eine so seltene Ware geworden sein.

In Wirklichkeit überraschte nichts mehr, als diese allgemeine Überraschung, und wäre der Anlaß nicht so traurig gewesen, so hätte man sich versucht gefühlt, sie mit dem komischen Erstaunen eines Menschen zu vergleichen, der mit aller Sorgfalt für einen anderen eine Grube gegraben hat und nun selbst hineinfällt. Der Krieg war ja auf allen Seiten vorbereitet und erwartet worden, und dies nicht nur wegen gewisser Schwierigkeiten in der äußeren Politik, denn die hätten vielleicht überwunden werden können.



Die Völker Europas haben immer eine gewisse Neigung gehabt, schnell Rot zu sehen, und diese cholerische Veranlagung hatte sich vor einem halben Jahrhundert zu gewissen kriegerischen Wahnvorstellungen verdichtet, die die unheimlichsten Konsequenzen nach sich zogen.

Die zugrundeliegende Wahnvorstellung war zweifellos die sonderbare Auffassung vom Dasein als ausschließlich von einem „Kampf ums Dasein“. Diese naturwissenschaftliche Arbeitstheorie, die sich zur Erklärung einer Reihe zoologischer Phänomene als ganz vorzüglich erweist, ist als Weltanschauung eine Art panischen Verfolgungswahns. Obgleich man wohl kaum behaupten wird, daß das Dasein an und für sich ein Vorteil sei, so verschärfte doch diese epochemachende Entdeckung des „Kampfes ums Dasein“ das Tempo im Affenkäfig — wenn man so sagen darf. Unsere Nachkommen werden hoffentlich so weit sein, daß sie darüber lachen können. Wir können nur versuchen, durch Tränen zu lächeln.

Der Selbsterhaltungstrieb in jeder beliebigen Form war plötzlich etwas, wovor man knien mußte, ohne Rücksicht darauf, ob auch das betreffende kleine Selbst es wert war, mit allzu großen Unkosten erhalten zu werden. Für die vielen kleinen Selbstsüchte, denen sonst nicht leicht eine allgemein anerkannte Lebensberechtigung eingeräumt worden wäre, war die Sache nicht schlecht. Macht wurde Recht. Aber da wir ja alle nicht gleich tief ins Dasein hineinblicken und nicht nach gleich weiter Voraussicht handeln können, sicherten sich die meisten die nächstliegenden Vorteile mit genau derselben behenden, kurzsichtigen Unternehmungslust, womit ein Affe die nächstliegenden Nüsse zu sich heranscharrt. Die hohen Ziele mußten den kleinen Zwecken, die Ideale dem Zweckmäßigen weichen. Der Ich-Kult artete in eine völlige Ich-Manie aus, die Individuen waren besessen von einem engherzigen Opportunismus. So wurde der Menschentyp des modernen Westens gezüchtet: Der Streber ohne Ziel! Tolstoi fand, daß diese Menschen große Ähnlichkeit mit Leuten haben, die zum Zug

rennen, ohne zu ahnen, wohin er geht. Und er traf ja nicht immer nebenbei, der alte Seher.

Auch die Auffassung von der menschlichen Gesellschaft veränderte sich. Die Gesellschaft war nicht mehr das, was sie ursprünglich und in erster Reihe gewesen war: ein Sich-Gesellen in dem Bewußtsein, daß die Menschen zusammengehören und einander helfen können. Die Gesellschaft war ausschließlich als ein Ring von Feindschaften aufzufassen, die einander in Schach halten, und von Egoismen, die sich einstweilen mit der Parole des Affenkäfigs entgegenkommen: Laus' mich, lieber Freund, dann kriegst du was in den Magen. Die Völker waren Herden von anthropomorphen Pavianen mit aufrechtem Gang, doch mit dem Rechte, in Kriegszeiten auf allen Vieren zu gehen, im übrigen zusammengehalten von der Furcht vor dem stärksten und bösesten Männchen.

Ein Ertrinkender denkt gewiß nicht viel an die Unsterblichkeit, obgleich ihm der Gedanke doch nahe liegen sollte. Er sieht sich vielmehr um, ob sich nicht wenigstens der berühmte Strohalm in der Nähe vorfinde. Sein Bewußtsein ist von der Not des Augenblicks beherrscht. Und da man nun einmal in dem Glauben „Frieden gefunden“ hat, daß das Leben verdammt lebensgefährlich, ja eigentlich nichts anderes sei, als ein Wassertreten bei höchster Lebensgefahr, nunwohl, so tritt man halt hart auf die Pedale, voller Verachtung gegen alle möglichen Ewigkeiten; es gilt ja „durch das Leben zu kommen“. Als ob man das vermeiden könnte!

Der deutsche Schriftsteller Hermann Sudermann hat vor kurzem in einer Reihe von Einaktern diese Welt als „Die entgötterte Welt“ geschildert, — eine Welt, die chemisch rein ist von Göttern. Die Welt hat jedoch wohl eher zu viele, als zu wenige Götter bekommen. Nur ist der Glaube, die Betrachtung des Göttlichen allmählich anders geworden und zeigt mehr und mehr das Gepräge einer kleinlichen, praktisch-altklugen Vernunft. Die Weltanschauung des modernen Spießbürgers ist wie ein wohlgeordneter Sekretär: sein „lieber Gott“ liegt in der obersten Schublade, an der man nichts zu schaffen hat. Der

moderne Spießbürger glaubt nicht kraft eines ekstatischen „credo quia absurdum“, noch mit der einfachen, naiven Frömmigkeit früherer Zeiten. Er „glaubt“ rechnerisch, „aller Wahrscheinlichkeit nach“. Er „glaubt an Gott“, wie man an die Abfahrtszeit des Zuges glaubt (ja, so ruhig und voll heiteren Gleichgewichts, wie man an eine Abfahrtszeit glaubt, für die man augenblicklich noch keinen Gebrauch hat).

Und nun gib einmal recht acht auf die weiteren Konsequenzen dieser psychologischen Umwälzung. War das Leben ein Kampf, *nur ein Kampf*, und war das Recht des Stärkeren die höchste Lebensberechtigung, so galt es wahrlich in jedem einzigen Augenblick, der Stärkere zu sein. Was konnte es nützen, eine solche Konstitution zu haben, daß man hundert Jahre alt werden konnte, wenn man sich nicht gegen die Dolche, die natürlich im Ärmel eines jeden Freundes verborgen waren, und gegen die Boxerstöße, die beständig in der Luft schwebten, zu behaupten vermochte? Der „Stärkere“ war nun nicht mehr der Gesündeste, sondern der Mann mit der Übung und der Kraft. Und so gipfelte die Begriffsverwirrung, man möchte sagen, in einer Verwechslung von „Gesundheit und Muskeln“.

Das führte, bildlich gesprochen, zu übertriebenem Training.

Wir kennen alle den Typ: der Athlet mit Muskeln zum Springen, mit der dickfältigen Panzerhaut des Flußpferdes, und einem armen, elenden, völlig verbrauchten Herzen. Die Ärzte nennen es wohl Hypertrophie des Herzens.

Solch ein Athlet ist Europa geworden.

Und Europas Herzfehler ist genau derselbe, wie der des Athleten.

Nun liegt Europa in Krämpfen und zerbeißt sein eigenes hübsches Gebiß.

Und es ist die Frage, ob der Patient nicht bald zu schwach sein wird, um die Kur ertragen zu können.

Leitende Geister hatten bereits auf die Gefahr hingewiesen, führende Philosophen warnten vor dem einseitigen Intellektualismus Europas, wie sie es nannten. Tausende von Europäern mit geistigen Interessen versuchten auch, ihr praktisches Wissen



durch die ewige Weisheit des Ostens zu ergänzen. Aber es war zu spät, es genügte jedenfalls nicht, um die „Entwicklung“ oder richtiger die „Entartung“ aufzuhalten. Die Berserkerwut war schon in die Muskeln gefahren. Wohlverstanden, was hier bildlich „Muskeln“ genannt wird, das sind im Kampf ums Dasein tausend Dinge: Geld, Eisenbahnen, Flugmaschinen, Waffen, alle Mittel des Menschen, in einem Wort: die Technik.

Welchen Europäer oder Amerikaner durchrieselt nicht eine ganz eigenartige Wonne, wenn er einen Browning in der Hand wiegt, ein wirklich ganz famoses, kleines Ding! Was wir fühlen ist eine Mischung von Bewunderung und Grauen, Bewunderung der Klugheit, die in diesem kleinen Stückchen Mechanismus so ungeheure, verhängnisvolle Kräfte ansammelt. Wir bewundern die konzentrierte Kraft, unbesehen ihrer Anwendung, mit dem Zweck, der „in blanco“ gelassen ist.

Diese Fähigkeit aber, sich über ein Mittel als bloßes Mittel, über die Technik „an sich“ zu freuen, ist eine besondere Eigentümlichkeit der weißen Rasse und der neuen Zeit. Unsere Erziehung macht uns vergessen, daß Technik ohne Herz ein zweischneidiges Schwert ist, ein furchtbares Schwert, das auf der Landstraße liegt. Gewiß, es kann geschehen, daß der Prinz es findet und damit den Drachen tötet, der die Prinzessin bewacht. Aber wahrscheinlich ist das nicht. Denn der Prinz ist in der Regel ein Träumer, der sich kaum vorsieht. Viel eher findet es der Räuber und überfällt damit die Vorbeiziehenden, darunter auch den Prinzen.

Um ein ganz alltägliches Beispiel zu nehmen: ein Automobil ist wirklich eine herrliche Sache, aber es ist eine genau so herrliche Sache für den Herrn Automobilräuber und Raubmörder Callemín, für den Polizisten, der ihn ergreifen soll, für die Ambulanz, die seine Opfer ins Krankenhaus bringt. Und wirf einen Blick auf die Landschaften Flanderns oder auf die Umgegend Verduns: sieh diese unendlichen Züge von Automobilen im Dienste des Munitionstransports und die verhältnismäßig verschwindend wenigen Automobile mit dem kleinen roten Kreuz auf weißem Grunde, die verzweifelt hinter der

Front hin- und herfahren. Dieses Bild zeigt ungefähr das Verhältnis zwischen der Arbeit der europäischen Technik, unter dem Banner der Vernichtung und Brutalität, und den Handlangerdiensten, die sie der Barmherzigkeit erweist. Es ist sogar anzunehmen, daß das rote Kreuz seine Automobile ganz und gar entbehren könnte, wenn sich die Strategen ohne technische Hilfsmittel behelfen müßten. Kurz, das Automobil ist ein bewundernswertes Resultat der Anstrengungen der Wissenschaftler, aber es hat natürlich die Fähigkeit oder die Lust des Menschen, richtiger oder besser zu denken, ebenso wenig vermehrt, wie die Wissenschaft imstande ist — selbst wenn sie noch so sehr „Allwissenschaft“ wird — der Seele neue ideelle Ziele zu weisen. Man kann wohl behaupten: wäre die geistige Schnelligkeit, ja bloß die Fähigkeit, mit anderen Menschen zu denken, geschweige denn mit ihnen zu fühlen, im selben Verhältnis gesteigert worden, wie im letzten halben Jahrhundert die rein technische Schnelligkeit, so würde aus dem Krieg wohl kaum etwas geworden sein.

Oder, um schließlich wieder von dem Pulver zu sprechen, das ja in dem Bilde unserer Zeit wirklich keine geringe Rolle spielt: bekanntlich haben die Chinesen es erfunden; aber sie gebrauchen es zu festlichem Feuerwerk, das teilweise dazu dienen soll, die bösen Geister von den Gräbern der Vorväter fern zu halten. Die Europäer gebrauchen es — jedoch kaum aus Respekt vor den Vorvätern — um so viele Menschen wie möglich zu den Vorvätern hinüber zu spedieren. Der Geschmack ist verschieden, und die Technik ist ein Diener, der sich zu allem gebrauchen läßt, ja sogar dazu, den Herrn zu spielen.

Und wie durfte die Technik in Europa den Herrn spielen! Es war die Tragikomödie des Jeppe\*) in einer andern Form, Jeppe in moderner Livree, Jeppe als Chauffeur, wie er sich

---

\*) Jeppe, die Hauptperson in dem gleichnamigen Lustspiel des dänischen Klassikers Holberg, ist ein Leibeigener, der auf einen scherzhaften Einfall des Gutsherrn hin im Rausch in das Bett desselben gebracht wird und sich beim Erwachen völlig auf den Herrn herausspielt.

voll Selbstbewunderung und unverschämter Herablassung in dem Bett des Aristokraten breit macht. Die theoretisch-wissenschaftliche Angst, die die herrschende Weltanschauung war, verlangte in der Praxis einen neuen Gott, der durch praktisch-wissenschaftliche Waffen Schutz und Schirm gewähren konnte. Dieser neue Gott mußte die Technik sein. Wenn man vor Belastungsproben und Schnelligkeitsrekorden kniete (immer wieder Schnelligkeit ohne Ziel), geschah es gerade aus dem Grunde, daß man überall und in allem die Technik als Kraftentfaltung anbetete. Und wie man die Kraft als Kraft bewunderte, so verehrte man die Tat als Tat. Aber ist es nun nicht wahr, daß wir unmöglich weiter herunter kommen können, kurz, daß ein geistiges Minimum eingetreten ist? Und ist der Krieg nicht gerade der Sturm, der sich um dieses Minimum erhoben hat? Eine blinde Tat, eine Tat ganz ohne Sinn, ist im Kleinen das gefährliche Spiel eines Affenjungen mit einer Kokosnuß und im Großen eine rollende Lawine, deren hohler Schall dem Aufmarsch eines modernen Heeres merkwürdig ähnlich klingt.

Schon die soziale Technik, die Organisation — sowohl die sozialistische wie die kapitalistische — war der Gegenstand aller Bewunderung, und von welcher mächtiger Wirkung war erst die Kriegsbereitschaft, die aufgespeicherte Schlagfähigkeit des Staates!

Aber der Geist der Zeit verlangte selbstverständlich auch hier die Kraftentfaltung, das heißt: den Krieg. Was wäre der neue Gott gewesen, wenn er nicht auch der Gott der Heerscharen geworden wäre? Der Krieg ist daher ein echter Sproß Europas, und noch nie hat ein Kind eine unheimlichere und schlagendere Ähnlichkeit mit seinem Erzeuger gehabt. Der Krieg ist die Poesie, die da stirbt, während die scheu gewordene Phantasie durchgeht. Er ist die von den Staaten begangene Verwechslung von Gesundheit und Muskeln, es ist der Völker kurzsichtiger und mißverständener „Kampf ums Dasein“, die nationale Ich-Manie, die nationale Cholerik und der nationale Verfolgungswahn in höchster Potenz.



Diese Art Schlußfolgerungen: „Ich muß überfallen, um nicht überfallen zu werden“, diese Begriffsverwirrung, daß die Kultur die Kultur bekämpfen muß, daß die „Größe“ einer Nation von ihrem Landbesitz abhängig sein soll, daß geistige Werke mit dem Revolver in der Hand verteidigt werden müssen, daß das Urteil über Recht und Unrecht ein paar Mechanikern zukommt — ist das nicht, wie man sagt, Zug für Zug, der Vater des Kindes?

Der Krieg ist das Schwert, nicht in die Wagschale der Gerechtigkeit, sondern auf die Landstraße geworfen, und es war ein tiefsinniges Bild, das ein junger Kriegsberichterstatter benutzte, als er den Donnerkrach der Kanonen mit dem „dröhnenden Zuschlagen der Pforte der Ewigkeit“ verglich. Der Krieg ist das Jetzt, das die Ewigkeit übertönt.

\*

Wie der Krieg nun weiter und weiter ging, legte sich nach und nach die Bewunderung und die Begeisterung. Die Gemüter beruhigten sich und kamen bei allem Schwanken doch zu einer Art Gleichgewicht: „Unglaublich, woran man sich gewöhnen kann.“

Die Phrasen über die „natürliche Auslese“, die der Krieg bedeuten sollte, klangen ja ziemlich hohl, als nach und nach die jungen auserlesenen Mannschaften als Krüppel oder gar nicht zurückkehrten. Die Äußerlichkeit des Krieges wurde mehr und mehr offenbar. Er wurde eine Art Lärm, der alle geistige Arbeit störte, aber in seiner Wesensart nichts Geistiges berührte. „Ratlos stehen wir“, schrieb ein junger Deutscher, der bei dem ersten Aufgebot mit war, „innerhalb dieser Mauer von Seelenlosigkeit. Wir sind uns selbst entfremdet, alles ist Ding geworden und aus uns herausgetreten, und alles folgt einer Gesetzmäßigkeit, die durchaus nichts mit unserer geistigen Sehnsucht zu tun hat.“ Nach und nach kam man zu der Erkenntnis, daß die geradezu ungeheuren Mengen von mechanischen Kräften, die wir hatten ansammeln können, ohne doch völlig ihrer Herr zu sein, jetzt plötzlich losgelassen

waren: nun mußte das Uhrwerk abschnurren, so weit es eben aufgezogen war.

Schon jetzt finden sich Tausende, ja Millionen in den kriegführenden Ländern und Heeren selbst, die gar nicht „am Kriege teilnehmen“. Während sie ihre blutige Tätigkeit ausüben, was sie als ihre traurige Pflicht ansehen, bewahren sie mit wahrhaftem Heroismus die Glut ihrer Herzen ungeteilt für ihre eigenen größeren Ziele, den Zielen der Menschlichkeit, fest darauf hoffend, daß einst die Zeit kommen muß, wo sie aller Welt ihr Herz zeigen dürfen.

Der Krieg veranlaßt gerade auf diese Weise so viele seelische Krisen und Katastrophen, daß er nicht nur in der Volkssprache „geistesschwach“ ist, sondern seiner ganzen Wesensart nach geistig öde, geistlos, ohne das geringste Atom von Sinn, etwas, was weder mit Seele noch mit Moral zu tun hat. Der Krieg an und für sich berührt insofern unseren Geist, als er Zwang ist gegen jede Art des Geistes. Frage Joffre, frage Hindenburg: der moderne Krieg gehört in die Regeldetri. Wenn zwei Kilometer soundso viel und soundso viele kosten, was kostet dann der Weg von Berlin nach Paris? — oder umgekehrt. Hökerinnenpraxis in großem Maßstab. Aber nicht Geist. Frage die Kriegsminister: auf die Artillerie, auf die Munition kommt es an. Der Krieg wird in den Kontoren, in den Werkstätten und Fabriken entschieden, nicht in den Herzen. Das da draußen auf den Schlachtfeldern wird von einem Tor mindestens ebenso gut gemacht, wie von einem Denker. Und manchmal am besten von einem Negerkuli, der seine ganze Stärke in den Beinen hat. Die Frage „more men“, das ist der Krieg. Die Frage „welche Menge, wieviel Pfund?“, das ist der Krieg. Zu Anfang des Krieges sprach man von der russischen Dampfwalze. Es war noch mehr bezeichnend, als man in Belgien mit durchgegangenen Eisenbahnzügen kämpfte. Der Krieg ist solch ein Zusammenstoß blinder Maschinen, jede Kugel ist solch ein blindes, durchgegangenes Ding. Eine Frage des Dinges, des Stoffes ist der Krieg, und seine Grund-

elemente sind Eisen und Blei und Fleisch, und wenn es ätherisch wird, ein paar giftige Gasarten.

Freut Euch also, Ihr Wetterhähne, die Ihr die Morgenröte der technischen Renaissance mit begeisterten Kikeriki begrüßt. Freut Euch jetzt, Ihr alle, die Ihr die vorzüglichen, aber unwesentlichen Selbstverständlichkeiten der Technik als Mirakel bezeichnetet, Ihr, die Ihr von den „Wundern“ der Technik sprachtet, die Ihr die „Seele“ der Maschine und die „göttliche“ Klugheit des Erfinders prieset, Ihr, die Ihr die Kugellager, die Zigarrenautomaten und Freiradnaben verherrlichtet als „Siege des Menschengenies“, freut Euch, — denn Euer Tag ist da! Laßt Euch das Herz stolz im Busen schlagen — vorausgesetzt, daß Euer Herz und Euer Busen noch erhalten sind, — tretet keck zum Altar und bringt Euerm Gott, dem Moloch des Materialismus, das wohlbereitete Opfer von 10–15 Millionen Jünglingen und reifen Männern. Und sagt dann in Eurer lieben praktischen Materialistensprache zu ihm: An Saldo, Herr Moloch, zwei Milliarden Kilogramm Menschenfleisch, beste Qualität: genug, Herr? Ja, freut Euch, tanzt und klatscht in Eure äußerst geschickten Hände: Das Chaos des Schlachtfeldes ist Eure Welt, „ordnung“.

*Deutsche Übersetzung von dem  
Privatdozenten Weigert in Kopenhagen.*



*Else Lasker-Schüler:*

## DAVID UND JONATHAN

O Jonathan, ich blasse hin in deinem Schoß,  
Mein Herz fällt feierlich in dunklen Falten,  
In meiner Schläfe pflege du den Mond,  
Des Sternes Gold sollst du erhalten,  
Du bist mein Himmel mein, du Liebgenoß.

Ich hab so säumerisch die kühne Welt  
Fern immer nur im Bach geschaut,  
Dúch hat mein Träumen sich nicht hold belohnt,  
Da sie nun bunt aus meinem Auge fällt  
Durch deine Liebe aufgetaut.

O Jonathan, nimm du die königliche Träne,  
Sie schimmert weich und reich wie eine Braut.  
O Jonathan, du Blut der süßen Feige,  
Duftendes Gehang an meinem Zweige,  
Du Ring in meiner Lippe Haut.

Durch den ich wieder neu und scheu mich sehne ...  
O Jonathan, dein spielerischer Bibelprinz  
Nippt sterbend noch von deiner Liebe Minz.



F. M. Dostojewsky:

# PETERSBURGER TRÄUME

## UNBEKANNTE ERZÄHLUNG

### MITGETEILT VON DR. WLADIMIR ASTROW

*Die vorliegende autobiographische Schrift Dostojewskys ist sonderbarerweise bis in die neueste Zeit unbeachtet geblieben. Sie erschien als Feuilleton im ersten Heft der von Dostojewsky nach seiner Rückkehr aus Sibirien gemeinsam mit seinem Bruder im Jahre 1861 gegründeten Zeitschrift „Wremja“ (Die Zeit) unter dem Titel „Petersburger Träume“. Obwohl sie unsigned war, ist die Autorschaft Dostojewskys durch den Inhalt und die Form der Darstellung vollkommen außer Zweifel gestellt. Die ganze Eigenart und das jagende Leben seiner Phantasiebilder wie alle Charakteristika seiner andern Werke finden sich auch hier wieder. Trotzdem ist man an diesen eklatanten Übereinstimmungen achtlos vorübergegangen, und die Schrift wurde als unbekanntes und unwichtiges Dokument fast gänzlich vergessen. Ich fand diese Schrift während umfassender Studien, die ich für mein russisches Werk über die religiösen Strömungen in der russischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts — insbesondere der Epoche Dostojewskys — anstellte. Diese Arbeit wurde in der Beleuchtung der bahnbrechenden psychologischen Forschung Rudolf Maria Holsapfels „Panideal“ unternommen. Durch dessen in jeder Beziehung unwälsend neue Perspektiven bietendes Werk voll tiefgreifender Seelenkenntnis, das bald nach seinem Erscheinen bei uns zu weitgehendem Einfluß gelangte, wurde Dostojewsky selbst für seine Landsleute in eine völlig neue Beleuchtung gerückt. Holsapfel, der zum erstenmal die wesentlichsten und kompliziertesten Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens, das Wesen, die Wandlungsgesetze und Vervollkommnungsmöglichkeiten des Gewissens, des Schaffens und der Ideale in großartig wissenschaftlicher Weise erforscht hat, ermöglichte nicht nur ein auf die Hauptsachen ganz*



anders eindringendes Verständnis der psychologischen Arbeitsweise des großen Dichters. Es wurden auch, wie Ernst Mach treffend hervorhob, für das Begreifen des Forschers, Religionsstifters, Kulturgestalters und Künstlers ungeahnt neue Gesichtspunkte erschlossen. Das vorliegende autobiographische Dokument gab mir in einigen Punkten wichtige Aufschlüsse über die psychologische Entwicklung Dostojewskys, und ich habe das Original davon im Anhang zu meinem Werk zum erstenmal wieder abgedruckt.

Es ist kaum möglich, in dieser Schrift Wahrheit und Dichtung streng auseinanderzuhalten. Immerhin ist der Gesamtcharakter dieser Erinnerungen zweifellos ein wahrer. Dostojewsky schildert ausführlich, wie die künstlerischen Gestalten seines Erstlingswerkes „Arme Leute“ entstanden sind, während die nachfolgenden Bilder als flüchtige Skizzen zu den spätern, größeren Werken erscheinen. Die „Vision an der Newa“ ist ein fast wörtliches Zitat aus der Jugendnovelle Dostojewskys „Ein schwaches Herz“. Auffallend und interessant ist auch zu sehen, wie tiefgehend der Einfluß Puschkins und Gogols auf seine ersten Gestaltungen war, und wie bewußt Dostojewsky hier und dort in seinem eigenen Gedankengang Fäden aufspürt, die von jenen zuerst angesponnen wurden. Merkwürdig ist auch die Freiheit, mit der Dostojewsky seine eigensten momentanen Stimmungen und Träume in die Charakteristik seiner Gestalten überträgt, aber auch, wie flüchtige Eindrücke und Erfahrungen sich zu Menschengestaltungen auswachsen. Derart ist die Gestalt des Harpagon, des „geizigen Ritters“, die ihn sein Leben lang beschäftigt hat. Bereits in der Jugendnovelle „Herr Prochartschin“ versuchte Dostojewsky, sie zu zeichnen. In den hier abgedruckten Träumen taucht sie schon deutlicher auf, aber immer noch schwankend; im „Podrostok“ endlich werden diese Züge zum Hauptinhalt seines Helden. Und diese mehrfache künstlerische Umgestaltung flüchtiger Eindrücke in verschiedenen Persönlichkeiten seiner Dichtung steht nicht vereinzelt da. So hat die vorliegende Schrift besonderen Wert als eine der wenigen autobiographischen Mitteilungen Dostojewskys über den Werdegang seines künstlerischen Schaffens und über seine innere Phantasiearbeit.

... Ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber von Geheimnissen. Ich bin ein Phantast, ein Mystiker, und ich gestehe, daß Petersburg, ich weiß nicht warum, mir stets als Geheimnis

erschien. Noch von der Kindheit her, wo ich verloren und verlassen in Petersburg zurückblieb, hatte ich stets eine unbestimmte Angst vor dieser Stadt. Ich erinnere mich an einen Vorfall, an dem eigentlich nichts Besonderes war, der mich aber ungeheuer überraschte. Ich werde ihn in aller Ausführlichkeit erzählen, und dabei ist es doch nicht einmal ein Vorfall — einfach ein Eindruck; nun, ich bin ja ein Phantast und Mystiker!

Ich erinnere mich, wie ich einst an einem Winterabend im Januar aus dem Wiborgviertel nach Hause eilte. Ich war damals noch sehr jung. Als ich an die Newa herantrat, blieb ich einen Augenblick stehen und warf einen durchdringenden Blick den Fluß entlang, in die dunstige, frostig-trübe Ferne, wo der letzte Purpur der Dämmerung verglomm. Nacht legte sich über die Stadt, und die grenzenlose, vom erfrorenen Schnee geschwellte Newalichtung bedeckte sich im letzten Sonnenschein mit Myriaden von Funken nadeligen Reifes. Es stellte sich ein Frost von 20 Grad ein. . . . Erfrorener Dampf umwogte die müden Pferde, die eilenden Menschen. Die gepreßte Luft zitterte vor jedem Laut, und wie Riesen stiegen von sämtlichen Dächern beider Uferkais Rauchwolken in den kalten Himmel empor, sich unterwegs verflechtend und auflösend, daß es schien, als erstünden neue Gebäude über den alten, als bildete sich eine neue Stadt in der Luft. . . . Es schien endlich, als wäre die ganze Welt mit all ihren Bewohnern, den starken und den schwachen, mit all ihren Wohnungen, Bettellöchern oder vergoldeten Palästen, in dieser Dämmerungsstunde, ein phantastisches Traumbild, das sofort in den dunkelblauen Himmel verrauchen und verschwinden würde. Ein sonderbarer Gedanke regte sich plötzlich in mir. Ich erzitterte und mein Herz wurde in diesem Augenblick wie von einer heißen Blutwelle überflutet, und mich ergriff eine mächtige, mir bis dahin unbekannte Empfindung. In dieser Minute habe ich gleichsam etwas erfaßt, was sich bis dahin in mir bloß geregt hatte, aber noch kaum bewußt. Ich habe gleichsam etwas Neues erschaut, eine ganz neue Welt, die mir fremd war und die ich bloß durch irgendeine dunkle Kunde, durch irgend-

~~~~~  
welche geheimnisvolle Zeichen kannte. Ich glaube, daß erst in diesem Augenblick mein Dasein anfang . . . .

Und von da an, eben von jener Vision an (ich nenne meine Empfindung an der Newa eine Vision) begannen sich mit mir so sonderbare Dinge zu ereignen. Bis dahin liebte ich es, in meiner jugendlichen Phantasie mich bald als Perikles oder Marius, bald als einen Christen aus der Zeit Neros zu denken oder als einen Ritter auf einem Turnier, als Eduard Glandeling aus dem Roman „Das Kloster“ von W. Scott usw. Und von was allem träumte ich nicht in meiner Jugend, was erlebte ich nicht alles mit ganzem Herzen, mit meiner ganzen Seele in goldigen und fieberhaften Träumen, wie von Opium berauscht. Es gab keine Augenblicke in meinem Leben voller, heiliger und reiner. Ich verträumte mich so weit, daß meine ganze Jugend unbemerkt an mir vorbeiging, und als mich das Schicksal plötzlich zu einem Beamten machte, da . . . da . . . diene ich musterhaft, sobald aber die Amtsstunden vorbei waren, da eilte ich in meine Mansarde, zog meinen durchlöcherten Hausrock an, schlug einen Band von Schiller auf und träumte wie trunken und litt solche Leiden, die süßer waren als alle Genüsse der Welt, und liebte und liebte . . . und wollte in die Schweiz entfliehen und nach Italien, und sah vor mir die Elisabeth, die Luise, die Amalie. Die wirkliche Amalie aber habe ich ebenfalls nicht bemerkt; sie lebte ganz in meiner Nähe, hinter der Schirmwand. Wir wohnten da alle in „Winkeln“ und nährten uns von Gerstenkaffee. Hinter der Schirmwand wohnte ein Mann mit dem Zunamen Mliekopitajew; sein ganzes Leben lang suchte er eine Anstellung und das ganze Leben hungerte er mit einer schwindsüchtigen Frau, mit zerrissenen Schuhen und hungrigen fünf Kindern. Amalie war die älteste, sie hieß übrigens nicht Amalie, sondern Nadja, nun, möge sie schon für mich auf immer Amalie bleiben. Und wieviele Romane wir zusammen gelesen haben. Ich gab ihr die Werke von Walter Scott und Schiller; ich abonnierte in der Smirdinschen Bibliothek, aber Schuhe kaufte ich mir keine, sondern bestrich die Löcherchen mit Tinte; wir lasen zusammen die Geschichte der



Klara Maubray und . . . kamen in solche Rührung, daß ich auch jetzt noch an jene Abende nicht ohne nervöse Erschütterung denken kann. Dafür, daß ich Romane las und ihr wiedererzählte, flickte sie mir meine alten Socken und stärkte meine zwei Hemden. Zum Schluß, wenn sie mich auf unserer schmutzigen Treppe traf, wo es mehr Eierschalen als etwas anderes gab, fing sie plötzlich an so seltsam zu erröten — flammte jedesmal plötzlich auf. Und hübsch war sie auch, gütig, sanft, mit verheimlichten Träumen und erstickten Sehnsuchten, ganz so wie ich. Ich bemerkte gar nichts; ja, vielleicht bemerkte ich auch was, aber . . . es war so angenehm, „Kabale und Liebe“ zu lesen oder Hoffmanns Erzählungen. Und wie rein waren wir damals und unverdorben. Doch Amalie heiratete auf einmal ein ärmstes Wesen in der Welt, einen Mann von etwa 45 Jahren, mit einer Warze an der Nase, der einige Zeit bei uns in den Winkeln gewohnt hatte, aber eine Anstellung fand und schon am nächsten Tage der Amalie seine Hand anbot und . . . unentrinnbare Armut. Sein ganzes Eigentum bestand aus einem Mantel, wie bei Gogols Akaky Akakijewitsch, mit einem Kragen aus Katzenfell, „das man übrigens stets für Skunks halten konnte“. Ich vermute sogar, daß, wenn er ein Katzenfell besessen hätte, welches man nicht für Skunks halten könnte, so hätte er vielleicht nicht gewagt zu heiraten, sondern hätte noch abgewartet. Ich erinnere mich, wie ich von Amalie Abschied nahm; ich küßte ihre hübschen Händchen zum erstenmal im Leben, sie küßte mich auf die Stirn mit einem so sonderbaren Lächeln, so sonderbar, so sonderbar, daß dieses Lächeln mir dann mein ganzes Leben lang am Herzen nagte. Und wieder wurde ich ein bißchen sehender. . . . Oh, warum lachte sie so — ich hätte ja sonst nichts gemerkt! Warum hat es sich so qualvoll in meine Erinnerungen eingegraben? Nun denke ich mit Qual an all dies, und doch, hätte ich die Amalie geheiratet, ich wäre sicher unglücklich! Wo kämen dann Schiller, die Freiheit, der Gerstenkaffee und die süßen Tränen hin, und die Träume, und meine Reise auf den Mond . . . . Ich reiste ja später auf den Mond, meine Herren.

Aber Gott mit ihr, mit der Amalie. Kaum hatte ich eine eigene Wohnung und eine geringe Anstellung, die allergeringste von der Welt, so fing ich an, ganz andere Träume zu sehen . . . Früher, in den Winkeln, zu Amaliens Zeiten, lebte ich fast ein halbes Jahr mit dem Beamten, ihrem Bräutigam, der einen Mantel mit einem Kragen aus Katzenfell trug, welches man stets für Skunks halten konnte, und wollte nicht einmal an diesen Skunks denken. Und auf einmal, als ich allein blieb, begann ich darüber nachzudenken. Und ich begann mich umzusehen, und bemerkte auf einmal seltsame Gesichter. Es waren alles seltsame, merkwürdige Gestalten, ganz prosaisch, keine Don Carlose und Posas, sondern wirkliche Titularräte und dabei doch ganz phantastische Titularräte. Jemand, der sich hinter diese ganze phantastische Menge versteckt hatte, schnitt vor mir Gesichter und zerrte an irgendwelchen Fäden und Springfedern, und die Püppchen bewegten sich, er aber lachte und lachte immerfort! Und es tauchte damals vor mir eine andere Geschichte auf, irgendwo in dunklen Winkeln, irgendein Titularherz redlich und rein, sittlich und der Obrigkeit ergeben, und zugleich irgendein Mädchen, beleidigt und traurig, und tief zerriss mir ihre ganze Geschichte das Herz \*). Und hätte man die ganze Menge gesammelt, die ich damals erträumte, es ergäbe eine prachtvolle Maskerade . . . . Jetzt, jetzt ist es anders. Jetzt träume ich eigentlich zwar dasselbe, aber in anderen Gestalten, obwohl auch alte Bekannte manchmal an meine Tür klopfen.

Es träumte mir unlängst folgendes: Es war einmal ein Beamter, selbstverständlich in einem Departement. Weder Protest, noch Stimme war je in ihm gewesen; ein völlig unschuldiges Geschöpf. Wäsche war an ihm auch fast keine. Seine Uniform hörte auf, ihre Bestimmung zu erfüllen. Mein Sonderling ging gebückt, schaute zu Boden, und wenn er, vom Amte nach Hause auf die „Petersburger Seite“ eilend, in die Newskystraße geriet, so wird wohl sicher auf dem Newsky nie ein demütigeres und

\*) Bezieht sich auf die Erstlingsnovelle Dostojewskys: „Arme Leute“, welche, im Jahre 1845 erschienen, außerordentliches Aufsehen erregt hatte. Anmerk. d. Übers.

scheueres Wesen erschienen sein. Sogar der Kutscher, der ihm einmal mit dem Peitschlein eins versetzte — so, aus Zärtlichkeit — als er über unsere prachtvolle Straße hinüberlaufen wollte, verwunderte sich fast, weil jener nicht nur nicht laut schimpfte, sondern sich nicht einmal umwandte. Zu Hause hatte er eine alte Tante, die mit Zahnschmerz und unterbunder Wange zur Welt gekommen war, und eine brummende Frau mit sechs Kindern. Und wenn alle zu Hause nach Brot verlangten, nach Hemden und Schuhen, so saß er in einer Ecke beim Ofen, erwiderte kein Wort, schrieb Amtspapiere ab, oder schwieg hartnäckig, die Augen zu Boden gerichtet, und lautlos flüsternd, als ob er um Vergebung seiner Sünden zu Gott beten würde. Endlich verloren sowohl Mutter wie Kinder alle Geduld. Sie wohnten in der Dachstube eines Holzhäuschens, dessen eine Hälfte bereits eingestürzt war und dessen andere schon einzustürzen begann. Und als die Tränen, Vorwürfe und Quälerei schließlich ihren Höhepunkt erreicht hatten, erhob der Arme plötzlich sein Haupt und öffnete seinen Mund ganz wie Bileams Esel; er sprach aber so sonderbar, daß er ins Irrenhaus abgeführt wurde. Und wie konnte er nur auf den Einfall kommen, er sei — Garibaldi! Ja, alle Beamten, seine Kollegen, bezeugten, daß ihn dieser Gedanke bereits seit zwei Wochen beschäftigte: er hatte irgend etwas aus einer Zeitung herausgelesen, die ihm zufällig in die Hand gekommen war. Fast nie hatte er mit jemandem gesprochen, nun aber wurde er auf einmal unruhig, verlegen, erkundigte sich immerfort über Garibaldi und die Zustände in Italien, wie Poprischtschin über die spanischen . . . .\*) Und nun entstand in ihm allmählich der unerschütterliche Glaube, er sei eben Garibaldi, der Umstürzler und Flibustier. Als er sich seines Verbrechens bewußt wurde, zitterte er Tag und Nacht. Weder die Klagen der Frau noch die Tränen der Kinder, weder die hochmütigen Lakaien an den Toren, die ihm am Newsky ein Bein stellten, noch der Rabe, der sich einst auf der Straße auf seinen zerknüllten Hut niederließ, und der das allgemeine Gelächter seiner

\*) In Gogols Erzählung: „Aus dem Tagebuch eines Wahnsinnigen.“ Anmerk. d. Übers.



Departementskollegen hervorrief, weder die Peitschen der dahinjagenden Kutscher, noch der eigene leere Magen — nichts, gar nichts interessierte ihn mehr. Die ganze Gotteswelt glitt ihm unter den Füßen fort. Nur eines sah er überall und in allem: sein Verbrechen, seine Beschämung und seine Schande. Was wird seine Gnaden sagen, was wird Dementij Iwanitsch, der Abteilungschef, selbst sagen, was wird endlich Jemeljan Lukitsch sagen, was werden sie, sie alle sagen . . . . Entsetzlich! Und da, eines Morgens, warf er sich plötzlich seiner Gnaden zu Füßen: Verzeihung, ich bekenne alles, ich bin Garibaldi, tun Sie mit mir, was Sie wollen! . . . Nun, und man hat auch getan . . . . was nötig war.

Als ich davon träumte, lachte ich selber über mich und über die Absonderlichkeit meiner Träume. Und siehe, der Traum wird zur Wirklichkeit. Wie gefällt es euch, meine Herren: soeben habe ich wieder in den Zeitungen von einem Geheimnis gelesen, einem wirklichen Geheimnis; es steht in den Zeitungen gedruckt und erklärt, und trotzdem ist es ein Geheimnis. Man entdeckte plötzlich einen neuen Harpagon, der im schrecklichen Elend gestorben war, auf Haufen von Gold. Dieser Alte, der auch zu den merkwürdigen Individuen des Doktor Krupow \*) gehört, war ein Titularrat ausser Dienst, mit Namen Solowjow, etwa 80 Jahre alt. Er mietete sich eine Ecke hinter einer Schirmwand für drei Rubel. In seiner schmutzigen Ecke wohnte Solowjow schon mehr als ein Jahr, ohne jede Beschäftigung, klagte stets über Mittellosigkeit, und, dem Charakter seiner Armut getreu, zahlte er auch für die Wohnung nicht zur Zeit und blieb nach dem Tode für ein ganzes Jahr schuldig. Im Laufe dieses Jahres war der neue Pluschkin \*\*) stets kränklich, litt an Atem- und Brustbeschwerden und holte sich im Maximilianschen Krankenhaus unentgeltlich ärztlichen Rat und Arzneien. Er gönnte sich keine frischen Speisen, auch nicht in den letzten Tagen seines Lebens. Nach Solowjows Tode, der in Lumpen, in widerlicher und schmutziger Armut gestorben war, fand man unter seinen Papieren 169,022

\*) Aus einer Novelle von Herzen. Anmerk. d. Übers.

\*\*) Aus den „Toten Seelen“ von Gogol. Anmerk. des Übers.

Rubel in Wertpapieren und in barem Gelde. In der Zeitung heißt es, daß das gefundene Geld im Departement für öffentliche Fürsorge hinterlegt wurde, während die Leiche des Gestorbenen einer Obduktion unterliegen solle.

Ich dachte über dieses Ereignis nach und näherte mich dem Kaufhofe. Es wurde Abend; in den Läden flammte hinter den großen, etwas angelaufenen Fenstern das Gas auf. Knirschend eilten über den Schnee glänzende Equipagen dahin, mit stolzen Rossen bespannt, mit stolzen Kutschern und hochmütigen Lakaien. Zuweilen erscholl das tönende Aufschlagen eines Hufeisens; auf den Trottoirs wogten Passanten . . . Es war Weihnachtsabend . . . Da tauchte vor mir, unter der Menge, irgendeine Gestalt auf, keine wirkliche, sondern eine phantastische. Ich kann mich ja noch immer nicht von der phantastischen Stimmung lossagen. Noch in den vierziger Jahren bezeichnete und neckte man mich als Phantasten. Übrigens bin ich auch damals durch ein gewisses Ritzchen nicht hindurchgekrochen \*). Jetzt natürlich — graues Haar, Lebenserfahrung usw., aber ein Phantast bin ich trotzdem geblieben. Die Gestalt, die vor mir vorüberglitt, trug einen alten, abgetragenen, wattierten Mantel, der ohne Zweifel seinem Besitzer auch in der Nacht als Decke diente, was man auf den ersten Blick sehen konnte. Ein verbogener Hut mit abgerissenen Rändern saß ihm auf dem Hinterkopf. Darunter traten Büschelchen grauen Haares hervor und fielen auf den Kragen des Mantels. Der Alte stützte sich auf einen Stock. Er bewegte die Lippen, und zu Boden schauend, eilte er irgendwohin, wahrscheinlich nach Hause. Der Hausbesorger, der den Schnee vom Trottoir kehrte, warf ihm mit Absicht eine volle Schaufel auf die Füße; aber der Alte bemerkte es nicht einmal. Als er an mir vorüberkam, schaute er mich an und zwinkerte mir mit einem Auge zu, mit einem erstorbenen Auge, ohne Licht und Kraft, wie wenn man vor

\*) Dieser Ausspruch will höchstwahrscheinlich besagen, daß Dostojewsky den Lokungen der damaligen sozialistischen Ideen in Rußland, welche ihm als utopische Träumereien galten, nicht ganz nachgegeben hat. Im Kreise Belinskys wurde ihm wiederum der Vorwurf der Phantasie gemacht, weil er sich gegen den Materialismus und Atheismus sträubte. Anmerk. d. Übers.



mir das Augenlid eines Toten aufhobe, und ich erriet sofort, daß er derselbe Harpagon sei, der mit einer halben Million auf seinen Lumpen gestorben war und das Maximiliansche Krankenhaus besucht hatte. Und da (ich habe eine rasche Phantasie) stand vor mir plötzlich eine Gestalt auf, die dem Puschkinschen geizigen Ritter sehr ähnlich war. Es schien mir auf einmal, daß mein Solowjow eine riesenhafte Gestalt sei. Er hat die Welt verlassen und sich von all ihren Verlockungen hinter die Schirmwand zurückgezogen. Was geht ihn all dieser leere Glanz an, all unsere Pracht: Wozu Ruhe und Komfort? Was kümmern ihn all diese Gestalten, diese Lakaien, die auf den Equipagen sitzen, diese Herren und Damen, die in den Equipagen sitzen; diese Herren, die im leichten Wagen dahinfahren, und diese da, die zu Fuß wandern, die reizenden jungen Leute, auf deren Gesichtern sich unersättliche Gier nach Kameliendamen und Silberrubeln malt? . . . Was gehen ihn diese Kameliendamen an, all diese Minnas und Armands? . . . Nein, er braucht nichts, er besitzt das alles — dort unter seinem Kissen, das noch der vorjährige Überzug deckt. Mag es auch vom vorigen Jahre sein; er braucht nur zu pfeifen und alles wird zu ihm gehorsam herangekrochen kommen, was er nötig hat. Er braucht nur zu wollen, — und viele Gesichter werden ihn mit einem aufmerksamen Lächeln beglücken. Da ist Wein — er könnte ihm das Blut erwärmen, er könnte ihm helfen, und ist sogar nicht teuer . . . Er braucht keinen. Er ist über alle Wünsche erhaben . . .

Als ich aber so phantasierte, kam es mir vor, daß ich nicht den richtigen Griff getan, daß ich den Puschkin bestehle, und daß die Sache sich ganz anders zugetragen habe. Nein, es war sicher nicht so. Vor etwa 60 Jahren war Solowjow wahrscheinlich irgendwo angestellt; er war jung, frisch, nicht über zwanzig. Vielleicht hatte auch er seine Passionen, fuhr im Wagen, kannte irgendeine Luise und besuchte das Theater, um sich „Das Leben eines Spielers“ anzuschauen. Aber plötzlich geschah mit ihm etwas, als ob er einen Stoß am Ellbogen bekäme — eines jener Ereignisse, die in einem Augenblicke den ganzen

Menschen umwandeln, so daß er selbst dessen kaum inne wird. Vielleicht hatte er irgendeinen Augenblick, wo ihm auf einmal irgend etwas klar wurde, und er vor etwas erschrak. Und nun, während Akaky Akakyewitsch jeden Groschen für einen Skunks spart, so legt er von seinem Gehalt auf die Seite und spart, und spart für die Zukunft, man weiß nicht wofür, nur nicht für einen Skunks. Zuweilen zittert er auch, und ängstigt sich, und hüllt sich in den Kragen des Mantels, wenn er die Straßen passiert, um nicht vor irgend jemandem zu erschrecken, und sieht überhaupt so aus, als hätte man ihm gerade den Kopf gewaschen. Jahre vergehen, und nun beginnt er mit seinen Groschen erfolgreich Wucher zu treiben, immer nur im kleinen, mit Beamten und Köchinnen, gegen sicherste Pfänder. Die Summe wächst, er aber wird furchtsamer und immer furchtsamer. Es vergehen Jahrzehnte. Er birgt bereits bei sich Pfänder zu Tausenden und Zehntausenden. Er schweigt und häuft, häuft ohne Unterlaß. Süß ist es ihm und schrecklich zugleich, und Schrecken drückt ihm immer mehr und mehr das Herz, bis er auf einmal seine Kapitalien realisiert, und sich in irgendeinem armen Loche versteckt. Er hatte zwar anfangs bei sich, in seiner verschimmelten Wohnung, mit gelbangestrichenen Wänden, eine Köchin und eine Katze; die Köchin war dumm, aber ehrlich aus Dummheit. Er aber zankte und schalt sie immerfort; aß Kartoffel, trank Zichorie — und fütterte damit auch die Köchin, die gehorsam und lautlos war. Fleisch kaufte er nur für die Katze, ein Pfund im Monat, und daher miaute sie fürchterlich; und wenn sie miaute und ihm wehmütig in die Augen schaute um Fleischstücklein bittend, und sich an ihm rieb, mit emporgerichtetem Schweife, da streichelte er sie, nannte sie Mascha, aber Fleisch gab er ihr keins. Sein ganzer Reichtum bestand aus einer Wanduhr, mit Gewichten und Stricken, und vor Nichtstun betrachtete er diese Uhr, als ob er wissen wollte, wie spät es sei. Aber die Katze verendete, die Köchin wurde von ihrem Manne geholt, die Uhr ist längst stehen geblieben und auseinandergefallen. Der Alte blieb allein, schaute sich um, bewegte die Lippen, und verkaufte für ein

paar Groschen auf dem Trödelmarkt seine drei zerfallenen Sessel, das Spieltischchen, von dem er schon längst beschlossen hatte das Tuch abzuziehen, um es als Futter für den Hausrock zu verwenden, und es doch nicht verwendete, sondern, die Lippen bewegend, sorgfältig zusammenlegte und es in seinem Bündelchen versteckte. Er verkaufte auch seine Uhr — und mietete sich in einen Winkel ein, hinter der Schirmwand schlief er, aß Kartoffel, jeden Tag sein Quantum vermindernd, lebte in ewiger Angst, zahlte nicht voll aus, und wechselte die Wohnungen ohne gezahlt zu haben, um auch dort nicht zu bezahlen. Und wie oft mag seine Wirtin, eine arme Deutsche, in Papiloten und schmutzig, ihn gedrängt haben, daß er ihr wenigstens einen Teil der Schuld bezahle. Er ächzte und krächzte nur, redete ihr von Frömmigkeit, von Geduld und Barmherzigkeit, bekreuzigte sich den Mund und schlief unruhig und zitternd ein, daß ja niemand sein Geheimnis erfahre, daß ja nicht die Wirtin dahinter komme . . . Und wozu ging er in das Maximiliansche Krankenhaus! Wozu mußte er sich kurieren? Wofür brauchte er das Leben? Und hatte er geahnt, daß seine halbe Million zur staatlichen Aufbewahrung gelangen würde? Übrigens wollte man ja seine Leiche einer Obduktion unterwerfen, um sich zu überzeugen, daß er verrückt war. Mir scheint es, daß durch eine Obduktion solche Geheimnisse nicht aufgeklärt werden. Und war er denn überhaupt verrückt? . . .

Ich trat in den Kaufhof ein. Unter den Arkaden wogte eine Menschenmenge, in der man sich kaum einen Weg bahnen konnte. Alles kaufte für die nahen Festtage ein. Unter den Arkaden wurde meist Spielzeug feilgeboten und standen fertige Christbäumchen aller Art, für Arm und Reich. Vor einem Haufen Spielzeug stand eine korpulente Dame mit einem Lakai in unmöglicher Livree. Die Dame war begleitet von einem stumpfnäsigen und überaus schäbigen jungen Herrn. Die Dame zwitscherte und suchte Spielsachen aus; ganz besonders gefiel ihr ein Figürchen in blauer Uniform und roten Hosen.

— C'est un Zouave, schrillte die Dame; voyez, Victor, c'est un Zouave; car enfin il a . . . enfin c'est rouge; c'est un Zouave!



Und glücklich kaufte die Dame den Zuaven.

Nicht weit von ihnen, vor einem anderen Haufen Spielzeug, standen in einer Menge von Käufern ein Herr und eine Dame und suchten lange nach etwas, das zugleich gut und billig wäre. Das letztere schien dem Herrn ganz besonders am Herzen zu liegen.

— Sieh mal, Herz, es knackt, redete er seiner Lebensgefährtin zu, indem er ihr eine hölzerne Kanone zeigte, die auch wirklich knackte. Schau nur, siehst du, — es knackt!

Und der Herr knackte ein paarmal vor den Augen seiner sehr besorgten Dame. Diese wollte jedoch ein besseres Spielzeug kaufen. Unschlüssig staunte sie die Kanone an.

— Lieber diese Puppe da, sagte sie, hoffnungslos mit dem Finger darauf zeigend.

— Diese Puppe? Hm . . . sprach der Herr. Warum denn, Herz, sieh nur — es knackt?

Seine düstere Nachdenklichkeit, das ernste, um jedes Zehnkopekenstück besorgte Gesicht zeugte, daß er das Geld nicht leicht gewann. Er konnte sich nicht entschließen, und, düster dreinschauend, knackte er schweigend fort mit der Kanone. Ich weiß nicht, was sie gekauft haben. Ich drängte mich weiter durch die Menge fort, verfolgt von „Schillers Andenken“, welches die Buben feilboten, und zu dem sich nunmehr auch Victor Emmanuel gesellte. Hie und da hörte man in der Menge die schüchterne Stimme eines Kindes, das insgeheim bettelte.

— Sehr geehrter Herr, Verzeihung, daß ich mir erlaube, Sie zu belästigen . . .

Ich wendete mich um. Es folgte mir ein Herr, in Staatsuniform, der den bestimmten Eindruck machte, aus dem Amte hinausgejagt zu sein. Es konnte kaum anders gewesen sein. Alle tragen sie dann die Staatsuniform, besonders wenn sie gerichtlich verurteilt worden sind.

Es war ein riesenhafter Herr, gegen die 35, der leibliche Bruder eines Nosedrew\*) in roter Uniformmütze, mit widerlich

---

\*) Ein Held aus Gogols „Toten Seelen“. Anmerk. d. Übers.

frischem Teint und ungewöhnlich sorgfältig rasierter Physiognomie, die so offen und „wohlgeboren“ dreinschaute, daß sie unwiderstehlich dazu reizte, angespuckt zu werden. Ich kenne diesen, er ist mir schon ein paarmal auf der Straße begegnet.

— Bin vom Mißgeschick verfolgt. Habe selbst Notleidenden bis zu 15 Rubeln gegeben. Mein Herr . . . Ihrerseits . . . Wenn ich hoffen darf . . .

Es ist dies nicht der erste solche Herr, der Notleidenden bis zu 15 Rubeln zu schenken pflegte (möchte wohl wissen, wieviel *er* von solchen Notleidenden erpreßte), den ich in den Petersburger Straßen treffe. Bin ich so unglücklich, oder ziehe ich solche Individuen besonders an? Ich erinnere mich an einen anderen Herrn, ebenfalls in grauem, ungewöhnlich reinem und neuem Uniformmantel, mit vortrefflichem Backenbart und mit unbeschreiblicher „Vornehmheit“ im Antlitz. Er drängte sich mir in deutscher Sprache auf, wahrscheinlich um sich vor dem „Publikum“ nicht bloßzustellen; ich wußte nicht, wie ihn loszuwerden. Eine derartige Unverschämtheit ist mir noch nie vorgekommen . . . Und was für prächtige Pompiers oder Eisenbahnarbeiter all diese Bettler abgeben würden! Was für Kraft, was für Gesundheit! Doch die Vornehmheit erlaubt nicht! Und was für „Dentisten“ sie alle seinerzeit gewesen sein mußten! . . .

Aber die Begegnung mit dem Überzieher von widerlich vornehmem Äußeren rief mir eine andere Begegnung vom letzten Sommer, im August, ins Gedächtnis. An jenem Tage hatte ich eigentlich zwei Begegnungen; eine davon war besonders lieb. Ich ging an der Fontanka an einem herrschaftlichen Hause vorüber. Vor der Paradetreppe wartete ein eleganter Zweispänner. Plötzlich schlug der Portier die Türe auf und heraus trat ein junges zierliches Paar. Die Dame, prachtvoll und reich gekleidet, überaus hübsch und überaus jung, flog in den Wagen; ihr folgte ein Herr, ein noch sehr junger Mann, in glänzender Militäruniform, und kaum hatte der Portier die Wagentüre zugeschlagen, als der junge Mann sich in die Lippen der hübschen Dame küssend einsog, die mit Wonne die Liebkosung ent-

gegnahm. Dieses ganze Momentbild erblickte ich durch das Wagenfenster. Sie bemerkten mich nicht: der Wagen jagte davon, und ich brach, auf dem Trottoir stehend, in ein helles Lachen aus. Zweifelsohne sind es Neuvermählte gewesen, die Besuche machten. Nach den Flitterwochen pflegen sich Eheleute nicht im Wagen zu küssen.

Gegen fünf Uhr nachmittag desselben Tages passierte ich den Wosnessenskyprospekt. Plötzlich vernahm ich hinter mir eine schüchterne, schwache Stimme; ich sah mich um — vor mir stand ein Knabe von 12 oder 13 Jahren, mit einem lieben und gutmütigen Gesicht, und schaute mich mit flehendem und verschämtem Blicke an. Er sprach etwas, doch seine Stimme stockte und zitterte leicht. Er war arm gekleidet, jedoch sehr reinlich, in leichtem Sommermantel, mit einer Mütze, aber in recht zerschlissenen Schuhen. Ein altes seidenes Tuch war sorgfältig um seinen Hals gebunden. Aus allem sah man, daß der Knabe einer Familie angehörte, die arm aber ehrlich ist und bessere Tage gekannt hatte. Und man sah auch, daß dieses Halstuch die Mutter selbst oder die ältere Schwester ihm umgebunden hatte. Das Benehmen des Knaben war schlicht und höflich. Auf seinem müden Gesicht lag viel vornehmer, aufrichtiger Ausdruck.

— Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige, sagte er. Haben Sie die Güte, geben Sie mir etwas . . . Und dabei überflog sein Gesicht eine leichte Röte.

Vor Überraschung trat ich einen Schritt zurück. So sonderbar erschien mir seine Bitte.

— Aber wer sind Sie denn? fragte ich erstaunt — und wieso . . . bitten Sie? Ich hätte es wirklich kaum erwartet.

— In aller Frühe haben mich Vater und Mutter zu Verwandten in das Petersburger Viertel geschickt. Sie glaubten, daß ich dort zu Mittag speisen kann. Aber dort . . . konnte ich nicht zu Mittag essen, und nun gehe ich nach Hause; ich bin sehr müde und ich habe großen Hunger . . .

— Und wo wohnen Sie denn?

— Beim Smolenskykloster . . . Geben Sie mir sechs Kopeken



hier im Laden bekommt man Brötchen, ich hab's im Fenster gesehen; diese Brötchen kosten sechs Kopeken; ich werde eins kaufen und mich im Laden ausruhen, und dann werde ich weiter gehen . . .

— Sagen Sie, wer sind denn Ihre Eltern? fragte ich

— Papa war früher angestellt, erwiderte der Knabe, und ich besuchte das Gymnasium. Als aber Papa in diesem Jahre die Stelle verloren hatte, konnte ich nicht mehr in die Schule, das Geld fehlte, und wir sind jetzt . . . sehr arm . . .

Eine Geschichte in wenigen Worten.

Sehr arm, sehr arm!

Die Armut ist ja freilich — nun, sagen wir — ein Ausnahmefall; darüber wollen wir nicht streiten. Es sind doch auch reiche und wohlhabende Leute da; sie haben liebe, kluge, wohlerzogene Kinder; denen kauft man Zuaven, und die Zuaven werden es vielleicht nicht verhindern, daß mit der Zeit aus ihnen gute Menschen werden. Geht es doch bei uns höchst sonderbar zu; nach irgendeinem unbekannten Gesetze; irgendein Gesetz muß ja da walten, denn nach Gesetzen wirkt die Natur und lebt der Mensch. Und dennoch ist es sonderbar. Aus einer Bauernfamilie tritt plötzlich ein Dichter hervor, und was für einer!\*), aus einer Fachschule — ein Denker! Aus diesem Grunde bin ich für den Knaben, den ich getroffen habe, ruhig. Er wird nicht zugrunde gehen. Natürlich ist es um den Vater schade: er wird sich aber schon durchhelfen, wird eine Stelle, eine Zuflucht finden. Wahrscheinlich ist er bereits ein fertiger Mann. Außerdem kann es ja auf Erden nicht ohne kleine Mißgeschicke zugehen; er ist ja auch nicht der einzige, nicht wahr? Und doch ist der Gedanke unerträglich, wieviel düsteren Zynismus, wieviel schwere Eindrücke dieser Knabe aus seiner Kindheit mitbekommen wird. Wird dieser Zynismus seine sittliche Entfaltung nicht beeinflussen? In welcher Weise? Als Abscheu vor diesem Zynismus oder als eine jener Anpassungen, welche die Seele für immer verderben? Dieser Knabe hat bereits die

---

\*) Anspielung auf den Dichter Nikitin. Anmerk. d. Übers.

Schule besucht, er begreift schon vieles; er errötet und schämt sich. Er ist ehrlich und hat bereits nachgedacht, denn das Unglück lehrt denken, manchmal sogar allzufrüh. Also, welche Spuren wird in ihm diese zufällige Bettelei hinterlassen? Wird er an diesen Tag mit Abscheu und Schaudern zurückdenken, oder wird er sich in einen „stellenlosen“ Müßiggänger verwandeln, in Uniformmantel und mit widerlich vornehmem Äußern? Doch . . . beruhigen wir uns. Wozu diese nutzlosen Fragen? Die Armut ist stets eine Ausnahme; alle leben und leben irgendwie. Die Gesellschaft kann ja nicht insgesamt reich sein; die Gesellschaft kann nicht ohne zufälliges Mißgeschick bestehen. Nicht wahr? Ich könnte sogar eine Geschichte von einer höchst originellen und fast graziösen Armut erzählen. Doch diese Geschichte wollen wir uns aufsparen. Möchte nur noch hinzufügen, daß wenn alle — nun, sagen wir — reich wären, so müßte es höchst eintönig werden; außerdem entwickelt die Armut den Menschen, erzieht ihn manchmal zur Tugend . . . nicht wahr?



*Ferruccio Busoni:*

## DAS WANDBILD

EINE SZENE UND EINE PANTOMIME

*An Philipp Jarnach*

\*

### PERSONEN DES SCHAUSPIELS:

Der Antiquar  
Novalis, Student  
Dufait, sein Freund

### PERSONEN DER PANTOMIME:

Der Priester  
Das Mädchen  
Der Richter  
Novalis  
Die Gefährtinnen

\*

### ORT DES SCHAUSPIELS:

Ein Antiquitätenladen in der rue Saint-Honoré, 1830.

### ORT UND ZEIT DER PANTOMIME:

Die Geisterwelt der Chinesen.

*Das Innere des Antiquitäten-Ladens, mit Kuriositäten aller Art gefüllt. An der Wand, in der Mitte, fällt das lebensgroße Bild eines Mädchens auf, in chinesischer Tracht und mit offenen Haaren dargestellt. Eine Standuhr schlägt 8, als der Vorhang aufgeht. Von der Straße her treten ein: Novalis und Dufait.*

Dufait: Ja, ist denn hier kein lebendes Wesen?

Novalis: Ich habe eher den Eindruck, als ob alles hier darauf wartete, Bewegung anzunehmen —

Dufait: Hm, es sieht so aus, als ob ein Sonderling das kurioseste Gerümpel auf einen Fleck gehäuft hätte —

Novalis: Hier muß manches Unerklärte sich vorfinden —

Antiquar (von hinten unbemerkt eintretend): — Je nachdem, wie man es schaut, meine jungen Herren! Ich sehe es Ihnen an, Sie (zu Dufait) muß man erst überzeugen; Sie (zu Novalis) vielleicht warnen — — —

Dufait (sich zerstreut umschauend): — Wir kommen nicht ungelegen?

Antiquar: Ich war eben im Begriffe, meinen Laden zu schließen. — Aber für Liebhaber des Besonderen und — für die Jugend bleibt mir immer Zeit. Bitte, meine Herren. Sie finden vieles vor, vom alten Ägypten bis zu Napoleons Zeiten, und vernünftige Preise. Sie lächeln? Es ist eine Kunst, Preise zu machen. Eine Kunst anzukaufen, eine Kunst, die Artikel loszuschlagen. Ich lernte sie ein wenig im Orient — der Orient, das Land der Wunder und des Betruges. Oh — ich bin weder ein Wundermann, noch ein Betrüger — — bitte, sehen Sie sich nach Gefallen um. — Dieses Uhrwerk? Ja, recht eigenartig, recht eigenartig. Man behauptet, es schlage außer der Zeit, ein Jahr vor dem Tode des Besitzers. Nun, ich bin fast hundert Jahre alt, und es hat noch nie außer der Zeit geschlagen. Hihi — das beweist noch nichts. (Nüchtern) Holland — siebzehntes Jahrhundert — dreitausend Francs. Soll ich es Ihnen vorführen? . . . Ein recht eigenartiges Werk. Hier: Sonnen- und Mond-Zeiten, ein regelrechter Kalender. Mittags tritt Christus auf, um Mitternacht der Tod. Es hat eine hübsche Weise im Leib . . . (Er läßt das Uhrwerk spielen) — Hübsch — hübsch — hihi -- traulich und doch etwas schwermütig — recht eigenartig, recht eigenartig — um Mitternacht können Sie den Tod erblicken — vielleicht genug von dem? Wie Sie wünschen.

Dufait: Der Alte scheint ein geriebener Charlatan . . .

Novalis: Ich weiß nicht recht . . .

Antiquar: Ah, Sie zweifeln, Sie zweifeln, ich kanns Ihnen nicht verdenken. — Man kommt von der Straße, vom Kaffeehaus, — man erwartet wenig . . . Sie halten mich wohl für einen Juden? Nein, ich bin kein Jude, auch kein Europäer. . . . es ist sehr schwer zu bestimmen . . . sehr schwer . . . doch

es kommt nicht darauf an. Die Neigungen, die Neigungen, . . . die machen den Menschen, . . . die Luft, die ihn umgibt . . . Was lebt? Was ist tot . . .? Unlösbare Fragen . . . ja, gerade diese Mumie, ein interessantes Stück, gerade diese Mumie kann darauf einiges erwidern . . . ich sage: einiges. Wer kann alles beantworten? Immerhin — immerhin — ein interessantes Stück. — Wünschen Sie es näher zu besichtigen? (Nüchtern) Zweites Jahrtausend vor Christi, Theben, unverkäuflich. Sie sehen, ich bemühe mich nicht des Geschäftes halber. Freue mich über der Jugend Wißbegier. Der Jugend Wißbegier hält des Meisters Bewußtsein . . . das geht vorüber . . . doch kommt neue Jugend wieder . . . ist es gefällig, daß ich den Kasten öffne? Mit Vergnügen.

Dufait: Was wird er nun vorgaukeln . . .?

Novalis: Es ist doch recht ungewöhnlich . . .!

Antiquar: Wenn die Uhr schlägt . . . jetzt! . . . dann wird das tote Ding beweglich — man begreift nicht den Zusammenhang — Holland — Ägypten . . . Jahrtausende dazwischen — und doch, und doch — — sehen Sie — nun tritt sie vor — — die Kreise schließen sich in der Zeit — es muß ein geheimes Gesetz walten — da! — bitte! — ist das nicht seltsam? Ein interessantes Stück . . .

Dufait: Ein kunstreicher Automat.

Novalis (hat sich abgewandt und betrachtet das Wandbild).

(Die Mumie tanzt nach dem Spiele der Uhr und steht mit dem letzten Tone wieder in ihrem Kasten. Der Antiquar schließt sorgfältig den Deckel.)

Antiquar: Nun, ich glaube, das Merkwürdigste hätte ich Ihnen gezeigt — sonst noch etwas . . .? Oh, alles weniger bedeutend, aber echte Stücke, authentisch, — jedes garantiert und nachweisbar . . .

zum Beispiel diese Rüstung — (er zeigt auf eine altchinesische goldene Rüstung, in deren Helmstück an Stelle des Gesichtes eine schwarze Maske steckt).

Novalis: Wessen ist das Bild?

Antiquar: — diese Rüstung ist das älteste Stück meiner Sammlung. Daran knüpfen sich bewegende Erinnerungen —

wenn meine kleine Tochter — sie weilt jetzt unter den seligen Geistern — unartig wurde —

Novalis: Ich sage, wessen ist dieses Wandbild!?

Antiquar: . . . Sie meinen die lebensgroße Figur? —

Novalis: Wen stellt sie dar?

Antiquar: Wer das wüßte, wer das wüßte . . . Man reist, man kauft auf gut Glück, die Dinge sind seit Jahrhunderten verschleppt — keine Unterschrift . . .

— War nun das Kind widerspenstig, dann zog ich Rüstung und Maske an — Kinder sind drollig — hi-hi — es erkannte mich nicht — ich glaube, ich habe es zu Tode geschreckt —

Novalis: Was faseln Sie da! Verstecken Sie sich nicht weiter — !

Dufait: Mein Lieber, diese alte Geschichte ist viel interessanter, als so ein chinesisches Familienporträt — hören wir, bitte, erst zu Ende.

Antiquar: Ganz richtig — trefflicher junger Mann — ein klarer Verstand — Sie stehen auf dem Boden der Realität und verschmähen nicht einen romantischen Zug —

Novalis (faßt den Antiquar an die Brust): Ich will wissen, was dieses Bild bedeutet!!

Dufait: Du bist sinnlos. Laß den alten Mann fahren (er bringt sie auseinander).

Antiquar: Ah, sehr verbunden, sehr verbunden — Sie haben mir da einen Dienst geleistet — wacker, wacker! — Dafür will ich Ihnen ganz allein noch etwas Besonderes zeigen, ja, verehren . . . gewiß verehren, verehren . . . mein Verehrungswerter . . . etwas nach Ihrem Sinn — folgen Sie mir hierher — (sie gehen zur Seite).

Novalis (an das Bild): Wer bist du? Ich liebe dich. Ich will zu dir — —!

(Er rennt gegen das Bild und durch dasselbe.)

(Man sieht noch die beiden anderen miteinander verhandeln — die Bühne wird darüber völlig finster.)



## PANTOMIME

Wenn die Bühne wieder erhellt ist, gewahrt man den Jüngling — (vom Rücken gesehen, an der Stelle, wo er zuerst verschwand) — in einer durchaus fremdartigen Umgebung, als Zuschauer eines religiösen Tanzes von Jungfrauen um die Bildsäule eines unbekannten Gottes. Hyper-exotische Bäume, auf denen fabelhafte Vögel sitzen; im Hintergrunde die Aussicht auf Tempel phantastischer Bauart.

Ein uralter Priester singt vor — ohne Text — der Mädchenchor antwortet. Der Tanz endet, die Mädchen entfernen sich — schöne Figuren bildend — ein Vorhang wird geschlossen, der die Bühne nach vorn abteilt. Rechts und links zwei mächtige Kandelaber, in der Mitte steht ein Diwan. Das eine Mädchen — in dem man das Original des Wandbildes erkennt — ist zurückgeblieben, eine Blume in der Hand, mit der es den Jüngling zu sich winkt. Sie lassen sich auf den Diwan nieder, sehen einander liebevoll-verzückt an, küssen einander.

Mädchenchor (tritt, auf den Fußspitzen, auf, erst einzelne, neugierig, dann mehrere; schauen, kichern, sehen einander verständnisvoll an, beginnen):

Du loses Kind —  
 Nun bist du Braut —  
 Nun wirst du Weib —  
 Und bald  
 Und bald  
 Fruchtet dein Leib.  
 Sei froh, sei froh —  
 Ach um dein Leiden  
 Möchten wir neiden  
 Dich, die wir meiden.  
 Saaten und Blüten  
 Sollst du nun hüten,  
 Dein Sommer kommt.  
 Bevor wir scheiden  
 Laß uns dir dienen  
 Als Priesterinnen  
 Ehlichen Bundes.

Laß deine Flechten  
 Nach aufwärts richten,  
 Wie sich's geziemt.

} Sie ordnen ihr die Haartracht  
nach Frauenart.

Steig're die Würde  
 Reifender Anmut.  
 Heil deiner Bürde,  
 Heil deinem Kinde,  
 Segen dem Sterblichen,  
 Der dich gewann.  
 Eins ist der Augenblick  
 Ewig die Folge:  
 Koste das Glück.  
 Wollen nicht stören,  
 Trüben, noch klären,  
 Die wir verehren:  
 Ziehn uns zurück. (Sie gehen zögernd, flüsternd ab.)

Die Bühne wird in tiefere Dämmerung gesenkt. Die beiden Liebenden liegen, undeutlich, in inniger Umarmung. Schwere Tritte, Gepolter, Kettengerassel werden hörbar. Der Jüngling, durch die Angst des Mädchens gewarnt, flüchtet hinter den Vorhang. Ein schwarzer Riese in goldener Rüstung, mit Ketten behangen und mit einem Hammer bewaffnet, tritt furchterregend auf. Er deutet drohend auf den Diwan, packt das Mädchen am Arm, fordert sie auf einzugestehen. Das Mädchen leugnet durch Gebärden, macht sich los, leugnet entschiedener. Der Schwarze späht umher, scheint unschlüssig; da entdeckt er die geänderte Haartracht des Mädchens. Er zeigt boshaft triumphierend auf diesen Beweis, schlägt das Mädchen in Ketten, versinkt mit ihr. — Die Bühne verfinstert sich noch mehr. Ein starkes Pochen wird vernehmbar, man sieht den Kopf des Jünglings vorsichtig durch die Spalte des Vorhanges spähen . . .

## VERWANDLUNG

### Der Antiquitäten-Laden

(Das Wandbild zeigt die veränderte Haartracht.)

Antiquar . . . (fortfahrend): Stecken Sie das kleine Ding zu sich, es mag Ihnen vielleicht von Nutzen sein . . . auch Gegenstände haben ihre Seele . . . hi-hi . . . zumal wenn sie in Sym-

pathie stehen mit dem, der Sie behandelt. — Danken sie nicht . . . Sie verbinden mich, wenn Sie die Kleinigkeit annehmen . . . Sie haben mir einen Dienst geleistet . . . wacker, wacker . . .

Dufait: Sie sind ein besonderer Mann — trotz Ihren Seltsamkeiten . . . es wird mir schwer, Ihnen zu widersprechen . . .

Antiquar: — wozu, wozu? ein alter Kerl, der Zeit hatte, viel zu sehen — Diese Anhäufung von Erfahrungen mag befremdend wirken — — gar erschreckend — — ich kann's verstehen . . . Ihr Freund —

Dufait: Ja, wo ist er geblieben? (Lachend) Können Sie auch Leute verschwinden machen? (Besorgter) Aber in der Tat . . .

Antiquar: Oh, sorgen Sie sich nicht. Er hat sich in den Nebengemächern verzögert . . . ja, der Laden hat auch Nebenräume — dahinter stehen noch manche Sehenswürdigkeiten — jedenfalls ist er nicht weit — warten Sie — (Er klopft an eine Seitenwand, sofort sieht man den Kopf des Jünglings durch den Vorhang einer Tür spähen, genau in der Stellung, in der man ihn zuletzt sah) — Ah, da sind Sie ja — ich wartete — ich wußte — nun, Sie haben die Zeit anregend verbracht?

Novalis (tritt vor): Was wissen Sie um das Bild? Jetzt sprechen Sie!

Antiquar: Aber, aber . . . Sie sind erregt — Sie wurden schon einmal heftig —

Novalis: Sprechen Sie!

Antiquar: Was soll ich sagen? Ich glaube, Sie wissen um das Bild mehr, als ich weiß . . . hi, hi, mehr, als ich weiß — Sie sind ein Kenner, . . . hi-hi . . . Wozu die Fragen?

Dufait: — Ich verstehe dich nicht. Was findest du so Außerordentliches an dem Bilde? (er schaut auf das Bild) — ah, der artige Kniff! Sieh, wenn man den Standpunkt wechselt, da wechselt die Haartracht —

Novalis: Ah —!

Dufait (er geht auf und nieder): — merkwürdig, daß ich den ersten Gesichtspunkt nicht wieder finden kann . . .

~~~~~  
Novalis (zum Antiquar): Wie erklären Sie das?

Antiquar (achselzuckend): *Gesichter haben ihren Ursprung in denen, die sie schauen.* Ich erlaubte mir eine ähnliche Anspielung, als Sie zuerst eintraten. Was könnt ich erklären?

Novalis: Komm — mir schwindelt — ich muß an die Luft — (Sie gehen fort.)

Der Antiquar verschließt die Läden.

Die Uhr schlägt 9.



*Henry van de Velde :*

## LA PRÉSENCE DU CŒUR

L'heure de la Paix sonnera pour tous.

Les Hommes cesseront-ils de se haïr en même temps que de se combattre ?

Montreront-ils la même docilité à suivre l'ordre de se réconcilier qu'ils ont suivi docilement celui de se ruer les uns sur les autres ?

Je ne m'étonnerais nullement de ce résultat.

L'école de l'obéissance passive a fêté des triomphes durant ces trois dernières années.

— „Rue-toi sur ceux que nous t'avons désignés comme ennemis!“ — „Jette-toi dans les bras de ceux que tu as combattus!“ Ces deux commandements ne diffèrent pas plus entre eux qu'un ordre d'un contre-ordre. Ni l'un ni l'autre n'accorde de place à la réflexion.

Il faut bien admettre que cela n'a pas grande importance puisque la foule se soumet si aveuglément ; ou bien, serait-ce la foule, elle-même, qui manque d'importance, *précisément parce qu'elle est si docile et si aveugle ?*

L'expérience est faite de la fragilité et de l'inconsistance des convictions „internationales et pacifiques“ et des liens de la „grande famille des peuples“ !

Pourtant, on vous rendra, foule, après la guerre, ces jouets ! Les enfants s'amusez divinement avec des jouets bien plus détériorés et on vous priera de reprendre au plus vite vos jeux et vos jouets cassés. — „Réconciliez-vous“ ; — ça fait le jeu de ceux qui vous gouvernent autant que ça faisait leur jeu, précédemment, de vous voir vous entre-égorger !

Dès que la Paix fait le profit des gouvernements et des marchands, leur profit devient, notoirement, le vôtre!

A cet instant on vous permettra de rentrer chez vous, de retrouver enfin le foyer et les vôtres; on vous commandera de vous réconcilier avec ceux dont vous fûtes les „farouches ennemis“!

Quant à nous, qui n'avons jamais haï, vous nous permettrez bien d'en rire de ce genre de réconciliation. Elle ne ressemblera que trop à ces réconciliations de famille, préparées par la „bonne parente“. Les deux partis brouillés se rencontreront „comme par hasard“ et selon une convention discrète et préliminaire, on se tendra les mains et „on n'en parlera plus“! — Surtout on se gardera bien d'agiter la question de la faute. Il est entendu que „chacun en a sa part“ et on peut d'autant mieux s'accommoder de cette convention conciliante -- „qu'on n'en parlera plus“!

*Et qu'est-ce qui existe, si l'on n'en parle pas? Pas même la faute, pas même le crime!*

Il faut ça — sans quoi — comment renouer? Et comment rétablirait-on l'ordre dans le monde, si l'on ne commençait pas à rétablir, à renouer des relations d'affaires?

Les premiers émissaires sont prêts à partir vers les différents pays. Ils interrogent d'un œil défiant les frontières, au delà desquelles ils attendent de s'aventurer. Et, sans aucun doute, ils la conclueront, l'affaire, et les premières mains tendues échangeront de l'or. — „Avec quelque répugnance“, déclareront-ils. Et ils se vanteront au retour d'avoir fait œuvre de pionnier et d'avoir „jeté les premiers ponts“!

Mais qu'on n'aille pas les soupçonner „de s'être avancés trop!“. Ils s'en sont strictement tenus aux conventions de la „bonne parente“. On n'a parlé de rien...; de rien que d'affaires!

Et les affaires nécessitent des sacrifices et des rapports qui en coûtent à la susceptibilité de ceux qui les pratiquent. Ainsi, n'est-il pas notoire que les meilleures affaires „se font à table“!

~~~~~

Au reste, ceux avec lesquels ils consentirent à cette „extrémité“, étaient de „braves gens“; n'ayant participé en rien — par exception — aux horreurs commises.

On ne peut, raisonnablement, pas se refuser à admettre qu'il y a de braves gens partout et dans tous les pays; et c'est une grande consolation pour ces braves-gens-de-partout de penser qu'ils se retrouveront un jour à la même table — pour le triomphe et par le triomphe de la vertu; pour et par le triomphe des affaires!

Pourtant ceux-là seront parmi les plus acharnés contre ceux qui se sont réconciliés *avant* l'heure, sans arrière-pensée, sans excuse; simplement parce que la Paix s'était faite dans leur cœur et qu'ils se consumaient „dans cette attente d'aimer ses ennemis“ en laquelle Tolstoï pressentait une „douceur merveilleuse“ — et „le sentiment d'une joie pure se manifestant en proportion inverse de l'attrait que nous inspire l'objet aimé“!

La sincérité et l'indépendance de ces „idéalistes“ étourdis pourrait donner à penser que leur propre réconciliation pût être véritable!

Or, leur sincérité n'est qu'affectée! Ils veulent bien, pour des raisons „d'ordre supérieur“ traiter, passer et repasser les ponts d'or; se réconcilier, en apparence, mais il ne faudrait pas, quoiqu'ils y aillent de tout leur cœur, qu'ils se soupçonnassent entre eux d'associer à leurs manigances, leur cœur!

Il ne faut pas réveiller les morts. Le cœur, c'est l'hôte indésirable, que la société a banni aussi jalousement de la religion que de la morale, du travail et de la politique; de tout enfin ce qui constitue les rapports entre les individus et les nations.

*Le cœur est à la religion, à la morale, à la politique et aux rapports entre les nations ce que l'outil est aux produits sortis de la main de l'homme.*

Celui-ci éveille, dans la matière inerte, une vie puisant en nous tout ce qu'elle exprime. Ses traces dévoilent nos émotions

et confirment l'intimité des rapports de sensibilité établis entre eux et nous.

Mais quelles institutions religieuses, politiques ou sociales révèlent encore la moindre trace de cet outil sublime qu'est le cœur ?

Notre époque n'a-t-elle pas consacré le triomphe de la machine sur l'humble et lent outil ? N'a-t-elle pas reconnu qu'il y a excès et imprudence bien inutiles et bien dangereuses à épuiser nos émotions, notre vie, à donner notre sang pour vivifier des institutions qui pour leur fonctionnement n'exigent pas de nous pareils sacrifices et se satisfont „à meilleur compte“ ?

N'y a-t-il pas longtemps que se disent, dans les Eglises, les messes et les offices ; que se prononcent dans les Parlements, les discours ; que se donnent dans les Ecoles, les leçons et les cours ; que se font, dans les Bourses, les affaires ; que s'échangent entre amis les visites, les confidences et les hommages, qu'ils se rendent entre eux des services — *à la machine* ?

En plus, les différentes formes de gouvernement et toutes leurs institutions se sont dépouillées des organes de la sensibilité et de la faculté d'émotion.

Le principe des rapports entre humains fut faussé au fur et à mesure que la présence du cœur et tout ce qui pouvait émaner de lui et se prolonger dans les institutions a cédé la place à un mécanisme fonctionnant sans l'intervention de la grâce et des sentiments bienveillants du cœur !

Dans des conditions normales, c. à. d. en dehors de la déformation du cerveau et de l'aveulissement du caractère provoqués par la discipline et l'obéissance passive, une communauté d'individus sensibles ne supporterait pas d'être régie par des institutions dépourvues de sensibilité et d'émotion. Chaque individu doit pouvoir, à tout instant, à chacun de ses actes, faire appel au „cœur“ et aucun lien ne sera réel entre l'individu et la nation s'il ne suppose la résonnance des sentiments de chacun dans le cœur du „Père“ !



Les rois, à ce qu'ils disent, héritent le pouvoir par la grâce de Dieu. Ils devraient, dans ce cas, avoir hérité de sa bonté. Mais leur cœur est pareil à leur „maison“, où à chaque fenêtre et à chaque porte se tient un chambellan, borné et obsequieux, ou un policier borné et brutal! Nous approchons de Dieu plus aisément que des rois.

Les communautés religieuses sont les derniers exemples d'une organisation tenant compte de la résonnance des sentiments de chacun dans le cœur du „Père“! Les autres formes gouvernementales ne procèdent pas autrement que les machines.

Les peuples et les nations sont aussi veules et aussi laids que les produits des machines, dont l'industrie victorieuse inonde le monde; que ces objets à la conception, à la fabrication, à la vente même desquels aucune émotion, aucun facteur de sensibilité n'ont participé!

Nous devons absolument reconquérir le *gouvernement paternel*, autant que nous devons ressusciter les objets et les produits sensibilisés. Nous devons reconnaître „les Pères“, afin qu'ils nous gouvernent. Est-ce à dire une assemblée de vénérables? Que non. Ils s'agit de tous ceux qui sont doués — quelque soit leur âge et leur profession — des vertus admirables et éternelles de ceux qui sont capables de se dévouer, d'aider et de comprendre; d'étendre à tous les bienfaits de la bonté et de l'indulgence, l'amour et le sacrifice que le „Père“ digne de ce nom, accorde à ses enfants!

Les occasions n'ont vraiment pas manqué au cours de la guerre mondiale, ni au front, ni à l'arrière, de désigner ceux qui, dans les circonstances les plus difficiles, n'ont pas trahi leur cœur.

En pleine tuerie, sa présence s'est manifestée autant que dans l'horreur et le remords de l'ouvrage accompli, autant que dans la haine et le mépris de ceux qui l'ont commandé et provoqué!

Désormais, ce sont ces „élus“ qui agiront et parleront „au nom du peuple“. Même à l'heure où ils parleraient en le leur

propre, ils parleront au nom du peuple, parce que leur cœur est le miroir en lequel le cœur de tout un peuple projette ce qui l'émeut, le trouble, le réjouit ou le pousse à l'action.

Par la souveraineté du peuple, j'entends la souveraineté du cœur. Sa présence exclut d'avance toute action menaçante, méchante et hostile.

Si un individu se rue sur un autre pour le dépouiller de sa terre ou de ses biens, c'est qu'il a été abandonné par son cœur, et il devient un monstre. Un individu, séparément, peut ainsi devenir un monstre. Mais il n'est pas d'exemple d'une nation dont tous les membres deviendraient — à la fois — des monstres, ni d'une nation qui se serait ruée sur une autre pour lui ravir sa terre et son bien — *sans qu'elle y eût été poussée par ceux qui la gouvernent.*

Ainsi, si l'on a pu voir, au cours de l'histoire du monde, des peuples poussés à la conquête de terres et de biens, dont il ne leur resterait rien entre les mains, on n'a jamais vu un peuple pousser ses rois, son gouvernement, ses généraux à des conquêtes que ceux-ci n'auraient pas entrevues, ni tentées après les avoir entrevues et convoitées.

Au moins, s'il se présentait une exception à cet axiome, verrions-nous le peuple perpétrer l'abomination avec conscience et le crime commis, dès lors, volontairement, l'avilirait-il moins que celui qu'il est entraîné à commettre sans la participation de sa conscience et de sa volonté!

Un monde régi selon les besoins et les inspirations du cœur supprimerait bientôt les frontières.

La bonté, la compréhension et l'indulgence rayonneront d'une nation vers l'autre. Ce rayonnement agira comme la volupté et l'ardeur qui s'emparent de deux êtres. Ils se dépouillent de leurs vêtements parce qu'ils veulent se rapprocher et se faire mutuellement le don de leur corps.

Les nations qui font tomber les barrières de leurs frontières se dépouillent comme des corps et dès lors s'accomplira

~~~~~  
l'échange de ce qui peut les féconder réciproquement, assurer l'avenir du monde et prolonger dans l'infini des temps ce que ressent et ce dont déborde le cœur de tous ceux qui recherchent dans ce rapprochement et dans cette communion une fatalité non moins irrésistible que celle de la volupté charnelle et des délices non moins énivrants que ceux qu'elle procure.

Quand l'heure de la Paix aura sonné pour tous, ni les marchands, ni les politiciens, ni les bonnes-gens-de-partout ne se réconcilieront *véritablement*.

Pour affronter le scepticisme, la raillerie, l'emportement, la suspicion et la calomnie de ceux qui sont des gardiens aussi jaloux de leur haine que l'avare l'est de son bien, il faudra, en toute occasion, un courage qui ne sera pas moindre que celui de ceux qui ont supporté toutes les souffrances, toutes les privations, surmonté toutes les horreurs du carnage, de ceux qui ont subi l'interminable et cruelle violence de l'occupation.

Ce courage simple, froid, obstiné et constant sera pareil à celui du prêtre qui, pour vaincre et avoir raison, s'appuie uniquement sur sa foi et la seule présence de son cœur!

Lac de Thoune; Sept. 1917.

*Mynona:*

## NEUES KINDERSPIELZEUG

*„Aber nun laßt mir diese Kinderstube, meine eigne  
Höhle, wo heute alle Kinderei zu Hause ist.“*

*(Also sprach Zarathustra.)*

Das ganze, das ganze Leben sollen unsre lieben Kleinen kennen lernen! Man wende nicht ein, daß sie ja noch für so Vieles keinen Sinn hätten. Fürchtet ihr euch denn, ihren nur schlummernden Sinn für Alles — für Alles — zu wecken? Oh pfui! Wollt ihr Feiglinge heranzüchten?

Ganz falsch und verhängnisvoll schädlich ist es, die Kinderlein für unvollständig zu halten. Sie sind so vollständig wie wir Erwachsene; sie sind nur in jeder Hinsicht enger, kleiner, feiner, schwächer; aber nichts Menschliches ist ihnen fremd und sei ihnen fremd!

Beachtet es wohl! Das Erziehungsprinzip, wonach man die Kinder möglichst lange vom echten, vollen, runden Leben abhält, ist absurd. Nicht durch Fernhaltung erziehe man, sondern mitten im Elemente des so ängstlich Gescheuten sollen die Kinder schon spielerisch schwimmen und fliegen und so das Furchtbare, Ekelhafte, Böse oder Gemeine und Kranke überwinden und beherrschen lernen.

Oh! Gerade in dieser so kostbaren Periode der Unschuld und Arglosigkeit werden sich alle jene Dinge, welche später schon gefährlich, verführerisch und gleichsam schuldig verstanden werden, mit der reinsten Kindlichkeit so innig durchtränken, daß schließlich, wenn, Generationen lang, die Kinderlein auf Alles — aber auch auf Alles in der Welt — vorbereitet werden, das ganze Leben von Unschuld duften wird. Sei es



mir doch gestattet, in diesem Sinne einige Vorschläge zu machen: sie betreffen das Kinderspielzeug.

Das Kinderspielzeug wird bisher von . . . . Feiglingen erdacht. Gewiß gibt es z. B. auch hier Soldaten, Festungen, Kanonen, Schlachten, Wehr und Waffen, so daß es knallt, dampft, zischt und prasselt, heftige Kämpfe geliefert werden. Aber es fließt z. B. kein Blut, die Sache bleibt trocken. Man führe Blut ein (natürlich künstliches!), und sofort macht es auch den Kindchen mehr Spaß. Das ist kolossal leicht: man verfertige hohle Soldaten mit siebartigen Öffnungen. Purzeln sie um, so verspritzen sie rotgefärbtes Wasser. Um granatenartige Wirkungen zu erzielen, nehme man magneteiserne Soldatchen, deren Glieder sich, auf einen Anprall hin, loslösen; man repariert sie rasch. Verunglückende Flieger, Soldaten zum Explodieren und restlosen Verschwinden macht man aus Glas, nach Art der Bologneser Fläschchen. Das Massengrab darf in keinem Soldatenkästchen fehlen, so wenig wie ein gutes Musterungsbüro, ein Lazarett mit gut imitierten Verwundeten, an denen die kleinen Ärzte Operationen, Amputationen u. dgl. vornehmen können. Ich ließ für meine Kleinen von ehrsamem Handwerkerhand einen Lazarettzug mit Leichnamen, Verwundeten, Ärzten, Schwestern, mitreisenden Witwen, Waisen und andern schwarzgekleideten Trauerpüppchen anfertigen und erregte damit Jubel über Jubel.

Auf diese Weise wird die spätere echte Trauer durch diese kindlichen frohen Eindrücke verklärt und gelindert. Und wie tiefsinnig! Zum Beispiel vor Gott ist unser Leidwesen klein, und wir Alten schließlich auch nur lauter Kinderchen. Füsillierung ist ein sehr hübsches Spiel; desgleichen sollte auch eine Menge Zivilbevölkerung in militärischem Spielzeug enthalten sein, mit lütten Barrikaden, ansonst man nicht „Revolution“ spielen könnte. So leicht wird dann keine Mama mehr plötzlich von der Sorge befallen werden: was schenke ich meinem Helmut zu Weihnachten?

Überhaupt! Kinderspielzeug kann gar nicht realistisch genug ersonnen sein. Was macht sich mein Junge aus einer

Kuh, die nicht gemolken werden kann? Ein Gummiballon-Euter und die Sache klappt und macht enormen Spaß.

Und immer noch fragt Tante Paula und ringt sich härmend die Hände: soll ich die Kleinen aufklären? Aber Tante! Du sollst es. Du sollst dir zu diesem Zwecke eine Wöchnerin-Puppe besorgen. Gerade weil die Kinder diese Eindrücke so unschuldig hinnehmen, sollen sie daran gewöhnt und dadurch gegen deren spätere Verfänglichkeit geschützt werden: Kinderspielzeug ist prophylaktisch. Es ist schade, daß mir hier eine verlogne Dezenz den Mund zuhält. Schamhaftigkeit ist gewiß sehr schön, aber ihre Verbindung mit der Feigheit, statt mit dem Mute, ist häßlich, ist Prüderie. Es gibt eine schamhafte und eine schamlose Entblößung des Leibes. Denn die wahre Scham bezieht sich ja gar nicht auf die Dinge, sondern auf die Gebärde, mit welcher sie diese Dinge zeigt: sie selber ist so sehr Schleier über allem Schlimmen, daß sie objektiv keine Schleier mehr braucht, sondern gerade sie sich ihrer Nacktheit nicht mehr schämt.

Welche begeisternde Idee! Eine entzückende kleine Morgue mit allem Drum und Drin; eine Anatomie; ein Mutterheim mit Hebammen (von Vater keine Spur). Wundervoll gelingende kleine Bombenattentate mit entzwei gehenden, leicht heilbaren Prinzen. Warenhäuser mit automatisch funktionierenden Brandstiftungen, Einbrüchen, Diebstählen. Auf vielerlei Weisen ermordbare Opfer- und die zu ihnen gehörigen Mörderpuppen mit allen einschlägigen Instrumenten.

Denken Sie an entzückende kleine Leichenwagen und Särgechen, an Puppenfriedhöfe und Krematorien mit drolligen Gräberchen und Urnen, Leichensteinchen mit abwechselbaren Inschriften, Pastören und anderen Puppen.

Warum sollte das Kind nicht sein kleines Museum haben? Es lernt den Wert von Bildern, Plastiken etc. vorahnen — es kann gar nicht genug vorahnen!! Es soll nicht unwissend gehalten werden, erlebe Alles.

Warum versagt man ihm seinen zierlichen Reichstag? Wieswegen fehlt ihm eine federleicht einbalsamierbare Monarchen-

leiche? Meine Kinder lachten neulich Tränen über eine der niedlichsten Sozialistenversammlungen bei Streik und weinenden Müttern, auf welche jenes Kreisel losgelassen wurde. Ich nahm wahr, von welcher sieghaften Höhe hinab alles Menschliche zu erblicken und zu betreiben, sie sich einübten. Glauben Sie denn, diese Vogelperspektive schwäche alsdann die Tatkraft? Unsinn! Lähmt sie denn die Energie der Adler und anderer Immelmänner?

Sogar Seuchen und Hungersnöte sind für Kinderchen darstellbar. Dick und mager werden könnende Hunger-Gummi-Puppen sind streng ergötzlich! Geschwür-Puppen furchtbar komisch. Guillotine und Galgen möchten wenigstens meine Kleinen nicht mehr missen. Ein Asyl für Obdachlose — das Appetitlichste, das man sich denken kann. Ob man (vermittels Stinkbomben) die kleinen Rotunden und über- wie unterirdischen Bedürfnisanstalten auch für die lieben Näschen überzeugend machen solle, wage ich nicht zu entscheiden. Dagegen bin ich bestimmt für Paradies mit Sündenfall; für kleine Kirchen (allen jüdischen Kindern Synagogchen), resp. Moscheen u. a.

Eisenbahnspielzeug ohne die Möglichkeit, Katastrophen darzustellen, macht nur das halbe Vergnügen. Sollen aus Kindern einmal ganze Kerle werden, so darf man ihnen nichts Menschliches verbergen. Ihre Unschuld sorgt schon unwillkürlich für alle nötigen Schranken, und später, wenn diese Schranken sich allmählich erweitern, trifft das Neue auf vorbereitete Gemüter. Daß die Kleinchen über Alles lachen, auch über die Kehrseiten des Lebens, das ist geradezu die herrliche Ausdehnung der strahlenden Heiterkeit auch über alles sonst so schnöde von ihr Verlaßne und nur dadurch so Triste. Das ist der Humor, welchem künftige Geschlechter, so erzogen, nichts mehr vorenthalten werden!

Ich versage mir nicht, an etwas Weihevolleres zu rühren: Kein Kinderzimmer mehr ohne nagelbare Denkmäler!





### *Oscar Levy :*

#### JAKOB BURCKHARDT ALS GESCHICHTSPHILOSOPH

Dieser Krieg bringt die großen „Unzeitgemäßen“ des neunzehnten Jahrhunderts wieder zu Ehren. Wenn es zu dem Wahnsinn dieses Völkermordens hat kommen können — also fragt sich der durch die Zeitereignisse beunruhigte Beobachter — so hatten doch vielleicht jene abseits stehenden Skeptiker recht, die einstmals den Fortschritt leugneten, die das Ziel unserer Kulturarbeit vergebens suchten, die all den dünnhaft-optimistischen Schätzungen ihrer Freunde und Kollegen mit Achselzucken gegenübergestanden haben?

Einer jener Großen, die ihrer Mitwelt nicht nur mit Achselzucken, sondern mit tiefgehenden Zweifeln, ja, mit bis zur Verzweiflung gehendem Zweifel gegenüberstanden, ist Jakob Burckhardt gewesen, über den der Baseler Professor Karl Joel soeben ein vorzügliches Buch: „Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph“ (Basel, Verlag von Helbing & Lichtenhahn 1918) erscheinen läßt. Zwar hätte schon der Titel, wie der Verfasser richtig herausgefühlt hat, Burckhardts Einspruch veranlaßt, denn gerade Burckhardt selber war es, der sich immer wieder vor der Philosophie bekreuzigte, und der besonders die Philosophie der Geschichte einst mit Entrüstung von sich gewiesen hat. Er wirft ihr vor, „das Vergangene als Gegensatz und Vorstufe zu uns als Entwickelten zu betrachten“, er rügt an ihr, daß sie „einen Plan in der Weltentwicklung suche“, er dreht ihr den Rücken, weil sie „der unbewiesenen Lehre von der Perfektibilität des Menschen huldige und von andern irrigen Prämissen ausginge“. Alle diese optimistischen Träumereien eines Hegel — denn dieser ist der Vater des idealistisch-hoffnungsvollen Entwicklungsgeplappers — konnte einen tiefer schauenden, realistisch empfindenden, prophetisch veranlagten Kopf wie Burckhardt nicht befriedigen, darum wandte er sich einst mit ironischem Lächeln von der Philosophie ab. Aber nur, wie Professor Joel richtig bemerkt, von der herrschenden Philosophie seiner Zeit und seiner Kreise, nicht etwa von der Philosophie überhaupt, denn Burckhardt gibt uns, an Stelle der abgelehnten Sophistereien des gekrönten Berliner Modephilosophen, seine eigenen, weit tiefer schürfenden, weit mißtrauischer kritisierenden, weit mächtiger aufbauenden Ideen und Ideale.

Burckhardt war ein Humanist, d. h. ein Verehrer der starken, abgeschlossenen und intelligenten Persönlichkeit, jener Persönlichkeit, die der gedrückten neurasthenischen Welt des neunzehnten Jahrhunderts gänzlich abhanden ge-



kommen war, die aber in der Geschichte, allerdings nur in deren Glanz-epochen, einstmals eine maßgebende Rolle gespielt hat. Als Humanist preist Burckhardt die gewaltige Fülle von Sondermenschen in Griechenland, die vielgestaltige Philosophie, die mannigfachen Städtেকulturen, das in allen Farben schimmernde Leben Athens. Und neben Hellas ist es vornehmlich die italienische Renaissance, die, sich an die Antike anlehnend, wiederum den Menschen entdeckt, ihn aus der mittelalterlichen Erstarrung erlöst und zu einem eigenen charaktervollen, leidenschaftlichen, wissenden und wollenden Wesen macht. Betrübt sah Burckhardt von dem Lichte dieser Glanzperiode heraus in die dunkle Winternacht seiner eigenen fortschrittsumnebelten und doch innerlich so halt- und ziellosen Zeit, die gerade das böse Gewissen ihrer Ziellosigkeit durch sinnloses Arbeiten, durch hastigen Gelderwerb, durch wüste Streberei und Hochzeitsjagd zu betäuben suchte. Und neben dieser Verherrlichung der „Arbeit an sich“, die besonders in Deutschland so eifrig betrieben wurde, erschrak der Baseler Professor auf der andern Seite nicht minder vor dem Müde-sich-gehen-lassen, vor dem Feige-geschehen-lassen, vor dem Ergeben-sich-treiben-lassen und über die daraus folgende Liebe zum Staat und zur Staatsbevormundung, die er selbst bei sogenannten Revolutionären entdeckte — er erschauerte, um es kurz zu sagen, vor der ganzen Abdikation der modernen Persönlichkeit. Und Persönlichkeit war ihm alles. Nicht daß Burckhardt à la Stirner jedem Hinz oder Kunz die vollen Menschenrechte hätte gewähren wollen, um sich, wie die Phrase lautet, „in Freiheit auszu-leben“, aber er wünschte und verlangte diese Freiheit für einzelne, gut geborene, gut geratene, kunstbegabte Ausnahmемenschen, und er sah gerade diese wenigen vornehmen Naturen unterdrückt durch die Masse, vor der schließlich alles kapitulierte, bis herauf zu den maßgebendsten Obrigkeiten, bis zum König und Papst, bis zum Präsidenten und Premierminister. Kirche wie Staat, Schule wie Universität, schienen ihm darum nur Verbündete in diesem Kultur- oder vielmehr Antikulturkampfe, in dem aus vierfachem Banausenmunde der entsetzliche Schlachtruf erscholl: „Ecrasez l'infâme“, „tötet die infame Persönlichkeit, tötet die Aristokratie des Geistes!“

Als Geschichtsphilosophen ist Jakob Burckhardt der Vater jenes Antikultur-Fanatismus nicht entgangen, jener berühmte Denker, der einstmals in klassischer Vorzeit das große Individuum und sein unabhängiges Denken am erfolgreichsten bekämpft hat. Merkwürdig: dieser Vater der Erstarrung, des Allerwelts-Despotismus, des Moral-Kannibalismus war der einzige Philosoph, den einst das Christentum unter den Heiden anerkannte, denn er war der Einzige, in dem die fanatische Religion par excellence ihresgleichen oder wenigstens etwas Verwandtes empfunden hatte — es war der „göttliche“ Plato! Dieser ist, wie leicht zu begreifen, die „bête noire“ unseres freiheitlich-denkenden, unfanatisch-empfindenden, natürlich-be-

wertenden Dichter-Philosophen. In Plato entdeckt er, wie Professor Joel auf Seite 16 richtig ausführt, einen „tyrannischen“, „despotischen“, „herrschbegierigen“, „gewalttätigen“ Geist, einen „Fanatiker des Tugendgeredes“, der einen Optimismus „aufzwingt“, eine Kaste „konstruiert“, ein „Jenseits arrangiert“, „eine Religion verfertigt“, der mit seiner „Kunstpolizei die Kunst zur Ärmlichkeit verdammt“, der die ganze griechische Kultur „hieratisch stillstellt“ und der ganzen Einwohnerschaft, deren Erwerbsleben er verachtet, einen „permanenten Allerweltsaufpasser“ aufoktroiert. Nicht genug kann Burckhardt staunen über die „enorme Verblendung“ dieses griechischen Philosophen, der nicht sieht, daß seine Utopien unmöglich sind, weil sie dem Wesen des Menschen und noch mehr dem des Griechen widersprechen, indem sie alles niederdrücken, was auf individueller Entwicklung beruht. Und er lächelt, wie er nur lächeln kann, über die sizilischen Mißerfolge der zudringlichen platonischen Politik und Platos falsche Prophezeiungen, und er findet sogar seine Ethik bisweilen mangelhaft und seinen Dialog eine Geduldprobe, und er verteidigt und würdigt demgegenüber ethische Relativisten und Realisten, wie die Sophisten und Theophrast, ja auch den vielseitigen und ästhetischen Aristoteles, der ihm auch unsympathisch, aber wenigstens kein gewaltsamer Utopist und kein blinder Träumer ist.

Gewiß, auch der Mensch von Athen und Florenz war für Burckhardt nicht ohne Flecken, besonders waren sie nicht ethisch einwandfrei, sie waren zu sehr „jenseits von Gut und Böse“. Burckhardt war ja Realist und Psychologe: er weiß und sieht sehr wohl, daß diese ganze hohe Kultur von Hellas und Renaissance geradezu auf Kosten der Moral erkaufte ist. Auch Burckhardt war ja Pessimist, und er sieht ebenso gut wie Schopenhauer (den er gelesen hatte), daß das Böse der Grundtrieb der Welt und der Menschennatur ist. Während aber Schopenhauer diesen bösen blinden Willen im Menschen absolut und rücksichtslos verdammt, erkennt Jakob Burckhardt, daß dieser böse Willen nicht blind zu sein braucht, daß er, sehend geworden, sogar die Basis alles Starken, Großen und Schönen in der Welt werden kann. Mit dieser Erkenntnis rückt Burckhardt von Schopenhauer ab und nähert sich dem Spinoza und Goethe; durch diese Einsicht wird, wie Professor Joel hübsch bemerkt, „doch der Duft der Rosen in seinen Büschen stärker, als der Stich der Dornen“. Mit andern Worten und weniger poetisch ausgedrückt: der Heide siegt in Burckhardt über den Christen, während in Schopenhauer der Christ (oder jener andere Dekadent, der Buddhist) über den Heiden triumphiert hatte. Durch diese Umschaltung tritt Burckhardt auch an Nietzsche heran, mit dem er einst in Basel bekannt und befreundet wurde, und der ihm auch regelmäßig, selbst nach dem Weggange von der Universität, seine Bücher zugehen ließ. Es ist ein großes Verdienst des Joelschen Buches, daß es die Stellung Burckhardts zwischen Schopenhauer und Nietzsche ein für alle Male und, wie wir glauben, richtig

festlegt: „So macht Burckhardt den Übergang zwischen Schopenhauer und Nietzsche. Den Willen zum Leben, den Schopenhauer beklagt, wendet Burckhardt in den Willen zur Macht, und den Willen zur Macht, den Burckhardt beklagt, bejaht Nietzsche. Mit Schopenhauer noch geht er in der Wertung, mit Nietzsche schon im Gegenstand, und so wittert er schon 1882 ahnungsvoll und bedenklich in Nietzsche den Umwerter, bei dem viel Wünschbares „auf den Kopf zu stehen“ komme“. (S. 120.)

So ist es: den früheren Nietzsche, den Nietzsche bis zum „Menschlich-allzumenschlichen“ hat Burckhardt zweifelsohne hochgeschätzt und durch seinen ehrlichen Beifall ermuntert, dem späteren, dem von „Zarathustra“ ab, hat er nicht mehr ganz folgen können und ihn sicherlich zeitweise nur mit Zagen betrachtet. Der Briefwechsel zwischen beiden gibt uns Kunde hiervon: des alten Burckhardts Beifall klingt bei den letzten Büchern nicht mehr so unumwunden wie bei den früheren. Ob er aber wirklich Angst empfand vor dem Schüler, den er einst von der „Herrlichkeit des Reiches“ bekehrt hatte (man sieht übrigens heute, wie richtig das war!), den er einst vom Norden und seinem Fanatismus und seinen Gewissenskrämpfen auf den Süden und seine Naivetät und seine Unschuld selbst in der Sünde hingewiesen hatte? Ob er Nietzsche mit derselben Entrüstung einst ablehnte, wie Kant ehemals den Fichte? (Diese Parallele Kant-Fichte und Burckhardt-Nietzsche ist übrigens eine der geistreichsten in diesem sehr gelungenen Buche!) Wir bezweifeln es. Wir glauben, daß Burckhardt es ehrlich meinte, als er Nietzsche schrieb, sein alter Kopf könnte nicht mehr recht mit, es schwindele ihm vor dem kühnen Bergsteiger u. ähnl. Professor Joel aber scheint es zu bejahen, er will überhaupt das Band Burckhardt-Nietzsche nicht zu fest geknüpft sehen, denn er sucht seinen Helden möglichst vor dem Vorwurfe zu schützen, er sei „der Verführer“ Nietzsches gewesen. Dieser Vorwurf aber könnte sich eines Tages als Lob entpuppen. Jedenfalls ist es heute noch kein Lob, wenigstens nicht in Deutschland, und sicherlich nicht für den Verfasser unseres Buches: dieser steht selber in seinen Sympathien mehr zu Burckhardt als wie zu Nietzsche, er hält Burckhardt für den Gesunden, Nietzsche für den Romantiker. Burckhardt ist für ihn Maß, Form, Harmonie, Objektivität, Klassizismus; Nietzsche hingegen erinnert ihn an das Barock, das auf den Klassizismus folgt, das die gesunde Renaissance in Schnörkel und Flammenzungen auflöst, sie gewissermaßen sprengt, verpufft und verwildert. Prof. Joel spricht an einer Stelle sogar von einem Euphorionsturze Nietzsches, womit wohl der Wahnsinn gemeint ist, in den der tragische Denker so frühzeitig verfiel. Es scheint aber schon heute ausgemacht, daß der Euphorionsturz dem Nachruhm Nietzsches nicht schaden wird, daß er vielmehr von der Sorte war, den der Dichter besingt: „Was im Lied soll ewig leben, muß im Leben untergehn . . .“ Der Siegeslauf der Nietzscheschen Philosophie auf unserem Erdball, ein Siegeslauf, der schon vor dem Weltkrieg begann und durch



denselben nur beschleunigt wurde, ist ja auf deutschen Universitäten so gut wie unbekannt geblieben: der Schreiber dieses aber, der ihm hat folgen können, der mit der heute am Tweed, Hudson und Ganges erscheinenden Nietzsche-Literatur vertraut ist, und der weiß, daß der Japaner wie der Chilene heute Nietzsche in ihrer eigenen Sprache lesen, wird dieser Schätzung Prof. Joels nicht ohne weiteres beipflichten können.

Nein, Nietzsche war nicht Barock: er ist Hochrenaissance, er ist die Erfüllung des Quattrocentisten Jakob Burckhardt. Dieser wird als Vorstufe zu Nietzsche zweifelsohne seine Stellung bewahren, und von Kennern der Philosophie, Kunst- und Kulturgeschichte immer geschätzt werden: von einem ernstlichen Vergleiche mit dem Philosophen des Willens zur Macht, mit dem Zertrümmerer der alten Tafeln, mit dem Wiederschöpfer der aristokratischen Bewertung der Menschen und Dinge wird nie und nimmer mehr die Rede sein können. Schon der zaudernde, vorsichtige, „objektive“, vom Professorenjargon nicht freie Stil Jakob Burckhardts spricht dagegen, daß er sich jemals mit einem Künstler wie Friedrich Nietzsche wird messen können, ganz abgesehen von den Ideen, die trotz ihrer Richtigkeit sich in Burckhardt eben doch nicht entschieden genug Bahn gebrochen hatten, um sich auch eine klare, ansprechende und imponierende Form zu erzwingen. Man lehrt eben nicht ungestraft sein Leben lang an einer deutschen Universität, selbst wenn man ein verhältnismäßig Gesunder wie Jakob Burckhardt ist, selbst wenn diese Universität keine abgelegene reichsdeutsche, sondern eine „durch Lage und Geschichte zur Völkervermittlung berufene“, selbst wenn diese Universität das von Prof. Joel in seinem meisterhaften Buche mit berechtigter Begeisterung gepriesene Basel ist.

## KRIEGSAPHORISMEN EINES EUROPÄERS

*Um zu zeigen, wie zur Zeit der Feldausgaben von „Zarathustra“ und dem „Willen zur Macht“ ein authentischer Nietzscheaner, der Herausgeber der englischen Nietzsche-Ausgabe, über den Krieg dachte, eine kleine Auswahl aus Oscar Levys „Kriegsaphorismen für Europäer oder solche, die es werden wollen. Ein Versuch zur geistigen Mobilisierung“. (Verlag Ernst Kuhn, Bern, Biel, Zürich).*

*Was ist ein Realpolitiker?* — Ein Realpolitiker ist ein Mann, der die größere Hälfte der Realien in der Politik vergißt, nämlich — den Geist.

\*

*Das auserwählte Volk.* — Es geht den auserwählten Völkern von heute, wie es dem auserwählten Volke von früher ging — die andern glauben es nicht!

\*



~~~~~  
*Staatsphilosophen=Staatsjesuiten.* — Die Griechen kannten keine vom Staat abhängigen Philosophen.

\*

Fiat patria, pereat mundus.

\*

*Begeisterung.* — Die Höhe der Begeisterung verrät mitunter die Tiefe des Unsinns, der damit verdeckt werden soll.

\*

*Ungleiche Brüder, gleiche Kappen.* — Der englische Poeta laureatus Sir Robert Bridges bezeichnete diesen Krieg als einen Kampf zwischen Christus (dem Engländer) und dem Teufel (dem Deutschen).

Der französische Philosoph Henri Bergson erklärte diesen Krieg als einen Kampf zwischen dem Geiste (l'esprit, durch die Franzosen vertreten) und la matière (dem fürchterlichen Materialismus der Deutschen).

Der deutsche Nationalökonom Werner Sombart hielt diesen Krieg für einen Kampf des Händlertums, dem Charakteristikum der Engländer, und des Heldentums, das der hervorstechendste Zug der Deutschen sei.

Alle diese Herren wollen natürlich ihr Vaterland retten und — ihr System.

\*

*Das Alte Testament.* — Seit dem Ausbruche des Krieges zitieren Fürsten und Geistliche, Patrioten und Politiker wieder einmal eifrigst das Alte Testament — aus begreiflichen Gründen: die ausschließliche Feindesliebe des Neuen Testaments benötigt heute einer kleinen Beimischung kräftigerer Ideale.

Es geht also dem alten Buche wie gewissen Generalen, die im Frieden regelmäßig stecken bleiben und erst im Kriege wieder anfangen, Karriere zu machen.

\*

*Theaterschwindel.* — Seit der französischen Revolution wird in europäischen Theatern immer das Gegenteil von dem gespielt, was draußen auf dem Zettel angeschlagen steht. Damals versprach die Ankündigung ein Stück betitelt: «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit», und hatte man sein Billett gelöst, so gab es drinnen «die Septembermorde, die Noyades von Nantes und die Massenhinrichtungen auf der Place de la République».

Heute stand auf dem Zettel: «Fortschritt, Weltfriede, Völkerverständigung», und im Theater gibt es das blutig realistische Drama «Die geschundenen Raubritter», bei dem nicht nur alle Raubritter wirklich geschunden werden, sondern auch das harmlose und unter falschen Vorspiegelungen hereingelockte Publikum Haut und Haare lassen muß.

Frage: Sollte die betrügerische Theaterdirektion nicht einmal gewechselt werden?

\*

*Die Anfänge der Zivilisation.* — Ein Wilder, der von einem Missionar gefragt wurde, ob er den Unterschied zwischen Gut und Böse kenne, antwortete: «Gut ist, wenn ich die Güter und die Frauen der anderen nehme, böse ist, wenn man sie mir nimmt.»

Der Wilde war anscheinend nicht mehr ganz wild: er hatte sicherlich schon das *jus gentium* studiert.

\*

*Völker-Psychologie.* — Die Engländer haben ein Schul- und Kinderbuch, in dem geschrieben steht: «Der Holländer wäscht sich viel und kaut Tabak, der Russe wäscht sich wenig und trinkt Branntwein, der Türke raucht und ruft Allah . . .» Die Völker-Psychologie, die außerhalb der Kinderbücher zu finden ist, ist meist komplizierter und — falscher.

\*

*Tu quoque.* — Den Deutschen wird vom Auslande oft Mangel an Einsicht in den Charakter anderer Völker vorgeworfen — und das nicht mit Unrecht. Was aber soll man vom Auslande und seinem Verständnis Deutschlands sagen?

Als der Krieg ausbrach, war in den hervorragendsten Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften Englands und Frankreichs zu lesen, daß Nietzsches Predigt vom Übermenschen den Deutschen die Köpfe verdreht und zu ihrem größtenwahnsinnigen Angriff auf Europa veranlaßt hätte. Die Londoner humoristische Zeitschrift *Punch* schrieb damals:

One touch of Nietzsche makes the whole world sin.

(Ein Lot Nietzsche macht die ganze Welt zu Sündern),

eine Verdrehung des englischen Sprichworts:

One touch of nature makes the whole world kin.

(Ein Lot Natur macht die ganze Welt zu Brüdern.)

Ganz England lachte damals über *Punch's* gelungene Umprägung des wohlbekannten Wortes; doch hätte man den Lachern in ihrer eigenen Sprache erwidern können:

One touch of nonsense makes the whole world grin.

(Ein Lot Blödsinn bringt die ganze Welt zum Grinsen.)

*Albert Ehrenstein:*

## STIMME GEGEN BARBAROPA

O ihr goldenen Abenddämmerungen, wo ist die Brücke des Stroms? Unwegsam dräut Grau-Straße unter der Übermacht, verschüttet sind die Gleise, verschwemmt alle Furten. Wir treten einher im Wasser des Schlafs und wissen kein Ufer.

\*

Ihm grünt das milde Gefild, des grünen Vorhangs samtnes Fluten. In den schallenden Hallen prahlt beim Mahle Großkönig der Qualen. Mögen sie wider einander tosten — die Operettenkönige. Bluthelm der Allmächtige und Tankwart von See-Orgien.

\*

Wo sind die Propheten Gottes? Wo seid ihr: Mausche, Jehauschua, Mu-chamedun? Dahingeschwunden seid ihr zum Kinderschreck eurer Unverträglichkeit wegen, im Jähzorn der Feldherrn-Rachsucht eurer Rede: „Du sollst keine falschen Götzen haben außer mir.“ Da ihr mit euren Lehren schwanger ginget, besser wäre es gewesen, ihr wäret auf dem Monde niedergekommen mit solch blutigen Speisegesetzen, Kreuzigungen, Holzstößen, heiligen Kriegen und Kreuzzügen.

\*

Die Bibel prophezeit: „Wo Aas ist, sammeln sich Adler.“ Das walte Gott.

\*

„Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ „Im Felde.“

\*

Hesekiel, Prophet, ließ sich herbei zu Annexionisten zu sprechen: „Ihr habt Blutiges gegessen und eure Augen zu den Götzen aufgehoben und Blut vergossen; ihr meint, ihr wollt das Land besitzen?“

\*

Isidor, Knoppverköufer zu Laodicea gewesen, wiedergeboren als Cohn und in den Karpathen gefallen, nebbich sein Sohn ist Professor der Handelsgeschichte und trägt schon vor aus dem Weltkrieg.

\*

Wenn ein Sternvolk, Unsternvolk käme, eure Könige und Mütter schmackhaft fände und briete, die Innigsten unter euren Liegetöchtern gehackt verzehrte, Veteranenwürste, gebackene Brüste — wie fändet ihr dieses?! Fresset nicht, auf daß ihr nicht gefressen werdet.



## DAS LESEBUCH

*Das Lesebuch der Weißen Blätter sammelt Zeugnisse für den Glauben an die bessere Zeit, mag er sich in der Kritik des aufgeklärten Kannibalismus äußern, der das Zeichen dieser Zeit ist, oder in freudiger Bekenntnis zu der andern Zeit, von der wir wollen, daß sie die nächste sei, immer wieder, immer inbrünstiger, bis sie es ist. Lebende sprechen hier und Tote in lebendiger Gemeinschaft. Aber es wird immer eine besondere Freude sein, heute, mitten auf dem Markt, zwischen den Einpeitschern, die in der einen Hand die Bibel, in der andern die Schnapsflasche schwingen, und aus der wahnsinnig gemachten Herde eine heutige Stimme steigen zu hören, die sagt, daß sie heute wieder über die Bestie triumphiert hat. Nebensächlich bleibe, was in solcher Rede an Tagespolemik zu finden sei. Wirkt es doch selbst auf derbe Kaffern nur noch komisch zu beobachten, wie beflissene Beamte, auf Eis gesetzte Derwische, sich der Täuschung hinzugeben scheinen, daß eine schwarze Wäsche, die einer bei sich drüben vornimmt, die schwarze Wäsche hüben bei sich reinige, ohne daß diese genäht zu werden brauchte; daß die öffentliche Blossstellung eines Akteurs drüben eine ganze Schar bloßzustellender Akteure hüben loskaufe.*

*Léon Werth:*

### KÖNIGE UND BETTLER

Die Geschichte wird von den Verhandlungen erzählen, an denen Alexander I., Georg I. und Karl I. teilgenommen haben. Aber die Geschichte, die sich immer an einen überlieferten Sprachgebrauch hält, wird den Herren Ribot und Clemenceau nicht den Titel zuerkennen, der ihnen gebührt, ihnen, die über königliche Macht verfügen, ohne den Königstitel zu besitzen. Sie entscheiden über Krieg und Frieden, wie nur irgendein Dynast. Und gleich dem König Ludwig XIV. werden sie vielleicht einmal sagen: „Ich habe den Krieg zu sehr geliebt!“ So wird ihrem Gewissen Genüge getan sein. Denn sie stützen sich einzig und allein auf ihr Gewissen, auf ihr winziges Politikergewissen, das ebenso wie ein Königsgewissen auf landläufigen Abstraktionen ruht. Wie eitel sind die Klagen der Royalisten über die bessere Vergangenheit! Ganz wie ein König von Gottesgnaden berät und entscheidet ein kleiner, aus dem Wahlrecht hervorgegangener Minister nach eigenem Gutdünken. Ganz wie der allmächtige König aus Tausend und Eine Nacht befiehlt er, zwischen seinem Wesir und seinem Schwertträger, Reden oder Schweigen. Geheimnisvolle Wirkungen der



Macht: ein Rechtsanwalt, ein Arzt, ein Professor haben Meinungen, die unversöhnlich scheinen, politische Anschauungen, die sich scheinbar widersprechen. Aber sobald sie am Ruder sind, fügen sie sich den gleichen Regierungsbräuchen. Man kann sagen, daß sie alle Minister ein und desselben Königs sind, eines unsichtbaren Königs, eines Königs, wie Weltgeschichte und Legende ihn haben wollen: eines Kriegs-Königs.

Ich weiß nicht, ob Alexander I. und Georg I. ausnehmend böse und dumme Menschen sind; ich glaube vielmehr, daß sie ganz einfach Könige sind. Sie regieren mit Hilfe geläufiger Trugbegriffe, die viel mächtiger sind, als die Knute. Denn die Knute beherrscht in Wahrheit nur die, die sie handhaben, Aber die diplomatischen Trugbegriffe entzücken die Opfer wie die Herren in gleicher Weise. Sie flößen ihnen eine künstliche Lebenswärme ein, die mit Begeisterung verwechselt wird, und da sie mit der Wirklichkeit keine Berührung haben, so ändert sich die Wirklichkeit, ohne dass sie davon je betroffen oder gar zerstört werden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert verwickeln und verbreiten sich diese unbestimmten, schwebenden Gedankenschemen, die sich je nach dem religiösen, dynastischen oder finanziellen Antrieb verändern. Sie nehmen die Köpfe mittelmäßiger oder tiefstehender Menschen ein, die weder Nerv noch Beziehung dazu haben, und die unfähig sind, eine persönliche Wahl zu treffen. Der diplomatische Trugschluß ist nur deshalb so stark, weil er willkürlich ist. An einer Spielregel wird nicht gerüttelt. Spiel und Diplomatie gehören eng zusammen. Überall herrschen sie. Sie tragen den allgemeinen Charakter einer Übereinkunft, die sich an die Stelle der Wirklichkeit tritt. Sie befriedigen eine so minderwertige und bequeme Geschäftigkeit des Gehirns, daß sie sich mit dem Sachbegriff selber zu verschmelzen scheinen; es gibt keine Gruppe, keinen Kreis, keine Standesklasse, in die sie nicht ungehindert Zutritt fänden. Ein Minister, ein Börsianer, ein Soldat, ein Schieber spielen Poker oder Manille. Und das Spiel ist das gleiche für alle. So ist es auch mit dem diplomatischen Spiel und mit dem großen Kriegsspiel. Die Berufsdiplomaten sind den Wirtshausdiplomaten nicht überlegen. Das kommt daher, daß ihr Trugbegriff der gleiche ist, so armselig, so beschränkt, so fern dem wirklichen, menschlichen Leben. Dabei stört es diese Schlemmer des „Wesentlichen“ keineswegs, daß der gelehrige Gehorsam vor dieser Begriffsfälschung auf den Mord von Millionen hinausläuft. Die Leichen erscheinen ihnen nur als die vorübergehende und notwendige Folge der großen, nichtigen Worte, denen sie ihr schwaches Denkvermögen unterordnen, und die für sie die einzige geistige Wirklichkeit bedeuten.

Welch großer Dummkopf, wer im Krieg nur eine Folge der reißenden Wildheit von Menschen oder von Klassen sieht! Wenn der Krieg sich nicht von der menschlichen Dummheit nährte, wäre er schon längst ausgestorben. Keine andere Nahrung hätte ihn so kräftig nähren können. Aber er wird erhalten durch Stendhals „tödlich verhaßte Tiere“: „die Heuchelei

und das Unbestimmte“. Lassen wir einen Augenblick die Heuchelei beiseite. Was das Unbestimmte betrifft, so finden wir tägliche und klingende Beispiele in den Erklärungen aller Regierungen, in den Artikeln der Journalisten und Schriftsteller, die unermüdlich Kommentare und beflissene Erklärungen über den Krieg abgeben. Mit einigen aus Schulschmökern des Herrn Lavisse oder des Paters Loriquet entnommenen Begriffen, die sie je nach ihrer Parteirichtung verwenden, bearbeiten sie das Unbestimmte nach einer bestimmten Technik. Sie wenden die beste Methode der Melodramatiker an, um ein Rührstück aufzubauen und ein Publikum mit den schwankendsten aller „wesentlichen“ Dinge zu gewinnen. Germanische und lateinische Eigenart werden zu Persönlichkeiten, die in Fleisch und Blut dastehen. In dieser historischen Einordnung erkennt der Spießher Held und Verräter. Germanischer Geist, lateinischer Geist, Imperialismus, Freiheit der Welt und Militarismus, mit euch jongliert man in den Ministerien, in den Zeitungen und an den Biertischen. Dank dem Krieg, der die Probleme vernichtet, indem er sie gleichzeitig vergrößert, ergeht sich Herr Berthoulat in Spekulationen über dasselbe Thema wie Michelet oder Fustel de Coulanges. O glücklicher Trugschluß, der in gemeinschaftlicher Täuschung vereint: Minister, Geschäfts- und Fieber-Journalisten, unterdrückte Anarchisten und unterdrückende Bürger, den Schutzmann und sein Opfer Crainquebille! Geschichtliche Hypothesen, die dem Krieg schmeicheln, werden zu offenbaren Wahrheiten. Der Krieg, jeder neue Krieg schafft eine Politik, die der „Wissenschaft des Mittelalters“ gleicht. Und die Völker verschmähen sie nicht, weil sie in ihrer Gewohnheit liegt und weil sie wie die Scheingelehrten sich am liebsten auf ihre *virtus dormitiva* verlassen.

Daher soll man Alexander I. und Georg I. nicht allzu heftig anklagen. Man denke an Angells tiefe Anekdote: Ein Bettler bat in einer schmutzigen Straße von White-Chapel um ein Almosen, und der realistische Gentleman antwortete ihm: „Schämst du dich nicht, o Bettler, die Hand hinzustrecken, du, der Reichste und Mächtigste unter den Mächtigen der Erde? Schämst du dich nicht, englischer Bürger, du, der du das Kaiserlich Britische Ostafrika besitzt, die Inseln von Sansibar und von Pemba, Ägypten, Guinea, Sierra Leone, das Kap der Guten Hoffnung, Transvaal, den Orange- und Natal-Freistaat. Schämst du dich nicht, zu betteln? Du besitzt doch die Inseln Andaman und Nicobar, Bengalen und Birman genau so wie Belutschistan und Benares; kurz ganz Indien. Schämst du dich nicht, du, dem auch noch Ceylon und die Insel Cypern gehört? Verspürst du gar kein Schamgefühl? . . .“

Aber das Seltsamste daran ist, dass der Bettler sich überzeugen ließ.

(*Le Journal du Peuple*, 28 Avril 1918.)

## DAS WEISSE BRETT

*Busoni.* Der Virtuose Busoni ist am 13. Mai zum letzten Male aufgetreten. So sagt Busoni. Es war in Bern und ein Abend, wie noch keiner im Bern der Verbannung, dem schmalen Steig in der Völkerstraße, den die tolle Menschheit mit ihren gewaltigen Maschinen und ihren ohnmächtigen Herzen erfüllt. Nie werde ich vergessen: Beethovens Sonate in B-Dur, op. 106 und den Busoni, wie er, über die erinnerungssüchtige Klage des Seelenriesen geneigt, Abschied nahm. Arme Menschheit — und wie alt! Voll einer Schwermut, die schon den Wogengang des ruhigen Meeres hat, in dem die Sonne schlafen gegangen ist, und noch einmal der Trotz gegen Tod und Schmerz, ein letzter, erschütternder Anlauf aller Kreatur, wie der einzige, verzweifelte Wille eines Samson, hochgestemmt in den maßlosen Himmel, zwischen die Sterne. So erhebt sich nur, was nicht verschwimmen und verschwinden kann, was in allen Knochen zusammenbrechen muß, um zu enden . . . Was dann? Das Herz. Die stechende Süße der kleinen, runden Liebe. Ein *Piccolo mondo* entsteht, der Kosmos des ungelehrtesten Mannes und des weisesten, des ärmsten wie des reichsten, die Gemeinschaft des Menschen. Nun singt, gegen alles verlöschende Licht gewandt, blitzenden Gefieders eine Amsel auf der äußersten Spitze einer Tanne, die schon voll Dunkel ist, im Tal der Erde. Und vorbei zieht das Leben eines Mannes, ein nächtlicher Leichenzug. Ich roch die Pechfackeln der barmherzigen Brüder in der *Via torna-buoni* zu Florenz. Als sie, wie lange schon, vorüber waren, stand die Domkuppel allein in der Nacht, unter dem weißen Mond.

Busonis Spiel: gutes Holz! schönes Holz! verwandelte Geige. Alle Bewegungen rund, immer, der eckigste Anlauf geht rund, in einer Ellipse, so scharf sie sei. Busoni ist voller Freude am Spiel; er *spielt* wirklich. Der kann noch spielen! Das tummelt sich wie ein tönender Kreisel, und auf einmal steht der Kreisel ganz gerade und wird ein kreisender Springbrunnen voller Farben, die den Tag zu Schaum schlagen. Das Spiel bekommt eine Gebärde ins Grenzenlose, irgend etwas von einem unheimlich «fahrigem» Rhythmus, die formalen, die mathematischen Gesetze scheinen über die bekannten Grenzen zu fernen Magneten gezogen. Hier ist, unter dem schöpferischen Atem, das Chaos, das einen Stern gebiert. Da ist er, der Stern, und alle gut gewordenen Menschen ziehen geruhigen Herzens gen Bethlehem . . .

In dem unvergleichlichen Anschlag ist manchmal eine plötzliche, eine furchtbare Angst. Die Angst Apollos, als er Daphne schon zu berühren



meinte . . . Der Mensch ist ein gebrechlich Ding. Ganz kurz, bevor der Finger die Taste berührt, kommt dieses schier unmerkliche Stocken. Es dauert nur die Zeit eines Herzschlages. Das ist die Zeit zwischen dem Leben und dem Tod.

Wir saßen lange zusammen in einem Hotel. Die Handelsagenten, die zweifelhaften Pazifisten, die Flüchtlinge schliefen. Wir schwärmten, wie in unsern besten Tagen. Jemand fragte: Steht nicht die Kunst als die einzige unter den Göttern mit unveränderten Zügen im Zusammenbruch? Ist sie nicht die einzige, vor der man noch fromm sein kann, ohne zu lästern? Vielleicht, weil ihre Züge die Menschlichkeit, die ganze, ungeteilte, hoch genug bewahren. Der Mensch zwischen Tier und Maschine muß empor-schauen, um sich zu erkennen. *Sein Herz, wie es ist*: wer denn zeigt es ihm heute noch, wenn nicht die Kunst?

\*

Als Antwort auf Anfragen nach *englischer und amerikanischer Friedensliteratur*, die sich immer wiederholen, einige Titel: *Butler*, Nicholas Murray, A world in ferment. Interpretations of the war for a new world. New York, Charles Scribners Sons, 1917. 254. S. *Bueton*, Charles Roden: Towards a lasting settlement. London, George Allan & Union Lmted., New York, The Macmillan Company, 1916. 216. S. *Collin*, Christen, Christian: The war against war and the enforcement of peace. With an introduction by William Archer, London, New York, Macmillan Co., 1917 XII u. 163 S. *Elliot*, Charles W.: The road towards peace. A contribution to the study of the causes of the European war and of the means of preventing war in the future. Boston and New York, Houghton Mifflin Co., 1915, XX u. 286 S. *Ellis*, Henry Havelock: Essays in War-time, London, Constable 1916. 247 S. *Enforced Peace*. Proceedings of the first annual national assemblage of the League to enforce peace, Washington, May 26.—27., 1916. With an introductory chapter and appendices giving the proposals of the league, its officers committees. New York, League to enforce peace, 1916. VI u. 204. S. *Keen*, Frank Noel: The world in alliance. A plan for preventing future wars, London, Walter Southwood Co. Lmted., 1915. 60 S. *Russell*, Bertrand Arthur William: Why men fight. New York, Century Co. 1917. 272 S. *Stowell*, Ellery Cory: The diplomacy of the war of 1914. Boston, Houghton Mifflin, 1915. 728 S. *Towards an enduring peace*. A symposium of peace proposals and programs 1914—1916. Compiled by *Randolph S. Bourne*. With an introduction by Franklin H. Giddings. New York, American association for international conciliation. XV u. 336 S. *Woelff*, Leonard S.: International government. Two reports prepared for the fabian Research Department with an introduction by George Bernard Shaw together with a project by a fabian Committee for a super-



national authority that will prevent war. New York, Brentano's 1916, XXIII u. 412 S. *Woolf*, Leonard S.: The framework of a lasting peace. London, George Allan & Union Lmted., 1917.

\*

Henry W. Lucy in den Sunday Times über eine *Ohrenmaske*, die *Spencer* sich zurecht gemacht hatte. «Herbert Spencer fügte sich keinem Übereinkommen des gesellschaftlichen Lebens, und er haßte die nichtsnutzigen Unterhaltungen. Um diesen zu entgehen, hatte er einen Apparat erfunden, mit dem er sich die Ohren verstopfte, und den er jedesmal mitnahm, wenn er in Gesellschaft ging. Saß er bei Tisch zwischen zwei Gästen, deren Redensarten ihn durch ihre Gewöhnlichkeit beleidigten, stülpte er kurz entschlossen seinen Apparat über und aß in angenehmer Ruhe weiter.» Ich empfehle den Apparat. Er ist ebenso unentbehrlich in der Heimat wie die Gasmaske im Feld.

\*

Bei Crès: Gesammelte Zeitungsartikel aus dem Jahre 1914 und 1915 von *Remy de Gourmont*: «Les idées du jour», 2 Bände; in der «Collection de Variétés littéraires» die letzten Epiloge, die Gourmont im Mercure de France veröffentlicht hat: «Mr. Croquant». Bei Kriegsausbruch blieb der Abbé Curcution dieser Dialoge skeptisch, wohingegen sein Partner Croquant, ein Nachfolger von Flauberts Apotheker Homais, die ewigen Wahrheiten entdeckte. Trotzdem hatte Mr. Croquant nicht immer Unrecht. Sein Urteil über Victor Hugo scheint mir gar nicht komisch und durchaus zutreffend. «Victor Hugo», sagt er, «war ein großer Dichter, weil er ein großer Freund der Menschheit war.»

\*

Zum Kapitel der *Kriegspsychose* und — *ihres Gegenteils* zwei Stellen aus dem Mercure de France (2. Maiheft). Von Henry Mazel: «Zu oft hat man behauptet, daß dieser Krieg vom Kaiser entfesselt worden sei; die Unternehmung eines persönlichen Herrschers ist fast immer ein prächtiger Krieg, manchmal ein Krieg in Spitzen; die Grausamkeit dieses Krieges aber rührt gerade daher, daß er nicht das Werk eines persönlichen Herrschers ist, sondern einer ganzen Nation, einer ganzen Rasse, es ist die Antwort eines Räubervolkes auf den Aufruf eines Räuberkönigs. Man mag die Einrichtungen und die Einteilungen dieses Volkes ändern, die Seele dieses Volkes wird dieselbe bleiben, ebenso grausam, habgierig und unehrlich in einer Republik wie unter einem Kaiser. Das ist wahrhaft die ungeheure schwarze Wolke über der Zukunft.» Was also tun? Ausrotten? Im Deutschen lautet der Text desselben Liedes: «Jahrhunderte lang hat Frankreich uns ohne Grund überfallen. Wir werden nicht Ruhe haben,

bevor wir nicht diese eitle, ruhmgerige und kriegerische Nation endgültig zu Boden geschlagen haben.» Im gleichen Heft des *Mercure* bemerkt die immer noch tapfere Rachilde zu einem Roman René Boylesves, der die Gesellschaft vor dem Individuum in Schutz nimmt: «Hat der Verfasser daran gedacht, daß, wenn die über den Urgrund des Vorgangs endlich aufgeklärten Individuen als Individuen und in genügender Zahl auf jeder Seite sich weigerten, diese Art Zivilisation zu verewigen, daß damit der Krieg getötet wäre?» Es scheint so einfach . . . und: es gibt nichts anderes!

\*

*Octave Mirbeau* hat nach dem Pariser «*Excelsior*» eine Menge unveröffentlichter Werke hinterlassen, darunter einen großen Roman, der unbeeendet geblieben ist. Hoffentlich kommt bald eine Sammlung der wundervoll partiischen Aufsätze, die in alten Zeitungen, verschwundenen Zeitschriften und Katalogen verstreut sind. Die Polemik gehörte zu den stärksten künstlerischen Eigenschaften Mirbeaus. Inzwischen hat der Verlag Ernest Flammarion in Paris 23 kurze Novellen, die bisher nicht in Buchform erschienen waren, gesammelt und unter dem Titel «*La pipe de cidre*» herausgegeben. Drei davon sind hervorragend.

\*

*Drei Zeitungsausschnitte.* Ein Stefani-Telegramm aus Rom: «In Rom fand bei lebhafter Zustimmung beinahe aller politischen Kreise eine Konferenz des antideutschen Frauenbundes statt. Das Ziel des Bundes wurde dahin festgelegt, daß er verhindere, den Haß gegen die Feinde zu vergessen.» Ein Inserat in einer Basler Zeitung: «Freundschaft! Junger Herr, 20 Jahre alt, sucht Freundschaft mit älterer, alleinstehender Dame oder Witwe mit deutschen Geschäftsverbindungen.» Eine schwarzgeränderte Anzeige mit dem eisernen Kreuz in einem Berliner Blatt: «Am . . . starb den Heldentod der Luft auf dem Flugfelde der Ehre.» Und sich sagen müssen, daß die, die das drucken lassen, Menschen sind wie du und ich, sicher nicht schlechter, wahrscheinlich besser als wir!

\*

*Barbusse an der deutschen Front.* Darüber ist im letzten Heft des «Zwiebelfischs» Hans von Webers zu lesen: «Das erschütterndste und bedeutendste Werk, das über diesen Krieg geschrieben wurde. Ohne jedes Wirkenwollen, nur wahr, so furchtbar wahr, wie die Tatsache dieser vier Jahre es ist. Eine ganze Anzahl von Briefen erhielt ich von der Front, gerade von den Kämpfern, die an verschiedenen Fronten schon lange in vorderster Linie standen, mit dringenden, flehenden Bitten, mit allen Kräften zu seiner Verbreitung beizutragen, es sei das erste und einzige Buch, das wirklich alles, was sie dort erleben, so schildert, wie es ist. Zumal die zu

Hause sollen es lesen; denn kommende Ereignisse verlangen von denen im Lande, daß sie es wissen, bis ins innerste Mark wissen und fühlen, was da draußen geschehen ist, alle die Zeit. Denn heute weiß es noch keiner. Sonst wäre es nicht möglich, daß solch ein Augiasstall zum Himmel stinkt, wie der, in dem wir leben müssen.»

\*

Im Aprilheft der *Presqu'île* ein sehr schönes Gedicht von Frédéric Lefèvre, zu dem Charles-Henry Hirsch bemerkt: der Dichter diene im 15. Infanterieregiment, stehe in der vordersten Linie und habe dieses Gedicht seinen Schützengrabengenossen vorgelesen; es sei in ergriffenem Schweigen angehört worden und habe dann großen Beifall gefunden. Ich habe das Gedicht wort-wörtlich übersetzt, die typographische Anordnung entspricht genau dem Original.

Und dann wird ein Tag kommen,  
 Es wird ein Morgen im Frühling sein  
 Oder ein Sommerabend,  
 Und dann wird Friede sein!  
 Und er wird nicht anders sein,  
 Dieser Morgen  
 Oder dieser Abend,  
 Dieser Tag,  
 Als die andern Morgen oder die andern Abende,  
 Als die andern gleichen Tage,  
 Aber es wird Friede sein!  
 Und strahlende Lust wird sein  
 Und aus dem Herzen in die Augen steigen  
 Allen jungen Mädchen in Frankreich  
 Und, ach! in aller Welt!  
 Der armen, in Blut gekleideten Welt,  
 Soviel stummes Glück wird sein  
 In dem entsetzten und ungläubigen Herzen  
 Der wahren Männer von heute,  
 Daß es wahrhaft Friede sein wird,  
 Das ist ein Tag, der beginnt  
 wie die andern,  
 Aber,  
 Abend oder Morgen,  
 Wahrlich, wahrlich, ich sage euch,  
 Wenige Stunden vor dem neuen Schützengraben  
 Wird der Tag des Friedens sein.

\* \* \*

An diesem Tag, sagt Maurice Barrès,  
Werden die siegreichen Feldgrauen einziehen unter dem Siegestor,  
Aber wir wissen wohl

An jenem Tag werden die Feldgrauen  
Die Feldgrauen sein,  
Werden die armen wahren Feldgrauen, die wir sind,  
Fiebernd, daß wir nicht mehr Feldgraue sind,  
Dem Haus ihres Herzens entgeneilen,  
Siegestor, keinem andern vergleichbar  
Und unter ihm, wahrhaft,  
die Sieger.



# Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM“ von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT“ von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA“ von Carl Sternheim und „DER SOHN“ von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN“ von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA“ und das Schauspiel „MADAME LEGROS“ von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN“ von Francis Jammes. „DIE URSACHE“, „DER VATER“ und „DIE KRIEGSWITWE“ von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW“, „NAPOLEON“, „SCHULIN“, das Schauspiel „1913“ von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE“ und „DIE TROERIN-  
NEN DES EURIPIDES“ von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH“ von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG“ von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA“ und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE“ und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN“ von Annette Kolb. „VERONA“ von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG“ von Franz Kafka. „DER RUHETAG“ von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT“ von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT“ von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER“ von Henri Barbusse, die „LEGENDE“ von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Césanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Hermann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

---

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;  
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—

MAX RASCHER VERLAG A.-G., ZÜRICH

Im Juli erscheint in unserem Verlag:

# EUROPÄISCHE BIBLIOTHEK

## 1. SERIE

1. HENRI BARBUSSE, DAS SÄULENTOR
2. H. G. WELLS, MR. BRITLING SCHREIBT  
BIS ZUM MORGENGRAUEN
3. ANTHOLOGIE MENSCHLICHER GEDICHTE  
IM KRIEG
4. LEONID ANDREJEFF, HINTER DER FRONT
5. HENRY VAN DE VELDE, DIE DREI SÜN-  
DEN WIDER DIE SCHÖNHEIT

JEDER BAND KOSTET KARTONIERT FR. 2. —

# *Die weißen Blätter*

**EINE MONATSSCHRIFT**

---

**ZWEITES HEFT ♦ ♦ 5. JAHRGANG ♦ ♦ AUGUST 1918**

---

## **INHALT:**

Svend Borberg: Traum und Wirklichkeit

Georges Duhamel: Die Gnade. Novelle

Theodor Däubler: An das Sternbild Die Fische

René Schickele: Der Konvent der Intellektuellen

Klabund: Busspredigt

Das Lesebuch

Franz Werfel: Die Gefahr

Das weisse Brett

**EINZELPREIS 2 FRANKEN  
ODER 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL 5 FRANKEN  
ODER 5 MARK**

---

**1918**

---

**VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ**

Digitized by Google

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19,  
DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST.  
IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK  
VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE  
FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2

VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNOARN  
HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

## INHALT:

|                                                                |          |
|----------------------------------------------------------------|----------|
| Svend Borberg, Traum und Wirklichkeit                          | Seite 65 |
| Georges Duhamel, Die Gnade. Novelle                            | „ 79     |
| Theodor Däubler, An das Sternbild Die<br>Fische . . . . .      | „ 90     |
| René Schickele, Der Konvent der Intellek-<br>tuellen . . . . . | „ 96     |
| Klabund, Bußpredigt . . . . .                                  | „ 106    |
| Das Lesebuch: Werfel, Die Gefahr . . .                         | „ 109    |
| Das weiße Brett . . . . .                                      | „ 112    |

# DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

## AM 15. JEDES MONATS



*Svend Borberg:*  
**TRAUM UND WIRKLICHKEIT**  
**DER ZWEITE AUFSATZ**

In der Nationalbibliothek in Paris befindet sich ein schon vergilbtes Stückchen Papier mit der Handschrift Victor Hugos, der Entwurf eines Briefes, den der Dichter im Jahre 1864 an den Luftschiffer Nadar senden wollte, der ein Jahr früher mehrere Aufstiege mit seinem Ballon unternommen hatte, um sich die Mittel zum Bau einer richtigen Luftmaschine zu verschaffen.\*) Als ein Träumer und Dichter schwärmt Victor Hugo in diesem Brief von den Möglichkeiten einer großen Zukunft, die er für die Flugmaschine voraussieht, und er kommt zu dem Ergebnis, daß die Flugmaschine mit ihren Folgen den Krieg unmöglich machen müsse! daß der Aeroplan wie eine himmlische Taube der Erde den Weltfrieden bringen werde!

Hier folgt der Brief, etwas verkürzt:

Hauteville House, Januar 1864.

Ihren Brief habe ich erhalten und lasse alles andre beiseite, um Ihnen zu schreiben. Tapferer Mann, Sie tun recht daran, Ihren Blick vertrauensvoll hierher zu richten. Sie können davon überzeugt sein, daß es auf der Felseninsel Guernsey nicht an Verständnis für Sie fehlen wird. Wenn dieser schaumbe-spritzte, nebelumhüllte Granitfelsen nur ein paar Minuten der Sitz der Regierung wäre, so stünde Ihnen jede Unterstützung zur Verfügung, die Sie brauchen, und die die große Herrscherin Gesellschaft der Persönlichkeit schuldet, die ihr dient. Aber

---

\*) Der unvollendete Entwurf des Briefes fand sich in Hugos Hinterlassenschaften und wurde zum ersten Male von Paul Meurice veröffentlicht. Meine Übersetzung ist nur eine freie Wiedergabe, da auf den Sinn des Originals mehr Gewicht zu legen ist, als auf dessen etwas verschnörkelte Form.

eine solche Teilnahme dem Menschlichen gegenüber findet man ja weder bei diesem im Meere vereinsamten Felsen, noch bei den reaktionären, in Rechts- und Ehrbegriffen erstarrten Menschen. Deshalb bitte ich Sie, mit meiner Hochachtung und meinem Beifall vorlieb zu nehmen.

Meinen Beifall zolle ich sowohl Ihrem Gedanken wie Ihrer Tat. Sie sind ein Mann, der im Interesse der Wissenschaft einen der kühnsten Versuche aller Zeiten unternommen hat. Ihr Unternehmen war um so verdienstvoller, als Sie dabei Ihr Leben aufs Spiel setzten, indem Sie sich auf eine Maschine wagten, von der Sie selbst wußten, daß sie nicht vollkommen genug war. Sie ließen den Ballon steigen, um die Tauglichkeit der Luftschraube zu zeigen. Sie schifften sich in einem Stück aufgepumpten Stoff ein, um die Menge zu einem Schauspiel zu locken und sich auf diese Weise Geld zu verschaffen zur Verwirklichung Ihrer Idee, zum Bau Ihrer Luftmaschine. Man hat Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie versucht hätten, Aufsehen zu erregen; mir aber kommt es vor, als ob Sie nur Ehre suchten, und als ob Sie auf dem besten Wege gewesen seien, sie sich zu erwerben. „Aufsehen erregen“ ist die stete Anklage der Stummheit gegen die Sprache, der Wüste gegen die Fruchtbarkeit, des Neides gegen das Meisterwerk. Sie schenken der Menschheit ein Gut, und es ist nichts weiter als Effekthascherei, Marktschreierei, Reklame! Wie es sich auch verhalten möge, dank des Aufsehens, das Sie erregt haben, steht es jetzt mit Ihrem Problem so günstig, wie überhaupt nur denkbar. Die Lösung wird nicht lange auf sich warten lassen. Die Luftschiffahrt ist durch Sie vor die Entscheidung gestellt: man muß wählen zwischen dem alten Fahrzeug, dem Ballon, und dem neuen, der Flugmaschine. Der Ballon ist leichter, die Flugmaschine schwerer als die Luft. Welchem der beiden Beförderungsmittel soll man den Vorzug geben?

Wir brauchen nur unseren Blick zu erheben. Was sehen wir? Wolken und Vögel. Wohlan, da haben wir ja die beiden Systeme in vollem Gange. Wir wollen sie betrachten und sie miteinander vergleichen. Die Wolke ist der Ballon, der Vogel

die Flugmaschine. Man versteht die Begeisterung, als im Jahre 1783 die erste Montgolfiere in die Luft stieg. Das Werkzeug des Fortschrittes war unverhofft um eine bisher nicht geahnte Maschine vermehrt. Diese Maschine versprach viel und hielt viel. Gleich vom ersten Augenblick löste sie die scheinbar schwerste Frage des Luftschiffproblems, die Frage des Aufstiegs. Hier die Riesenkugel, dort ein Atom, und die beiden nehmen nun einen Kampf miteinander auf, einen prachtvollen Zweikampf.

Jetzt ist das Urteil über den Ballon gefällt. Er wird für unbrauchbar gehalten. Alles, was nicht seinen Motor bei sich oder in sich hat, wird zwar bewegt, bewegt sich aber nicht selbst. Sich selbst bewegen, sein eigener Herr in der Luft zu sein, das ist eben die Schwierigkeit. Von der Erde losgerissen zu werden wie ein welkes Blatt und im Wirbelwind davongetragen zu werden, das kann man noch nicht fliegen nennen. Und um das Fliegen handelt es sich eben. Laut wissenschaftlicher Berechnungen aber verfügt ein Mensch, der sich Flügel anlegt, nur über eine Kraft, die ein Zweiundneunzigstel von der Kraft des Vogels ausmacht. Der Kolibri ist stärker als Herkules. Wie aber soll man fliegen können, wenn man auf die Flügel verzichten muß?

Nach und nach klärt sich das Problem. Nur noch ein kleiner Schritt, und die Luftschiffahrt, die bis jetzt ein Traum ist, kann eine Tatsache werden: wir müssen das erste Luftschiff bauen.

Was bedeutet die Luftschiffahrt für uns? Ich will es ganz kurz sagen: sie wird die *Befreiung* bedeuten! Man hat es bisher für den einzigen Ausweg angesehen: mit Hilfe des Krieges zu zivilisieren, den gordischen Knoten gewaltsam zu lösen. Laßt jetzt die Menschen die Luft in Besitz nehmen, und das Dunkel wird weichen. Was bedeutet die Flugmaschine? Ein Aufhören der Grenzen! Es ist eine ungemein friedliche Revolution, und eine neue Morgenröte bricht an: Befreiung der Menschheit!

Ich ging eines Tages mit dem großen Gelehrten Arago spazieren; ein Ballon schwebte über unsern Häuptionen in den



~~~~~

Wolken. Ich sagte zu Arago: „Das Ei schwebt, bis der Vogel herauskommt. Aber der Vogel ist darin und wird nicht lange auf sich warten lassen.“ Arago ergriff meine beiden Hände, sah mich eine Weile mit leuchtenden Augen an und rief aus: „Und an dem Tage soll Gaea Demos genannt werden!...“ Ein tiefes Wort! Gaea soll Demos genannt werden! Die ganze Erde soll ein Volk werden. Der Geist der Zukunft geht immer wieder auf neue Entdeckungen aus, der Mensch wagt sich in unbekannte Weiten. Die Erde, auf der wir bis jetzt Gefangene waren, wird zu einem Garten der Freude werden. Das Weltmeer wird von einer andern Unendlichkeit verdrängt, der Mensch wird ein Vogel und mehr als das: ein denkender Vogel, ein Adler mit einer Seele!

Das Luftmeer gehört der Menschheit. Der Mensch nimmt sein Eigentum in Besitz. Er macht sich wirklich zum Herrn der Welt. Über den Häuption der Menschen wölbte sich früher eine Ironie: das grosse, „offene“ Himmelzelt war eine geschlossene Tür, auf der die Worte standen: „Eintritt verboten“. Wohl konnte das Fernglas die Entfernungen messen, aber die Strecke selbst wurde nie zum Reisen benutzt. Jetzt ist es vorbei mit dem Widerstand von oben. Der Riegel ist zurückgeschoben, der Mensch wird so weit vordringen, wie er zu atmen vermag. Der Himmel ist in seiner ganzen Ausdehnung der Erde einverleibt... *Die ganze Erde wird ein Volk werden...*

\*

Für die wenigen, die nicht grundsätzlich dagegen sind, daß man über die Verhältnisse nachdenke, ist es außerordentlich lehrreich, diesen Brief Victor Hugos jetzt zu lesen, wo 50 Jahre darüber vergangen sind, jetzt, wo der Weltkrieg rast und ihm gerade die Luftmaschinen eine ganz besondere Grausamkeit verliehen haben!

Muß man nicht darüber staunen, daß Victor Hugo so außerordentlich scharfsinnig und gleichzeitig so grenzenlos naiv war? Mit wahrer Genialität stellt Hugo das Problem auf: Wolken oder Vogel, der Ballon oder die Flugmaschine. Genial ist es



~~~~~

auch von ihm, zu betonen — und das im Jahre achtzehnhundertvierundsechzig! — daß bei dem Ganzen nur noch der Motor in Frage käme, und klar sieht er die ungeheuer praktischen Möglichkeiten voraus, die der Aeroplan für die Zukunft bedeutet. Noch zu Anfang des jetzigen Krieges, also ein halbes Jahrhundert nach Victor Hugo, hörte man ja oft die guten Leute behaupten, daß die Flugmaschine wohl eine gute Zirkusnummer abgeben könnte; aber lebensgefährlich würde sie immer bleiben, und eine praktische Bedeutung werde sie nie haben; und das sagten die guten Leute, obgleich sie täglich den Aeroplan über ihren Köpfen schweben sahen.

Aber wie verblüffend ist es, denselben Mann, der mit so spielender Leichtigkeit mit den praktischen Problemen umspringt, in solchem Grade vorbeitreffen sehen, wo er als „idealistischer“ Prophet auftritt. Die Flugmaschine hat ja diesen Krieg ganz und garnicht unmöglich gemacht; man fühlt sich eher versucht zu sagen, daß man sich diesen Krieg ohne Flugmaschinen überhaupt nicht denken kann. Warum aber versagte der Prophet Victor Hugo gerade in dem entscheidenden Punkt, durch seine Verkündigung, daß die Flugmaschine in die Dienste des Ideals treten und den Menschen zu den Sternen, zum Himmel erheben werde, zu dem Höchsten, nicht im realen, sondern im ideellen Sinne...?

Ob nicht der Umstand daran schuld war, daß sich die „Idealisten“ damit zufrieden gaben, ganz still und sanft zu bedauern, daß die Felseninsel, auf der sie sich niedergelassen hatten, um den Strom der Zeit zu betrachten und „die Ideale zu erschauen“, nicht der Sitz der Regierung sei...? Hugo kam zu dem Schluß, daß die Flugmaschine ein denkender Vogel, ein Adler mit einer Seele werden müsse, weil er selbst so eine Adlerseele war, die stets nach dem himmlischen Licht schaute. Er vergaß, daß eine neue technische Erfindung, ein neues Werkzeug nicht dazu geschaffen ist, um ein Werkzeug des Fortschrittes zu sein, sondern daß es erst von dem Fortschritt, d. h. von den Idealisten *erobert* werden muß — daß es *augenblicklich* von *seiner* Zeit in Gebrauch genommen wird,

von der *Gegenwart* und nicht von der *Zukunft*. Hugo und die Hugos aller Welt hätten sich, bildlich gesprochen, selbst an das Steuerrad des Aeroplans setzen sollen. Nun waren es ganz andere Leute, die das Höhenruder ergriffen und nicht grade nach den geistigen Höhen steuerten: kleine, rußige Mechaniker waren es, von der Rasse der Radfahr-Schlosser, und kleine, schneidige Leutnants jenes Typs, von dem eine derbe Redensart behauptet, daß sie nur einen Kopf haben, damit die militärische Halsbinde sich nicht nach oben verschieben könne. Die Seelenlosigkeit dieser Leute wurde zur Seele des „Adlers“, der „Taube“ und der „Möwen“. Hätten die Hugos, die Träumer, die Dichter, die Seher, die Propheten, die Idealisten, all diese Ritter des *Morgen* und des *In tausend Jahren*, das *Heute* erobert, so wäre es ihnen vielleicht gelungen, die Notwendigkeit der besten Note in geistiger Schnelligkeit, in geistigem Fluge mit geistigem Höhenrekord für das Fliegerzeugnis durchzusetzen. Nun aber ergriff auf Grund ihrer Unterlassungssünden der Stoff die Herrschaft über den Geist.

Und jedesmal, wenn diese frommen Nachkommen Abels jetzt dem „ewigen Frieden“ ihr Opfer bringen und der blaue Rauch grade aufwärts gen Himmel steigt, schwingt das Kainsgeschlecht, dessen Küchenrauch sich nie über die irdischen Regionen erhebt, den Eselskinnbacken. Jedesmal, wenn die Geistigen die Flamme des Ideals entzünden, schrauben die sogenannten Materialisten energisch die Flamme herunter auf ihre Sehhöhe.

Was ist die Folge davon?

Das Kainsgeschlecht zeigt triumphierend auf die Leiche Abels: das ist die Folge! Aber das Abelgeschlecht entzündet von neuem seine Feuer, der Abeltyp lebt, und wieder steigt sein Opferrauch auf, dem Höchsten zu. Die Wahrheit liegt wohl, wie man zu sagen pflegt, in der Mitte. Ganz vergebens brennt das Feuer auf dem Hochaltar nie, und die Kainsfamilie hat wohl manchmal ein beunruhigtes Gefühl deswegen und merkt in unruhigen Stunden, wie ihr das Kainszeichen auf der Stirne brennt. Aber warum lehrt Abel seinen Bruder nicht den Holz-



stoß schichten? Und warum stellt er nicht seines Bruders ausgezeichnete Muskulatur in den Dienst des Ideals?

\*

Wenn wir vom *ewigen Frieden* sprechen, so antworten alle Kleingläubigen mit einem überlegenen Lächeln: „Phrasen!“

Es ist merkwürdig: gerade die Menschen, die die Phrasen am eifrigsten bekämpfen, verneinen am eifrigsten ihre Bedeutung. „Phrasen, Phrasen!“ sagen sie, „laßt uns zu Realitäten übergehen!“ Ich schlage vor, daß wir ein wenig bei den Phrasen bleiben. Denn, ehrlich gestanden, es kommt mir vor, *daß die Phrasen zu den größten Realitäten des Lebens gehören*. Wie viele imposante Festungen sind nicht auf eine oder die andere chauvinistische Phrase hin erbaut worden! Und wieviele entsetzliche Vernichtungswerkzeuge, die diese Festungen dem Erdboden gleich gemacht haben, sind nicht von Händen bedient worden, die in dem höchsten Phrasenfieber arbeiteten, weil die dazu gehörigen Gehirne niemals imstande waren, selbständig zu denken und die Realität ohne Zusatz von Phrasenöl einzunehmen. Die Phrase ist eine halbe Wahrheit, und es gibt ja nichts, was schwerer umzubringen ist. Die Phrase ist der Gehstuhl, der es den Krüppeln des Geistes möglich macht, sich in dem Kampfe gegen die voll Entwickelten sicher zu bewegen. Die Phrase ist ein Vulkan, ein Abgrund von giftigen Gasarten, und er wird durchaus nicht minder gefährlich, weil man darauf aufmerksam macht, daß er nichts ist als Hohlheit und Luft. Das ist ja eben das Gefährliche, das „grausig Anziehende“ eines Abgrundes. Die Phrase ist, möchte man sagen, die solideste aller menschlichen Institutionen. Sie ist der Eselskinnbacken selbst, das köstlichste und unverbrauchbarste Erbstück der Kainsfamilie.

Aber die stärkste und zäheste aller Phrasen ist wohl die Phrase von den „Phrasen“, von den „Phantastereien“ und „Utopien“. Nicht wahr, es war eine „Phantasterei“, als Arago und Victor Hugo verkündeten, daß mit der Einweihung der Luftherrschaft die ganze Erde *ein Volk* sein werde? Ja, aber

man vergißt nur, daß ein wenig Geist dazu gehört, geistreiche Worte zu verstehen, und daß *ein* Tag für die Kämpfer des Geistes sind wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag. Ein Prophet kann die Zeit ruhig abwarten, und es sind doch im langen Lauf der Zeit nicht wenig „Phantastereien“ in den Realregistern des Konversationslexikons gelandet. Von A-Azetylen bis Z-Zink, ja, das Konversationslexikon selbst samt dem Realregister, alle waren sie einmal „Phantasiegebilde“. Nun sind es Realitäten ersten Grades, während „die gute, alte Zeit“ selbst, die die Phantasiegebilde verhöhnte, zu etwas geworden ist, was nirgends mehr hingehört. So kann sich das Leben der Ideale von Geschlecht zu Geschlecht umformen und umgestalten. Noch eigentümlicher wirkt diese Umformung der Ideale in dem Leben einer und derselben Persönlichkeit. Als der Krieg gegen die Erwartung vieler noch einmal zur Wirklichkeit wurde, tutete man uns die Ohren voll mit dem Glaubensbekenntnis des seligen Generalfeldmarschalls Moltke:

„Der Krieg ist heilig und von Gott eingesetzt, er ist eins der heiligen Gesetze, die die Welt beherrschen. Der Krieg erhält bei den Menschen alle großen, edlen Gefühle: Ehrgefühl, Uneigennützigkeit, Hochsinn und Mut. Kurz, er verhindert sie daran, in den abscheulichsten Materialismus zu versinken.“

Zum Vergleich mag man nun hören, wie der große Moltke dachte, als er noch nicht den heiligen Krieg von 64 und den heiligen Krieg von 70–71 erlebt hatte. Im Jahre 1841 schrieb er ungefähr folgendes:

„Wir bekennen uns offen als Anhänger der häufig verhöhten Idee vom ewigen Frieden, natürlich nicht in dem Sinne, daß jetzt die langen, blutigen Zusammenstöße aufhören, die Heere aufgelöst und die Kanonen eingeschmolzen werden müssen, nein, aber scheint nicht der Gang der ganzen Weltgeschichte ein Fortschritt nach dem Frieden hin zu sein? Wäre etwa heutzutage ein Krieg eines Gesandten halber oder wegen der schönen Augen einer Königin möglich? Der Krieg wird immer seltener werden, weil er allzuteuer geworden ist, nicht nur in pekuniärer Hinsicht. Ist nicht die Bevölkerung Preußens im



Laufe von mehr als 25 Friedensjahren um ein Viertel gestiegen? Sind hier jetzt nicht 15 Millionen Einwohner, die sich besser ernähren, besser kleiden und kultivierter sind, als die früheren 11 Millionen? Ist das nicht weit mehr wert, als ein glücklicher Feldzug oder eine eroberte Provinz? Wir müssen gestehen, daß die für den Unterhalt der europäischen Heere bewilligten Milliarden und die Millionen von Männern, die in ihren besten Jahren ihrer Beschäftigung nur aus Rücksicht auf die Möglichkeit eines Krieges entrissen werden, daß all diese gewaltigen Hilfsquellen ganz anders produktiv angewandt werden könnten. Wird Europa einmal eine allgemeine Abrüstung erleben? Man sagt, daß der Mensch ohne den Krieg seine sittliche Energie verlieren würde, daß ihm die Fähigkeit abhanden käme, für Ehre, Glauben, Ruhm, Liebe zum Vaterland und zur Religion sein Leben zum Opfer zu bringen. Vielleicht ist etwas Wahres daran. Je seltener der Krieg in Europa wird, desto unumgänglicher ist es notwendig, der Jugend ein neues Feld zu finden, auf dem sich ihre Energie frei entwickeln kann. Deshalb hat England in fünf Weltteilen und auf allen Meeren ein Heer von Arbeitenden geschaffen. Sollte Deutschland dem Beispiel Englands nicht folgen?“

Wenn man diese beiden Glaubensbekenntnisse desselben Mannes nebeneinander hält, wird man da nicht auffallend an die Bilder eines Schwindelsanatoriums „Vor der Kur“ und „Nach der Kur“ erinnert? H. v. Moltke hat ein gründliches Schlammbad in dem Morast der Schlachtfelder genommen, darauf ein dreifaches Blutbad durchgemacht (herrlich!) und schließlich sitzt er im Lichtbad, im „Licht der Gnade“, — das ist der Abschluß, die Hofkur. Seine Jugendideale hat er verloren, dafür aber ist er ein Held, ein Heiliger geworden: der Krieg ist ein Gott, weil Moltke sein Prophet ist.

Wer von den beiden hatte nun recht, der *junge* oder der *alte* Moltke? Ja, man ist wohl zu der Annahme geneigt, daß der *General* Moltke klüger ist als der *Leutnant* Moltke war. Er war ja so viel reicher an Erfahrungen! Beachtenswert ist jedoch, daß weder der junge noch der alte Moltke nach irgend-

welchen „Erfahrungen“ geurteilt haben kann. Moltke kann unmöglich irgend etwas darüber erfahren haben, an welchem Verfall die Menschen durch die Kriege von 64, 66 und 70—71 verhindert worden sind. Die Kriege trafen ja tatsächlich ein, und so erfuhren wir nicht, wie es in der Welt ohne sie ausgesehen hätte. Eins aber muß Moltke übersehen haben: daß die prachtvollen Eigenschaften, die seine Heere entfalteten (Ehrgefühl, Hochsinn, Mut usw.), sich sofort bei Ausbruch des Krieges zeigten; sie konnten also nicht das Werk des Krieges gewesen sein, sondern müssen einen gesunden Schlaf im Schoße des Friedens geschlafen haben. Dieselbe Erfahrung hat die jetzige Generation gemacht. Alle meinten ja, daß die sittliche Energie (europäischer Ausdruck für die Fähigkeit, totzuschlagen und sich totschlagen zu lassen) von der langen Friedensperiode erheblich geschwächt wäre, und dabei war ein geradezu unheimliches Leben in dem hohen Leichnam.

Jawohl, antworten die Moltkeaner von heute, aber der Krieg ist es, der die großen Gefühle weckt! Das tut ein Eisenbahnunglück aber auch, und so weit haben wir es noch nicht gebracht, daß wir aus diesem Grunde ein Eisenbahnunglück als „heilig und von Gott eingesetzt“ betrachten. Wo ich der Freude darüber begegne, daß es den Menschen — „dank des Krieges“ — vergönnt sei, gewisse gute Eigenschaften zu beweisen, fällt mir immer die Anekdote von der alten Frau ein, die in ihrer Wohnung einen Taler verloren hatte und ihn auf keine Weise wiederfinden konnte. Die Zeit verging, und die Frau vergaß den Taler, da sie ihn nicht sehr notwendig brauchte. Da stürzte bei einem Erdbeben das Haus ein, die Kommode der alten Dame fiel um, und hervor rollte — der Taler. „Hurra, mein Taler“, rief die alte Frau.

Man freut sich darüber, daß das Individuum durch den Krieg gelernt hat, das Vertraute, das Sichere beiseite zu werfen, um sich „für etwas Höheres zu opfern“, um sich in den Abgrund des Unbedingten zu stürzen. Man vergißt, daß es ein wirklicher Abgrund ist, ein Abgrund von Realitäten, in den sich die Menschen gestürzt haben. Die Stunde, der Augenblick



hat niemals größere Triumphe gefeiert als während dieses Krieges, und niemals hat das Ewige größere Niederlagen erlitten. Das große Geheimnis des Menschengenies ist nicht, daß er sich unbedingt hingeben kann (zum Beispiel irgendeinem Blödsinn), sondern daß er sich *dem Unbedingten, dem Höchsten hingeben kann! Geist ist Sinn für das Höchste, Trieb zum Höchsten.*

Man legt den außerordentlichen, den ekstatischen Gemütsbewegungen, in die der Krieg die Menschen versetzte, einen außerordentlichen Wert bei. Man spricht viel von der geistigen „Erhebung“ bei Ausbruch des Krieges. Man vergißt, daß die höchste Ekstase „die Verzückung in Gott“, die All-Liebe und All-Einheit, ist, während Kriegsleidenschaft gleichbedeutend ist mit Haß und Fanatismus. Ekstase ist Offenbarung, Hellsehen, Scharfblick, — Kriegsleidenschaft ist Blindheit. Ekstase macht die Seele empfänglich, während das durch den Krieg unmäßig erhitzte Nationalgefühl sie aller Befruchtung verschließt. Das Nationalgefühl ist eine Art *Mono-Manie*, die Ekstase könnte man eher als eine Art „*Pan-Manie*“ bezeichnen, ein Spiel aller Farben des göttlichen Spektrums, das die Seele erfüllt.

Freuen wir uns darüber, daß die Menschen im allgemeinen fähig sind, sich begeistern zu lassen, aber bewundern wir sie nicht, weil sie imstande sind, den Kopf zu verlieren. Bewundern wir sie nicht, weil sie wie alte Remontepferde gleich beim ersten Schall des Hornes in den Kriegstanz übergehen. In tiefster Ehrfurcht aber wollen wir uns vor Männern beugen wie *Romain Roland*, — „dem größten Helden des Weltkrieges“, wie *Ellen Key* ihn nennt, — der landflüchtig wurde, weil er sein Herz nicht verleugnen wollte, oder *Georg Brandes*, der, obgleich er dadurch die Leser einer Welt einbüßte, mitten im Kriegsgetümmel seinen weißen Helmbusch hochhielt in unbezwinglichem Trotz gegen Dummheit und Haß.

Der Krieg hat die Menschen so wenig daran gehindert, „in den abscheulichsten Materialismus zu versinken“, daß er vielmehr alle Völker Europas zu einer ewigen Erwägung von



.....

Fragen gezwungen, die nicht einmal die Gehirne unserer Köchinnen in Friedenszeiten beschweren. Ersticken wir nicht fast in Fett- und Speckproblemen? Müssen sich nicht alle Länder Europas mit Nahrungs- und Geldsorgen plagen, mit Lebensmittel-Schwierigkeiten und müßigen Grübeleien über all die verloren gegangenen Werte?

Die Anwälte des Krieges haben auch hierauf ihre Antwort bereit: der Krieg ist kulturfördernd, vor allem, weil er organisiert! Fast möchte man mit einem Zitat des guten dänischen Bauernschriftstellers Thorkild Gravlund antworten: „Man spricht zwar von Kultur, aber man denkt an ihren Gegensatz, an die Mechanik.“ Selbst wenn man nicht die Mechanik als den *Gegensatz* der Kultur bezeichnen will, muß man doch zugeben, daß man schwerlich einen schärferen Ausdruck für die tiefe Begriffsverwirrung unserer Zeit finden kann, für die überall eingebrochene Verwechslung von Kultur und Technik, als diesen klassischen Nonsens: Der Krieg schafft Kultur, weil er Organisation schafft; ja, Organisation — der Unkultur und Barbarei. Tollheit ist Weisheit, wenn sie nur in ein System gebracht ist. Grausamkeit ist bewunderungswürdig, wenn sie nur Methode hat. Zerstörung und Vernichtung sind große Wohltaten, wenn sie nur ordnungsgemäß durchgeführt werden. Der Friede mag aufbauen soviel er will: Menschenkeime und Menschenglück, — die Kultur findet doch erst Unterkunft an dem Tage, wo der Krieg kommt und — alles in Trümmer schießt, wohlverstanden der *moderne* Krieg, der nicht einen Stein auf dem andern läßt! Eine so große Wohltat der Kultur ist die Organisation an sich. Organisierte Bosheit oder organisierte Menschenliebe, das ist an sich gleichgültig! *Organisiert*, das ist das Geheimnis!

Die Anwälte des Krieges sind in seinem Dienst so eifrig, daß sie keine Gelegenheit versäumen, den geehrten Widersacher, den Frieden, anzuschwärzen. Sie haben sogar den Mut, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Menschen auch in Friedenszeiten einander Böses tun, Werte vernichten und sich das Leben kürzen. Als ob man nicht den Krebs bekämpfen sollte,

weil es etwas gibt, was Schwindsucht heißt. Wenn man diese Verteidiger des Krieges liest, fällt einem immer wieder der Vers ein:

„Wie doch die Menschen sich winden und wehren,  
Um nur das Gute nicht zu verehren.“

Ein moderner „Kulturmensch“ macht seit der frühesten Jugend eine ganze Schule von Geschmeidigkeitsübungen durch, die dazu notwendig sind, um die Wahrheit — nicht einzusehen. Soll er dann aber gezwungen werden, die Wahrheit einzusehen, so kann er fast nur unter Androhung persönlichen Schadens dazu gebracht werden, sie einzuräumen, empfindet es wie eine Schande, daß er so „unpraktisch“ und so „lächerlich-uneigennützig“ ist. Soll er obendrein richtig *handeln*, dann hilft selbst eine 42-Zentimeter-Drohung nicht. Er muß buchstäblich dazu verführt werden.

Warum?

Weil die „Tugend“, die er am wenigsten von allen missen möchte, sein sogenannter „praktischer“ Sinn, für die Wirklichkeit ist. Ob es doch nicht möglich wäre, sich darüber zu verständigen, daß, so wie es zwei Arten von Idealisten gibt, — nämlich die, die Ideale verwirklichen möchten, und die, die statt dessen die Wirklichkeit idealisieren — es auch zwei Arten von Wirklichkeitssinn gibt. Der eine ist der Sinn für die Realitäten des *Augenblicks*, ohne Erkenntnis der Möglichkeiten, die sie in der Zukunft haben können. Der andere ist der Sinn für die Möglichkeit, in der Realität die Gabe zu sehen, was dazu gehört, daß ein Traum zur Wirklichkeit werden kann (Victor Hugos Scharfsinn in bezug auf die Luftschiffahrt als solche), kurz, der Sinn für den Traum, für *die höhere Wirklichkeit der Zukunft*.

Die Menschen, die noch zu Anfang des Jahres 1914 ganz ruhig den Traum vom ewigen Frieden träumten, wurden ja ziemlich unsanft aus ihrem Schlaf geweckt. Und sie haben seither vielen Spott erdulden müssen. Der Augenblick, die Wirklichkeit des Augenblicks übermannte ihre Ewigkeits-

träume. Viele von ihnen sind jedoch durch Schaden klug geworden und haben eingesehen, daß die Idealisten selbst die geschickten Pioniere ihrer Ideale werden müssen. Die Träumer müssen Politiker werden, um die „Wirklichkeit“ zu besiegen, sie müssen ihr ihren Willen aufprägen und sie nach dem Bilde ihrer Träume formen.

*Aus dem Dänischen übersetzt  
von Klara Wechselmann.*



*Georges Duhamel:*

## DIE GNADE

Vor dem Leiden, sagt man, seien alle Menschen gleich. Aber ich weiß genau, daß das nicht wahr ist.

Anger! Anger! du bescheidener Korbmacher aus der Charente — wer bist du eigentlich, daß Schmerzen dich nicht elend machen? Warum hat des Himmels Gnade dich berührt, und warum hat sie Gregor nicht berührt? Warum bist du der Fürst einer Welt, in der Gregor nur ein Bettler ist?

Ihr guten Damen, wenn ihr durch die Krankensäle geht und den Verwundeten des großen Krieges Zigaretten schenkt und Bonbons — so kommt mit mir.

Wir durchschreiten im ersten Stock den großen Saal, dessen Fenster von Kastanienlaub umspielt sind. Aber nicht Anger ist's, den ich euch zeigen will: ihr werdet ihn von selbst zu finden wissen, und werdet gleich versucht sein, ihm den größten Teil eurer Zigaretten und Bonbons zu geben. Doch wenn ich euch den Gregor nicht zeigte, so würdet ihr scheiden, ohne ihn gesehen zu haben, und er bekäme keine Bonbons und auch nichts zu rauchen.

\*

Nicht aus diesem Grunde nenne ich Gregor einen Bettler, sondern aus einem viel tieferen und geheimeren: Gregor hat keinen Mut, und er ist nicht das, was man einen guten Kranken nennt . . .

Im allgemeinen nennen die Pfleger denjenigen einen „guten Kranken“, der ihnen nicht allzuviel Sorgen macht. Und in diesem Sinne ist das ganze Hospital sich darüber einig, daß Gregor gewißlich kein guter Kranker ist.

Er liegt, seiner Wunde wegen, den ganzen Tag auf seiner linken Seite und betrachtet die Wand. Ich habe ihm gleich in den ersten Tagen gesagt:

„Ich will dir das Bett in der anderen Ecke geben; dann siehst du die Kameraden.“

Er hat mir geantwortet, mit seiner dumpfen und mürrischen Stimme:

„Das lohnt nicht. Mir ist gut so.“

„Aber du kannst doch nichts sehen als die nackte Wand.“

„Das ist gerade genug.“

So ist er denn in seiner Ecke geblieben; und von da holt man ihn jeden Morgen ab.

Kaum haben die Träger die Hand auf sein Bett gelegt, als Gregor verzweifelt zu schreien anhebt:

„Oh, greift mich nicht so an! Ihr dürft mich nicht anfassen...“

Die Träger, die ich ihm schicke, sind sehr behutsame Leute, immer dieselben: der dicke Paffin, der Schuster ist und stottert, und Monsieur Bouin, ein graubärtiger, zaghafter Mathematikprofessor.

Sie nehmen Gregor mit der größten Vorsicht, um ihn auf die Bahre zu legen. Aber der Verwundete kritisiert alles, was sie tun, sehr ungnädig:

„Ihr sollt mich nicht so umdrehen! Und mein Bein müßt ihr besser halten!“

Paffin schwitzt schrecklich. Monsieur Bouins Klemmer fällt zu Boden. Endlich wird der Kranke weggetragen.

In den Verbandsaal. Da wird Gregor blaß, und auf seiner Stirne perlt der Schweiß. Sein wilder, fahlgelber Bart zittert, Haar für Haar. Ich fühle das alles und rufe ihm schon von weitem ein paar ermutigende Worte zu:

„Deine Sache wird heute in zwei Minuten erledigt sein, Gregor; kaum Zeit genug zu sagen: Uff!“

Er wahrt ein finsternes, zurückhaltendes Schweigen. Er sieht aus wie ein Verurteilter, der auf seine Hinrichtung wartet. Er ist so voller Angst, daß selbst die Neckerei des vorbeikommenden Sergeanten: „Da ist ja unser Brummpeter!“ ihn stumm läßt.



Endlich legt man ihn auf den Tisch, den die Verwundeten „das Billard“ nennen.

Und dann wird es schlimm. Ich merke sofort, daß, wie ichs auch anstelle, Gregor Schmerzen haben wird. Ich lege die Wunde an seiner Hüfte bloß, und er schreit. Ich wasche die Wunde sorgsam, und er schreit. Ich sondiere sachte, ganz sachte die Wunde, aus der winzige Knochensplitter herauskommen, und er stößt ein sinnloses Geheul aus. Ich sehe seine Zunge, die in seinem offenen Munde zittert. Seine Hände zittern in den Händen, die sie halten. Ich habe die Empfindung, daß alle Fibern seines Leibes zittern, daß die roten Knospen seiner Wunde zittern und sich zusammenziehen. Trotz meiner Entschlossenheit rührt mich dieses Elend, und ich frage mich, ob eine Art von Ansteckung nicht auch mich erzittern lassen wird. Ich sage ihm:

„Ein wenig Geduld, mein armer Gregor!“

Mit einer Stimme, die von Furcht und Schmerz ganz entstellt ist, antwortet er:

„Es geht über meine Kraft!“

Ich murmele, um noch etwas zu sagen:

„Ein wenig Mut . . .“

Er schweigt, und ich verstehe, daß dieses Zureden zum Mut für ihn die Aufforderung zu etwas Unmöglichem bedeutet, wie: schwarze Augen zu haben, wo er doch blaß-blaue hat.

Das Verbinden der Wunde vollzieht sich unter allgemeiner Pein. Nichts kann mich vor dem Gedanken retten, daß Gregor mich in dieser Minute haßt. Während man ihn wegträgt, frage ich mich gequält: warum ermangelt dieser Gregor jeglicher Gnade, warum kann er nicht dulden?

Der Sergeant wischt den Tisch ab und sagt: „Er versteift sich auf seinen bösen Willen.“

Ach nein; der Sergeant irrt sich. Gregor hat keinen bösen Willen. Manchmal spüre ich an einer Anspannung seines Gesichtes, daß er sich aufrafft, dem Schmerz zu widerstehen, ihm leichteren Herzens zu begegnen. Aber seine Willenskraft reicht nicht aus.



Wenn man von Ihnen verlangte, eine Lokomotive hochzuheben, so würden Sie vielleicht einen Ansatz dazu machen; aber Sie täten es ohne Zutrauen und ohne Erfolg. Also sprechen Sie nicht schlecht von Gregor!

Gregor kann nicht leiden, ebenso wie man eine fremde Sprache nicht „kann“. Dabei ist es leichter, chinesisch zu lernen, als das Metier des Leidens zu lernen.

Wenn ich sage, daß er nicht leiden kann, so meine ich, daß er leidet, ach, viel mehr als die andern . . . Ich kenne das Fleisch des Menschen, und es gibt Zeichen, die mich nicht täuschen.

Gregor fängt die Sache falsch an. Er gleicht einem Kinde, das so große Furcht vor Hunden hat, daß es bestimmt von ihnen gebissen wird. Gregor zittert immer gleich. Dann stürzen sich die Hunde des Schmerzes auf den Wehrlosen und werfen ihn nieder.

\*

Eine große Last von Qualen, das ist schwer für einen Menschen allein; aber es ist erträglich, wenn einem geholfen wird. Unglücklicherweise hat Gregor keine Freunde. Er tut nichts, um welche zu bekommen. Man sollte fast denken, er wolle keine haben.

Er ist nicht grob, nicht brutal, wie dieser Kerl, der Groult, der mit seinem Maulwerk den ganzen Saal amüsiert. Er ist nur trübselig und verschlossen.

Er sagt nicht oft „danke“, wenn man ihm etwas schenkt, und das kränkt empfindliche Leute.

Wenn ich mich an sein Bett setze, so gibt er durch nichts zu erkennen, daß mein Besuch ihm Freude mache. Ich frage ihn:

„Was für ein Handwerk hattest du im Zivil?“

Es dauert einige Zeit, bis er mir antwortet:

„Allerhand. Ich flickte, was es zu flicken gab.“

„Du bist verheiratet?“

„Ja.“

„Und hast Kinder?“

„Ja.“

„Wieviel?“

„Drei“.

Der Unterhaltung gebricht es an Stoff. Ich erhebe mich und sage: „Auf morgen, Gregor!“

„Sie wollen mir wieder weh tun!“

Ich beruhige ihn, oder versuche wenigstens, ihn zu beruhigen. Und um nicht mit einem schlechten Eindruck wegzugehen, frage ich noch: „Wie bist du verwundet worden?“

Er sammelt seine Erinnerungen und erwidert lakonisch:

„Nun, mitten in der Ebene, mit den anderen . . .“

Das ist alles. Ich gehe. Gregors Augen folgen mir eine Sekunde lang, und ich weiß nicht einmal, ob er froh oder böse ist über meinen Besuch.

Adieu, mein armer Gregor! Ich gehe quer durch den Saal, um mich an Angers Bett zu setzen.

\*

Anger ist gerade dabei, sein „Tagebuch“ auf dem Laufenden zu erhalten.

Das ist ein dickes Heft, das ihm irgend jemand geschenkt hat, und in das er die wichtigen Ereignisse seines Lebens einträgt . . .

Anger hat eine große, runde Schülerhandschrift, so recht passend für das, was er zu schreiben hat und was ihm Freude macht.

„Wollen Sie mein Tagebuch sehen?“ fragt er.

Und er reicht es mir, mit der Miene eines Menschen, der keine Geheimnisse hat.

Anger bekommt viele Briefe, und er schreibt sie sorgfältig ab, besonders wenn sie schön sind und voll edler Empfindungen. Sein Leutnant, zum Beispiel, hat ihm einen bedeutsamen Brief geschrieben.

Er kopiert in seinem Heft auch die Briefe, die er seiner Frau und seiner kleinen Tochter schreibt. Des weiteren findet man da die Tatsachen des Tages: „Verband um zehn Uhr vormittags. Der Eiter wird weniger . . . Nach der Suppe Besuch der Frau Prinzessin Moreau, die gestrickte Kappen an uns verteilt; ich habe eine schöne grüne bekommen. Der kleine Mann,



der so furchtbare Schmerzen im Bauch hatte, ist um zwei Uhr gestorben . . .“

Anger klappt sein Heft zu und tut es unter sein Kopfkissen.

Er hat ein Gesicht, das man nicht ohne Sympathie ansehen kann. Der Teint frisch und warm, die Haare dicht, etwas lockig. Ein Jünglingsschnurrbart, ein wohlrasiertes Kinn mit einem heiteren Grübchen in der Mitte, und Augen, die auf eine lächelnde Landschaft zu blicken scheinen, darin hurtige Bächlein im Sonnenschein glitzern.

„Mir geht es gut“, sagt er mit stiller Befriedigung. „Wollen Sie Marietta sehen?“

Er nimmt das Tuch weg, und ich sehe den Apparat, in den wir seinen Beinstumpf gesteckt haben. Das ist für ihn eine große weiße „Puppe“, die er lachend in seine beiden Hände nimmt, und der er den vertraulichen Namen „Marietta“ gegeben hat.

Anger war Pionier. Eine Granate hat ihm den Schenkel zerschmettert und den Fuß abgerissen. Da dieser Fuß noch an einem Fleischfetzen hing, so hat Anger sein Taschenmesser gezogen und sich seines Fußes ganz und gar entledigt, und dann hat er zu seinen Kameraden, die grün wurden vor Entsetzen, gesagt:

„Freunde, das geht famos! Da ist nicht viel verloren! Bringt mich ein bißchen von hier weg“.

„Hattest du große Schmerzen?“, frage ich ihn.

„Wirklich, weniger als man denken sollte. Aufrichtig gesagt, es hat mir nicht sehr, sehr weh getan. Nachher — verflucht! — ist der Schmerz gekommen . . .“

Und ich verstehe, warum man Anger liebt: weil er beruhigend wirkt. Wenn man ihn sieht und hört, so meint man, daß das Leiden keine so sehr grauenhafte Sache sei . . . Leute, die fern von den Schlachten leben und gelegentlich in Krankenhäusern ein bißchen Kriegsluft atmen möchten, betrachten sich Anger, und wenn sie von dannen gehen, so sind sie mit allem zufrieden: mit den Geschehnissen, mit ihm und mit sich selbst. Sie finden, daß das Land gut verteidigt wird, daß die Sol-



daten tapfer sind, und daß Verwundungen und Verstümmelungen zwar gewiß ernsthafte Dinge sind, aber doch immerhin erträgliche.

\*

Auch für Anger ist der Schmerz gekommen. Aber er hat eine Art, mit ihm umzugehen.

Er leidet auf eine intelligente, aufgeklärte, fast methodische Art. Er wirft nicht alle Dinge durcheinander, und er klagt nicht kreuz und quer. Noch unter den Händen der andern bleibt er der Mann, der sich selbst amputiert und damit das Werk der Mitrailleuse vollendet hat. Er ist zu bescheiden und zu respektvoll, um dem Chirurgen Ratschläge zu geben; aber er liefert ihm wertvolle Fingerzeige.

Er sagt:

„Da sind Sie gegen den Knochen, das tut mir weh. Aber da können Sie kratzen, ich merke nicht viel. Vorsicht! Sie drücken ein bißchen stark. Ja, dahin können Sie gehen, ich sehe, was es ist . . .“

Und so arbeiten wir gemeinsam.

„Was machen Sie da? Ach so, Sie waschen! Das hab ich gern. Das tut mir gut. Reiben Sie noch ein bißchen an der Stelle da. Wenn Sie wüßten, wie mich das juckt! Ah, um die Röhre einzulegen, müssen Sie es mir aber vorher sagen, daß ich mich an den Tisch klammern kann . . .“

Und die Arbeit geht wunderbar von statten. Anger wird sehr schnell und sehr gut geheilt werden. Bei ihm zögert man nie, das Nötige zu tun. Um den verletzten Knochen abzukratzen, wollte ich ihn einschläfern. Anger sagte:

„Ich habe das Gefühl, daß das nicht so furchtbar weh tun wird. Wenn's Ihnen gleich ist, so schläfern Sie mich nicht ein und machen Sie Ihre Sache, für das andere Sorge ich.“

Gewiß, ein paar Grimassen hat er nicht unterdrücken können. Da hat der Sergeant ihn gefragt:

„Kennst du schon das Lied von den Schweinen auf dem Felde?“

„Wie geht das, dein Lied?“

Der Sergeant beginnt, mit übertrieben spitzer Stimme, das Lied von den Schweinen zu singen. Anger fängt an, zu lachen. Alle fangen an zu lachen. Und doch sind wir über das kranke Bein gebeugt und machen unsere Arbeit.

„Jetzt wiederhol's“, sagt der Sergeant.

Er beginnt von neuem, und Anger begleitet ihn.

Ein paar Mal muß Anger innehalten, um das Gesicht zu verziehen. Ein paar Mal auch entgleist ihm die Stimme. Er entschuldigt sich leichthin:

„Ich habe nie ganz richtig singen können.“

Na, das ist egal, das Lied ist schlecht und recht gelernt und wenn der General das Hospital besuchen wird, so wird Anger ihm erklären:

„Herr General, ich kann Ihnen ein schönes Lied vorsingen.“

Und er täte es wirklich, der Schelm, wenn nicht der Chef-Arzt ihm große Augen machte . . .

•

Nach alledem ist es dann eine traurige Sache, Gregor zu behandeln und ihn stöhnen zu hören:

„O, ziehen Sie doch nicht so, das reißt mir ja das Herz aus dem Leibe!“

Ich gebe ihm zu bedenken, daß er kränker werden wird, wenn er sich nicht behandeln lassen will. Dann weint er:

„Das ist mir ganz gleich, ich gehe ja doch drauf . . .“

Er hat die Wärter und die Träger und alle schon ganz mutlos gemacht. Mich macht er nicht mutlos; aber er macht mir viel Sorge.

Ihr Herren, die ihr euch versammelt, um zu beraten über die Ursachen des Krieges, über das Ende des Krieges, über die Abnutzung der Bestände und über die Grundlagen der zukünftigen Gesellschaft: verzeiht mir, wenn ich euch meine Meinung über alle diese wichtigen Fragen nicht sagen kann; ich bin zu sehr beschäftigt mit der Wunde des unglückseligen Gregor.



Sie sieht nicht befriedigend aus, diese Wunde, und wenn ich sie untersuche, so kann ich an nichts anderes denken; das Jammern des Patienten läßt mir nicht die Ruhe, mit euch die Vorbedingungen der großen Schlacht ins Auge zu fassen und die Ergebnisse einer Neugestaltung der Karte von Europa.

Hört: Gregor hat mir gesagt, daß er „draufgehn“ werde . . . Ich glaube, ich hoffe, daß er sich täuscht. Aber er wird doch sterben, wenn man es nicht über sich gewinnt, ihm Schmerzen zu bereiten. Er wird sterben, denn alle geben ihn auf. Und schon längst hat er selbst sich aufgegeben.

\*

„Mein Lieber“, erläutert Anger einem sehr zeremoniellen Krankenwärter, „natürlich ist es unangenehm, wenn man nur *einen* Schuh anzuziehen hat, aber dabei spart man doch auch. Außerdem ist bei mir die Gefahr nur halb so groß, wie bei dir, daß ich im Bett meine Frau mit den Fußnägeln kratze . . .“

„Sehr richtig,“ bestätigt der Sergeant, „mit Marietta karesiert er sie, sozusagen, seine Dame!“

Anger und der Sergeant treiben Possen wie zwei vertraute Spießgesellen. Der Wärter, etwas verwirrt, findet nichts zu erwidern, und wie er sich entfernt, lacht er aus Höflichkeit.

Ich setze mich neben Anger, und wir bleiben allein.

„Ich bin Korbmacher,“ sagt er mir ernsthaft. „Ich kann also mein Handwerk schlecht und recht wieder aufnehmen. Aber sehen Sie Groult, mit einer Hand zu wenig, und Lerondeau mit seiner steifen Pfote: Landwirte . . . Wie schlimm das ist!“

Anger rollt die „r“ in einer Weise, die seiner Sprache Klang und Kraft gibt. Von den anderen spricht er mit einer natürlichen Ritterlichkeit, die aus der Tiefe kommt wie sein Blick, und die etwas Offenes hat wie seine Stimme. Und er braucht wirklich niemanden zu beneiden. Ich sage es ja: er ist ein Fürst.

„Ich bekomme schönen Besuch“, sagt er mir. „Vorhin ist noch eine Dame da gewesen, die mir diese große Schachtel Bonbons geschenkt hat. Nehmen Sie doch einen Bonbon,



Sie machen mir eine Freude. Und wollen Sie, bitte, auch den Kameraden welche anbieten?“

Leiser setzt er hinzu:

„Sehen Sie mal unter mein Bett. Dahin lege ich alles, was man mir schenkt. Nicht wahr, es ist zu viel? Ich schäme mich dessen. Es sind auch welche hier, denen man gar nichts gibt, und die doch ihre Pflicht getan haben genau so wie ich, und die tapfere Soldaten sind.“

In der Tat, es liegen viele tapfere Soldaten im Saale; aber man hat nur eine einzige Militärmedaille verliehen, und Anger hat sie bekommen. Ein richtiges Fest hat man ihm daraus gemacht, und die Kameraden haben aus vollem Herzen daran teilgenommen; denn, so unwahrscheinlich das klingt, kein Mensch ist auf Anger eifersüchtig! Welches Wunder! Wo gäbe es einen Fürsten, der keine Neider hätte?

„Sie gehen schon?“, sagt Anger. „Dann sagen Sie doch, bitte, auch dem Groult guten Tag. Er ist zwar ein Querkopf, aber er liebt die Konversation.“

\*

Anger hat mir einen Hinweis gegeben. Ich werde eine Zigarette mit Groult rauchen. Und vor allem werde ich Gregor besuchen.

Groult wird eigentlich nicht ganz vernachlässigt; er ist ein Original und ein Widerspruchsgeist. Man zeigt ihn wie ein merkwürdiges Tier: er bekommt seinen Anteil an Geschenken und an Fürsorge.

Aber um Gregor kümmert sich niemand; er starrt auf die Wand, wird immer magerer, und nur der Tod scheint sich für ihn zu interessieren.

Du sollst nicht sterben, Gregor! Ich schwöre es dir, daß ich dich bei mir festhalten werde, daß ich mit dir leiden und deine schlechte Laune demütig ertragen werde. Da du unglücklich bist für eine ganze Welt, so sollst du wenigstens nicht allein unglücklich sein!

Ihr guten Damen, die ihr unsere Verwundeten besucht und

Bilderbücher an sie verteilt, blau-weiß-rote Mützen und Zuckerdüten: vergeßt den Gregor nicht, der unglücklich ist. Und, vor allem, schenkt ihm euer schönstes Lächeln!

Ihr geht von dannen, zufrieden mit euch selbst, weil ihr freigebig zu Anger gewesen seid. Aber es ist kein Verdienst, Anger eine Freude zu bereiten. Mit einer einzigen Geschichte, mit einem einzigen Händedruck gibt er euch ja viel mehr, als ihr ihm. Er gibt euch Vertrauen; er gibt euch die Ruhe des Herzens zurück.

Sucht den Gregor auf, der nur sein Leiden zu geben hat, und der beinahe sein Leben hingegeben hätte.

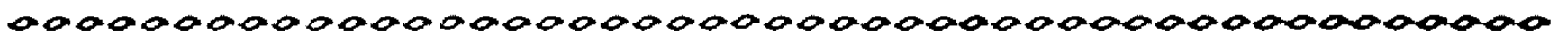
Wenn ihr davongeht ohne ein Lächeln für Gregor, so fürchtet, eure Aufgabe verkannt zu haben! Und verlangt nicht, daß er euch euer Lächeln zurückgebe; denn wo wäre dann eure Freigebigkeit?

Es ist leicht, Mitleid mit Anger zu haben, der es gar nicht braucht. Aber es ist schwer, Mitleid mit Gregor zu haben; und doch, wie sehr ist er bemitleidenswert!

Vergeßt es nicht: Anger ist von der himmlischen Gnade berührt. Gregor aber ist verdammt, wenn ihr ihm nicht die Hand reicht.

Gott selbst muß Mitleid haben mit den Verdammten: er, der ihnen die Gnade versagt hat.

Es ist nur ein törichter Drang nach Gleichheit, der uns sagen läßt, vor dem Leiden seien alle Menschen gleich. Nein, nein! die Menschen sind nicht gleich vor dem Leiden. Und, da wir vom Tode nichts wissen, als was ihm voraufgeht und ihn bestimmt, so sind selbst angesichts des Todes nicht alle Menschen gleich.



*Theodor Däubler:*

## AN DAS STERNBILD: DIE FISCHE

In mein blaues Träumen  
Rauscht ein leicht verzücktes Schäumen.  
Und dann stehe ich am Meere.  
Vor dem Abhang, lang behängt mit Algén:  
Eine Brandung! Schwere Wogen balgen  
Sich, bereit zum Todessprung, ins Leere,  
Um den ersten steilen Satz ins Freie.  
Schneller Möwen Schreckensschreie  
Hör ich um die Felsen gellen,  
Wo die aufgebrachten Wellen,  
Noch bevor sie laut zerschellen,  
Schon beim Sprunge jäh erbleichen:  
Und nach unten stürzen bloß noch Leichen.  
Weiße Segler kommen rastlos angezogen:  
Voll Bestürmung eilig hergetrieben,  
Werden sie vom Küstenfels gefährdet!  
Wie verwegen sich ein Schiff gebärdet,  
Doch es weiß im gut bemeßnen Bogen  
Jedes sich durch Klippen vorzuschieben:  
Von der Bucht wird's letzte eingezogen.  
Ich bin draußen auf dem Riff geblieben.  
Große Wolken spendet uns der Westen.  
Halbgestaltet rollen sie den Ozean entlang.  
Wie Gespenster, noch genarrt vom Sinnendrang,  
Klimmen sie verwegen zu Berauschungsfesten.  
Hoch empor gesteilt, ein Segelrecke  
Reicht den untern Vettern keck die Hand:



~~~~~

Durch den Wirrwarr knüpft der Sturm ein Band.  
Und ich selber bleibe noch am gleichen Flecke.  
Will der Abend mich mit viola Samt umhüllen?  
Fallen dann auf uns die schwarzen Mäntel nieder,  
Oder wird die Sonne uns mit Huld erfüllen,  
Kehrt die goldne Heiterkeit zum Abend wieder?  
Geduld! Der Ginster duftet, gibt den Felsen Würzung.  
Verweile, meine Seele, mit den hellen Flattersäumen,  
Die um Mühlen spielen und mit Segeln schäumen.  
Erharre, du, im Geist, die große Sternbestürzung:  
Die gleichen Sterne werden kommen, dich erschüttern!  
Sie sind dir ungewohnt: die ewig gleichen!  
Geschöpfe sehn zu ihnen, wie zu ihren Müttern:  
Gefaßtsein unter Sternen wirst du nie erreichen.

\*

Sterne, wir sind da! verantwortlich für euch!  
Vielleicht sogar der Welt Bewußtheit überhaupt.  
Steht ihr fest durch uns, Gekribbel und Gekreuch?  
Sterne sind bestimmt nur groß in einem Haupt.

Die Erde braust dahin, durch Sonnen steht ein Mann.  
Der Nordstern packt sein Volk: im Nordschein glüht der Held!  
Das Weib bestimmt, wie es dem Manne folgen kann:  
Im Menschen keine Geist, durchseligt blühe Welt!

Sterne: eure Völker! Europa ist erschöpft!  
Sie kommen nicht von Osten, im Norden rast die See!  
Ist Perseus wieder nah, der die Gorgona köpft?  
Andromeda vergeht in altem Sternenweh.

Milchstraße, Niagara letzter Ewigkeit,  
Versprechen tiefsten Flutens aus der Sterne Blut.  
Unterschwemmung, Überglutung aller Zeit,  
Entsprudle Mündern: unser Stern ist gut.

Fische, himmlische Smaragde, glüht verzückt empor:  
Den Sänger Orpheus mit der Leier bringt zur Welt.  
Der Flut entspring er, wie der Nacht das Meteor:  
Er sei bei Tieren plötzlich unter uns gesellt.

Bei freiem Sternenklang erreicht uns Orpheus' Sang.  
Die Milchstraße und alte Quellen ruft auf.  
Das Stürmen ruht, es plätschert kaum der Welle Gang:  
Und Ewigkeit bricht ein, erstarrt der Zeiten Lauf!

Gestirnte Tiere springen immer übers Meer:  
In Sehern wird ihr ungestümes Wesen zahm.  
Ein auferlegtes Sternwerk drückt die Rassen schwer:  
Ihr wißt vom Stier, auf dem Europa wolkwärts kam.

Viel später, doch nicht fern davon, am Hellespont,  
Drang Phrixos auf gestirntem Widder bei uns ein.  
Die Fische zucken nun empor am Horizont:  
Ihr Sternendasein will sich Völkerseelen weihn.

Der Stimme Offenbarung durchs Geschlecht im Stier,  
Das Schlachtopfer der Hundert Rinder ist dahin.  
Propheten riefen damals nach dem nächsten Tier.  
Der Widder kam: das Lamm ward neuer Urbeginn.

Nun sprüht die Ewigkeit aus stummen Fischen vor.  
Doch die Musik der andern Wesen klingt uns hold.  
So höre fein in stiller Zeit den Schwesternchor  
Der feinen Seelen, die wir orphisch aufgerollt.

Der Lärm der Dinge dringt zu uns: er werde stumm!  
Besänftigt ihn! Den Ruf vom Stier erfüllt ein Fisch.  
Das Lamm versprach sich uns und starb. Man stand herum.  
Oder man redete vom Heil um seinen Tisch.

Das Knarren langer Wanderschaften werde laut:  
Die Füße hat vom Bild der Fische unser Leib.



Durch Pilgern wird der Stand der Sonnen aufgebaut.  
Der Gang der Sterne kündigt irdischen Verbleib.

\*

Im Tal über den Fischerdörfern rauschen hohe Bäume:  
Die Häuser mit den spitzen Giebeln scheinen mir zu beten.  
Ich wag es nicht, an fromme Schläfer laut heranzutreten:  
Mein helles Sinnen liebt verzückt Gestirne, Sturm und Schäume.  
Wie hoch die Wogen gehn, die Böen türmen sich nach Norden.  
Als weise Könige ziehn auch die Sterne zum Zenit:  
Sie wollen einen tief versprochenen Wunderstern erspähen.  
Doch wo? Ist aus dem Walfisch her die Botschaft uns geworden?  
Noch tiefer im Kentaur? Wo Antinous jetzt kniet?  
Im Schoß der Cassiopeja? Sterne werden ihn bald sehen!  
Doch auch in uns ward neue Not ums hohe Wunder wach.  
Die Menschen führen Kriege, suchen selbst ihr Ungemach,  
Um sich nicht, wartend, eignen Glühens zu erwehren:  
Mein Gott im Himmel, laß dein Tal ein bessres Volk gebären!  
Vater, gib Europa ein begeistertes Geschlecht!  
Eröffne in der Schöpfung der Beseeligungen Quellen.  
Wir können uns nicht retten: unser Brauch ist ungerecht:  
Vater, zeige dich im Volk an unbefleckten Stellen.  
Wo sind die Rassen, für ein Morgen siegreich vorgeboren?  
O Herr, wie traurig sind wir alle, selbstgequält. Drum schlecht.  
Ist diese Menschheit, trotz des Heilands Opfertod, verloren?  
Mein Jesus, wie begreiflich sind die hohen Himmelslehren:  
Wir sollten bloß der Eltern Vorurteile nimmer hören.  
Sie fordern das Gewissen, unser Blut für falsche Ehren:  
Doch ist die Schuld in uns: wir lassen uns noch fort betören:  
Unser Vater, der du bist im Himmel, gib uns Söhne,  
Die erst die Eltern wieder lieben, wenn sie es verdienen,  
Und trotz dem Vaterfluch, der Mütter Angstgestöhne,  
Sich aufraffen aus ihrem Ich, nur dich, Herr, zu vernehmen.  
Die neue Rasse kommt im Geist, von tiefstem Licht beschienen,  
Vor unsern Söhnen wanken wir zurück wie scheue Schemen,  
In höchster Not, mein Gott, laß alle Vorfahren beschämen.



Mich selbst, und unsre Eltern, stürz unter Lawinen,  
 Hinweg mit uns: ich darf die Kraft der Nachkommen nicht  
 lähmen,  
 Aus Herd und Kirche machte längst dieses Geschlecht Ruinen.  
 Der neue Mensch mag über allen Völkern stark erscheinen,  
 Die Kinder offner Länder durch das Wort des Herrn vereinen:  
 Uns aber laßt über die eignen Traurigkeiten weinen.

\*

Die Fische sind ein blasses Sternbild!  
 Es funkelt diamantenklar im Hirn.  
 Ein leicht bewegtes Wellen in der Seele spiegelt Sterne.  
 Der stille See in dir gebiert den Wind.  
 Doch Überraschungstürze aus der Welt zertürmen;  
 Erfrieden sich unter den Menschen:  
 Werden mild  
 Und lind.

Die Fische sind ein blasses Sternbild!  
 Geschicke bleiben drum in Menschenhand:  
 In unsern Herzen werden die Gestirne glühen.  
 So frei sind keine in des Schöpfers Rechten.  
 Wir mußten uns gar lang ums eigne Ich bemühen:  
 Nun haben wir's. Und es bestürmt uns wild,  
 Allein zu walten und zugleich für Gott zu fechten.  
 Und da steht „Er“:  
 Des Tapfern Schild.

Die Sterne sind ein blasses Sternbild.  
 Wir singen in der reichgestirnten Nacht:  
 Gewalt'ge Herren, Erklammer vom Zenit,  
 Ihr müßt hinab;  
 Ihr weicht zurück,  
 Euch durch den Menschen um den Nordstern drehend.  
 Der Geist, der euch verheißt und sieht,

Ihr Sterne,  
Hat in den See der Seele einen Kahn gelegt,  
Wie eine junge Mondessichel schlank und kühn,  
Wird er vom schnellsten Gott gelenkt.  
Er scheint dir leer, wo du ihn merkst,  
Doch spiegelt er sich auch im hellen Grün  
Vom See der Seelen.  
Den hohen Boten wirst du da gewahr:  
Hold wie ein Stern.  
Blau umleuchtet unter einer Seelenschar  
Beflügelt er, ein Segel oder Traum,  
Die Seelenfahrten zwischen da und drüben,  
Aus dem Schimmel auf zum Himmel;  
Von den Sternen in den Leib.  
Auch du bist schon in diesem Kahn gewesen:  
Du stirbst ja wirklich — urhaft aber nicht.  
Der rasche Nachen führt dereinst zur stummen Ewigkeit:  
Nicht dich, ein mondhaftes Gebild,  
Doch die Gestalten, die ihn fügsam noch besteigen,  
Um frei dereinst den See der Seele zu befliegen:  
Zum Außersich gewillt,  
Zur Friedsamkeit bereit!  
Wir werden segelnd jedes Ich besiegen.  
Dein Ich sei auch befreit.  
Das letzte Ich wird weltgewillt.  
Die Fische sind ein blasses Sternbild!

*René Schickele:*

## DER KONVENT DER INTELLEKTUELLEN

Ich verkenne weder die zeitgemäße Romantik dieses Wortes, noch entgeht mir der Schauer, den es auslöst.

Jedoch ich bin dagegen, und ich will sagen, warum.

Es gibt vier, deutlich voneinander zu unterscheidende Gruppen von Intellektuellen. In allen Ländern.

Die erste Gruppe, zu der ich gehöre, hält es für unmöglich, dass ein Geistiger, der diesen Namen verdient, auf irgendeine Weise für den Krieg, also auch für die Fortsetzung des Krieges, tätig sei.

Die zweite Gruppe besteht aus bürgerlichen Ideologen, die finden, daß die eine der Parteien für ein politisches Ziel kämpfe, das ihr eigenes ist, und deshalb rückhaltlos zu ihr stehen.

Die dritte Gruppe sind Utopisten und Revolutionäre, die auf ihre Art genau dasselbe tun, wie die sozialistischen Mehrheitsparteien in den kriegführenden Ländern. Wie diese mit ihren Regierungen, so haben sie mit den natürlichen Gegnern ihrer Idee einen Burgfrieden geschlossen. Sie haben den Kampf für die reine Idee abgebrochen, um erst einmal einem bestimmten Staat, einer bestimmten Staatengruppe zum Sieg zu verhelfen. Dieser revolutionäre Opportunismus (prinzipielle Gegner des Staates, die, aus taktischen Erwägungen, für einen bestimmten Staat kämpfen) scheint mir heillos, als der sozialistische, bei dem es schließlich nur um die Auslegung des Begriffs der „Landesverteidigung“ geht.

Zur vierten Gruppe habe ich selbst gehört. Sie unterscheidet sich von der dritten insofern, als sie, statt eines bestimmten politischen, ein kulturelles Ziel im Auge hat. Ich hielt, ohne mich mit einer der Parteien zu identifizieren, eine Mitwirkung der Geistigen am Kriege für unvermeidlich. Ich hatte mir dafür eine eigenwillige und etwas komplizierte Taktik zurechtgelegt. Man sollte sich die einzelnen Parteien und ihre Aktionen daraufhin ansehen, ob sie der Verwirklichung eines demokratischen Europas förderlich oder hinderlich seien. Je nach der Lage sollten die Intellektuellen hier oder dort, auch abwechselnd und an bestimmten Punkten nach besten Kräften mithelfen. Es war im Grund die typische Emigrantenpolitik.

Ich habe die meisten Intellektuellen denselben Weg gehen sehen. Aus einer taktischen Verirrung wurde nur zu bald eine seelische, daraus trieb



eine Verwirrung zuerst der Grundsätze, dann der Instinkte. Der Umweg zu unserem Ziel, auf dem wir, die schlaunen Indianer, uns glaubten, hatte uns selbst umgekehrt.

Nun gestehe ich jedem das Recht zu, sich seine Freunde und Feinde selbst auszusuchen. Jedoch, von der Möglichkeit, sich durch Vermischung ihres Blutes mit dem wahlverwandten in die Familie aufnehmen zu lassen, machen die allermeisten Intellektuellen keinen Gebrauch. Was ist die Folge? Sie sind Kriegführende, ohne zu kämpfen, wie sich's für sie gehörte. Sie stecken von hier bis an den Hals im Kompromiß. Sie haben gar nicht die Möglichkeit, in dem ihnen zum Aufenthalt dienenden Umkreis der Partei aufrichtige Patrioten zu sein, sie sind nur die Antipatrioten der andern Partei. Menschen mit einer nur negativen Einstellung können nicht gemeinsam handeln, weil es kein negatives Ideal gibt, das gemeinschaftbildende Kraft besäße. Die Negation gebiert neue Negationen, die einander sektiererisch abhetzen. Ich nenne das politischen Protestantismus. Der Protest kann schwächen — das gehört zur Kriegführung — aber er bleibt unfähig, eine neue Gemeinsamkeit zu erzeugen, stark genug, die alten, mörderisch verbissenen Gemeinschaften in sich aufzunehmen und zu versöhnen. Und das allein wäre der Friede.

Nicht als ob der Sieg der einen oder der andern Partei im gewöhnlichen Sinne des Wortes *gleichgültig* wäre, nein. Der Weg zum Ziel wäre vermutlich kürzer, wenn der eine, er wäre ganz gewiß länger, wenn der andere siegte. Der Preussengeneral und der kriegführende Pazifist gehören nicht ein und demselben Geschlecht an. Und wenn Amerika in Waffen starrt, und wenn es, für die blutige Prozession, noch so eifrig Altäre baut, auf denen das große Messer angebetet wird, es bleibt, auf dem Gebiete der bürgerlichen Ideologie, noch immer die Neue Welt.

Aber der militärische Sieg, jeder militärische Sieg, kann nur derselbe sein, wie der Krieg, und eine Niederlage statt der Entscheidung wiederum nur eine Fortsetzung des Krieges. So gewiß ein Urwald aus eigenen Kräften keine menschliche Ordnung hervorbringt und der Mensch nur auf dem Boden leben kann, den er dem Urwald abgerungen hat, wo er den Urwald vor seinem, des Menschen Bedürfnis, hat verschwinden lassen, ebenso kann der Friede nur dort entstehen und gedeihen, wo der Krieg wahrhaftig beseitigt ist und auf freiem Felde der Mensch sich behauptet. Solange die Intellektuellen polemisierend mitkämpfen, ob mittendrin oder auf den Flügeln oder im Rücken, verrichten sie eine häßlichere Arbeit, als die Kriegersänger, und keine bessere und keine schönere, als Thersites, und ich, für mein Teil, würde, wenn ich unbedingt wählen müßte, noch immer dem antiken Kläffer jenen Schäferhund, den Tyrtäus vorziehen. In allen Ländern.

Den Intellektuellen wird, wenn sie mehr sein wollen als freiwillige, mobilisierte und selbst desertierte Militärschreiber, nichts übrig bleiben, als sich erst einmal und allen Ernstes selbst zu sammeln.

Was, in aller Welt, kann der Geistige anderes wollen als den Geist! Der Geist aber ist der uralte Antipode der Materie, des dunkeln Triebes, der Gewalt. Also kann er, natürlicherweise, nur ein Ziel haben: daß die Gewalt aufhöre, weil ihm bis dahin zuviel fehlt, um sich auch nur klar zu manifestieren, und alles, um im großen wirksam zu werden, alles, sogar die Gelegenheit.

Ich sage nicht: er kann nur das Ziel haben, daß die Gewalt möglichst *schnell* aufhöre, obwohl ich vielleicht den Mut hätte, mich für ein Ideal abschlachten zu lassen, nicht aber, andere unter's Messer zu werfen. Ich sage nicht: *um jeden Preis*, obwohl in jeder Minute — stellt euch das doch nur einmal deutlich vor, ihr Hornochsen! — Menschen umgebracht werden, die unsere besten Freunde, unsere Männer, unsere Väter und Söhne hätten sein können. Meine Ohnmacht enthebt mich dieser entsetzlichen Entscheidung. Ich sage: daß die Gewalt *gründlich* aufhöre.

Hier höre ich den Beifall der Intellektuellen, die, im Nebenamt des Intellektuellen, sozusagen als Gelegenheitsarbeiter zu einer Zeit, wo alle arbeiten, — mitschießen und mitstechen. Gerade, damit die Gewalt gründlich aufhöre, rufen sie, müsse der Kampf ausgefochten werden bis zum Ende, und deshalb, nur deshalb, seien sie dabei.

Don Quichote noch ritt gegen Windmühlen. Die heutigen Intellektuellen begnügen sich damit, kleine Pamphlete in die Flügel zu blasen. Und die Mühle ist längst dabei, sich selbst aufzumahlen! Der Tag kommt, da hat sie sich aufgefressen bis auf die letzte Schraube, bis auf die letzte Faser, sie fällt, dann und keine Sekunde früher, von selbst zusammen und gibt, dann erst, den Menschen wieder frei.

\*

Aufersteht aus den Trümmern Phönix Mensch. Werft, sage ich, seinen Befreiungsschrei jetzt schon in den Sturm, als locktet ihr ihn mit seinem eigenen Ruf! Malt sein Bild an alle die Wände, die noch vom Angstschweiß der Plakate und Verordnungen überfließen! Die neue Musik stimmt an, nicht hoffend, daß sie die Kanonen und explodierenden Minen und das andere vielfache Schlachtgeschrei mit ihrer süßen Hand ersticke, aber gewiß, sie und sonst nichts zwischen Himmel und Erde könne die mörderischste Schlacht, selbst diese Schlacht, diese Schlacht der Schlachten von einem neuen Leben entbinden.

Wo ihr einen antrefft, der nachdenklich, ermattet, verzweifelt scheint, tretet zu ihm hin und sagt ihm ins Ohr: Ich will dir frohe Botschaft bringen. Nehmt seinen Kopf in die Hände, lächelt ihn an und, wenn es dann noch nötig ist, so sprecht...

Sorgt für den Frieden. Glaubt, es gibt wenige genug, die für diese Mission in Betracht kommen, und Gott weiß, ob man sie nötig haben wird.



Denn sie, die diesen Krieg führen, werden ewig unfähig sein, den Frieden herbeizuführen, Sie können nur einen Waffenstillstand schließen.

Sollte aber einer in falscher Bescheidenheit meinen, er könne nicht singen, — wo doch die geringste gute Handreichung und jede wohl-empfangene Hilfe und jeder Wille zum Guten alle Kreatur zum Singen bringt — so mag er sich in des Teufels Namen ein Gewehr geben lassen und kämpfen.

Sollte er zögern, im Glauben, daß er allein seinen Posten gut genug halten könne, den an der Front dagegen hunderttausend andere besser als er, so mag er bleiben, wo er ist. Aber er nenne sich nicht einen Geistigen, sondern, wie ich nun ernsthaft vorschlagen möchte, einen Militärschreiber. Worauf es sehr natürlich erscheinen wird, daß Militärschreiber sich zu einem Kriegerverein zusammentun.

Ein Zusammenschluß irgendeiner Art von kriegführenden Intellektuellen mit Geistigen ist unmöglich.

Was ein fescher Intellektueller ist, der wird mich salbaderig finden. Ihn juckt das Schießpulver, das allenthalben vertan wird. Wenn er sich kratzt, ist ihm wie in Kampfgetümmel und Handgemenge. Er braucht nur in die Schreibmaschine zu diktieren, um, den Ozean in seiner Brust von einer roten Schärpe gebändigt, ein General zu sein, der die Insurgenten zum entscheidenden Sturmangriff ansetzt. So nimmt er tätigkeit an der großen Zeit.

Der Bericht über die Bergpredigt schließt mit der Bemerkung, das Volk habe sich über Jesus entsetzt, „denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten“. Die Schriftgelehrten nämlich waren, was sie noch heute sind: Diskutierer, Schreier, Haarspalter und Rechthaber. Sie teilen das Schlachtfeld der Erde mit den Soldaten.

\*

Ich sehe zwei Häuser mit roten Laternen. Auf der einen Seite das Haus „Zum Bauch“, auf der andern das Haus „Zum gutgeschirrten Pegasus“. Sie sind Nachbarn, wenn sie auch nichts voneinander wissen wollen.

Vor mehr als zwei Jahren schrieb ich, für diese Zeitschrift, eine Notiz, worin die bevorstehende Eröffnung des ersten Hauses angekündigt war.

Ich begegne Landsleuten, sagte ich da, die mich mit einem todtraurigen Blick fragen: „Werden wir je wieder lachen können?“ Es waren nicht immer Kranke. Mir schien, im Gegenteil, als ob sie die einzigen seien, die sich an eine Zeit erinnerten, wo die andern noch für gesund gelten konnten. Ich antwortete: Aber, ich fürchte das Gegenteil. Ich fürchte, für Europa, den Ausbruch eines Reichs des Leichtsinns. Ich fürchte, daß, was in Rußland nach dem Krieg mit Japan und der Revolution kam — ein mittelmäßiger Dichter namens Arzibaschew machte daraus den Roman „Ssanin“ — das ganze Europa vergiftet, ein *Après nous le déluge*, das sich im Tingeltangel schadlos hält und „wieder lebt, wieder atmet, wieder



genießt"! Ich fürchte ein Kokottenlachen sondergleichen, den Sieg des Tanzbeins über alle zu erwartenden Konsequenzen dessen, was heute geschieht. Es wird, überdies, billig zu haben sein. Ich fürchte — nicht, daß die kapitalistische Gesellschaftsordnung sich totlacht, aber daß die vielen, die *kleinen Leute, die übrigbleiben*, dem Wahn anheimfallen, mit leichtem Sinn, mit der bühnenmäßigen Geste des Grandseigneurs ein paar Sprossen der sozialen Leiter hinaufturnen zu müssen. Ich fürchte, daß Europa der alte Mann wird, der sich, mit dem Opernglas, in die erste Parkettreihe setzt, um vom Ballett, das ihm geboten wird, nicht die geringste Regung zu verlieren, der Kunst wegen, versteht sich: fauler als ein Gaul, der die lästigen Fliegen mit unermüdlichen Schlägen des Schwanzes vertreibt, wozu viel Kraftanstrengung und eine gewisse Aufmerksamkeit gehört. Die Operette fürchte ich, das kitzelnde Feuilleton, die absichtsvoll gemalten Hüften der Diana in der Abenddämmerung. In einem Wort, das Leben und Lebenlassen des Bauches, statt daß die Herzen vom Tode aufstehen und die Gehirne Erkenntnisse zu Taten machen.

Seitdem haben wir Fortschritte gemacht in der Richtung.

Ich spreche nicht vom allgemeinen Wirtshaus, das an allen Straßen steht, worauf Soldaten marschieren und hinter ihnen Gesindel sich breit macht. An den Bauch als Tröster denke ich, als letzten Erwecker der entsetzten Seele, diese unheimlichste Form des Masochismus, als Mittler eines Weltgefühls, als Philosoph, sozusagen. *An den Zynismus.*

Der Mensch, sagt er, ist ein ebenso dummes wie unverbesserliches Tier. Laß es laufen und vergnüge dich an seinen Sätzen und Kapriolen, all den Tanzfiguren seiner Gemeinheit, die über alle Maßen komisch sind, wie sie auch vom Ausübenden gemeint seien. Befreie dich von der Angst vor dem Menschen, und er ist nur noch ein Pajaß.

Hier ist es, wo die beiden freien Menschen, der „hündische“ und der menschliche, sich scheiden. Jener überwindet mit der Angst vor dem Menschen gleichzeitig die Liebe zum Menschen. Der andere beginnt dann erst wahrhaft, nämlich bedingungslos zu lieben.

Stell, sage ich, dein Sach auf nichts und laß, in allem Äußern, mit dir geschehen. Die Armut ist gut, wenn sie kein Zwang ist. Der Reichtum ist gut, wenn er nicht selbstsüchtig ist, sondern wie das Wasser, das mit beiden Händen aus dem Brunnen geschöpft ist und durch die Finger rinnt, indes die Lippen trinken. Die Sünde beginnt, wo die Lust am Geld beginnt, das ist das goldene Kalb, das denen, die es umtanzen, nichts gibt, als einen Machtausch. Ein Narr und Sklave, wer glaubt, das Geld habe eine Seele, oder ihm einen metaphysischen Wert irgendwelcher Art beimißt. Ich kenne Leute genug, die sich von Gott und Teufel, von Mutter und Kind und von sich selbst losgemacht haben, aber kaum einen, der sich vom Aberglauben an das Geld befreit hätte. Das beste, sage ich, wäre, wenn man das Geld beim Spazierengehen fände. Da es nicht so

ist, so tue man wenigstens mit ihm, als ob man es beim Spaziergehen gefunden hätte.

Man sieht, ich bin nicht wie asketische Millionäre, daß ich den Luxus verschmähe. Ein schöner Frauenhut, selbst in einem Schaufenster, macht mir Freude. Gewiß, wie hätte Berlin in dieser schweren Zeit nicht einen heiligen Franziskus hervorbringen sollen, aber er brauchte nicht gar so traurig zu sein. Der alte war ein heiterer Geselle.

Man soll, man muß, man wird den Menschen wegnehmen, was sie heute hindert, froh zu sein, geben können nur wir ihnen: wir, die Geistigen. Und dann wird es letzten Endes noch immer an ihnen liegen, ob sie glücklich sind, denn, nicht wahr, den Willen dazu müssen sie selbst haben. Die Erziehung zum Glück — ein Thema für zehn Generationen Dichter, Musiker, Maler, Philosophen, Politiker, für zehn Generationen, schlechthin.

Der letzte Ernst der Dinge ist heiter. Sind sie nicht alle vergänglich und wunderbar in ihrer Einmaligkeit?

So weit kommt der Zyniker nie. Er sieht in den Dingen nur die ewige Dummheit, und er grinst.

\*

Den gutgeschirrten Pegasus haben Aktivisten derart zerzaust, daß er in seiner vorkriegerischen Form, der georgeschen, nur noch geringes Ansehen genießt. Die beschäftigungslosen jungen Leute aus feiner Familie allein liebäugeln noch mit dem, was sie, überdies irrtümlich, als die Luxusausgabe ihrer eigenen Langeweile hochhalten.

Indes hat sich im Krieg der gutgeschirrte Pegasus zum gutgesinnten gehäutet. Schon haben sich in Deutschland und anderswo Sekten und Bruderschaften gebildet, um, dem gemeinen Leben abgewandt, dem Geist zu dienen.

In diesen Laubhütten und esoterischen Hotels — wenn es nicht Sanatorien sind — werden schöne Briefe und ausgezeichnete Bücher geschrieben. Das Schärfste an Zeitkritik, von einer hymnischen Wildheit, das Strahlendste an Abkehr vom Reich des Kolossalen, das während des Krieges zu uns über die Grenze geflüchtet ist, kam aus der *Kaltalgemeinde*: der Roman vom „Hauptmann Deutschle“ (der in den Europäischen Büchern erscheinen wird). Die alte deutsche Rebellion des Geistes lebt heute vielleicht am lautersten in den Jungen — viele Kriegsbeschädigte sind darunter — die sich in einem verlorenen Flußtal, an einem Berg, an einem Wald ansiedeln und der Zeit nicht erliegen wollen.

Alles das ist vortrefflich unter der Bedingung, daß die Siedeleien sich auf der Wanderschaft befinden. So haben alle Missionare die Erde durchdrungen. Die Klöster starben, als sie stillstanden. Sie verfaulten in ihrer Ruhe.



Gepriesen seien die neuen Quellen, sorgsam behütet, die allenthalben springen! Sie mögen unbekümmert zu Tal fahren, selbst auf die Gefahr hin, daß sie eine Tagereise weiter die Dynamos einer Zeitungsdruckerei treiben, oder daß auf ihren Wellen Bürger mit dem Grammophon den Abend entlang fahren. Gepriesen seien die gutgelaunten Waldbrüder, die jeden Morgen in der Erdenfrische baden, bevor sie an die Arbeit gehen! Es kann nicht anders sein, als daß sie alle erquicken. Die Säulenheiligen aber versteinern, niemand zuliebe und jedem zuleid, weil man wissen möchte, was dort oben mit ihnen vorgeht, und sie stummer sind als Baum und Gras.

Der Geist entsendet seine Missionare. Die einen bewahren die Einkehr und das Bad für alle, die des Weges kommen, und die größere Zahl derer, an die ihre Sendschreiben hinausgehen. Sie sind die schwächsten, aber vielleicht die reinsten. Und die meisten von ihnen sind körperlich krank und müssen sich erholen.

Die andern mischen sich unter das Volk, denn es ist besser, täglich zu fallen, um wieder aufzustehen, als in der Einsamkeit keiner körperlichen Demütigung ausgesetzt zu sein. Sie sind Bettler und Verschwender, Hans Dampf und Wanderprediger in allen Gassen und Kamerad jedem, der es brauchen kann; geduldig, beständig — du, das ist wichtig: beständig! — und freien Blicks vor den Berserkern der Eindeutigkeit, die am liebsten alle Welt in ihre Kelter würfen, um den Beifall zu erpressen, den sie Recht, Logik, Konsequenz und, was weiß ich, noch wie nennen. Sie sind freie Menschen.

Man braucht kein Neunmalweiser zu sein, um die nötigen Unterscheidungen zu treffen. Die Frivolität, das ist der Parvenü der Freiheit. Der Pfaffe wuchert mit Gott. Der Soldat hat das bequemste und, meint er, sicherste Mittel gefunden, im Recht zu sein.

Die missionierenden Geistigen fragen nicht lange: sollen Geist und Politik im Gegensatz leben? Sie sollen nicht, sie tun es.\*) Der Gegensatz wird bleiben, unversöhnlich, solange die Politik zur Ordnung des Gemeinwesens und zur Erhaltung der Ordnung Gewalt anwendet. Aber der Grad, wenn auch nicht das Wesen des Gegensatzes, kann sehr verschieden sein. Alles, was zum Abbau der Gewalt in den Beziehungen zwischen den Menschen beiträgt, hat von vornherein ihre Unterstützung. Sie helfen wegräumen, Hürde um Hürde, die für die Glücksjäger gebaut sind, auf der geraden Straße wird man zum Glück gelangen. Wo immer Kapitalklötze zerkleinert und Bastillen diskreditiert werden, sind sie dabei. Jawohl, sie sind Gleichmacher. Die schicksalhafte Ungleichheit der Menschen ist groß genug. Sie leiden genug darunter. Man braucht die Ungleichheit nicht noch künstlich zu vermehren. Die künstlichen Ungleichheiten, die staatlichen und die der

---

\*) Dazu im Lesebuch die Ausführung Werfels.



Klassen, das ist die Ungerechtigkeit, und es lügt, wer behauptet, sie seien nur der Ausdruck für die innere Ungleichheit. Gelegentlich sind sie es gewesen, dann kamen die Erben. Gelegentlich sind sie es noch. Man kann die Erben beobachten, wie sie ihnen zweideutig gegenüberstehen: sie nehmen sie hin als Rechtfertigung für ihren älteren, natürlich viel vornehmeren Besitztitel. So lasse man sie die Probe auf die Ungleichheit der Menschen machen, indem man den verjäherten Ausdruck dafür, auf dem sie sitzen, kassiert. Hic Rhodus, hic salta.

Die Geistigen helfen die Gewalt abbauen, die Ausbeutung abbauen, die Trauer abbauen. Dies geschieht im Vordergrund ihres Lebens. Unabhängig bleibt von gewaltsamen Erfolgen, ob kapitalistischen oder revolutionären, wofür sie kämpfen. Erinnern diese, übrigens, heute, wo die Fugen der Gesellschaft weiterhin und tiefer krachen als je zuvor, gegenüber der einzigen Realität, der geistigen, nicht an ein majestätisches Brillantfeuerwerk, das einer über dem Niagara fall abrennen ließe? Solche Spektakelstücke werden zur Schaffung der neuen Welt beigetragen haben und noch weiter beitragen. Wir müssen über die Gewalt hinaus, über jede Art Gewalt, und ich fürchte, dieser Weg ist mit Gewalttaten gepflastert. Selbst wenn wir einsähen, es gehe nicht anders, wollten wir doch nicht daran beteiligt sein. Die Hilfe der Geistigen macht Halt vor der Gewalt.

\*

Du lächelst. Du findest wohl, ich rede mit bukolischer Gelassenheit über Angelegenheiten, von denen sich nur mit Faustschlägen, bestenfalls mit bildlichen, sprechen läßt.

Ich hab dich einmal erblassen sehen, als ein Freund dir vorwarf, du seist nicht revolutionär. Tiefer wäre ein Korpsstudent nicht erschrocken, dem man, er sei nicht satisfaktionsfähig, ins Gesicht geschleudert hätte. Ich habe erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Angehörigen deiner Partei beigewohnt, bei denen es akkurat um Kelch oder Brot ging. Darum sind Religionskriege geführt worden, und so war vorauszusehen, daß Lenin zuerst Kerenski, dann Malinkow mit dem Messer an die Doktrin ginge, genau, wie der Berg die Gironde geköpft hat. (Nebenbei: wenn es Ernst wird, geraten alle Intellektuellen — hörst du: alle — selbst wider Willen in die Gironde. Du solltest das kennen: die schwielige Faust aus der Redaktionskonferenz, in der Parteipresse, — die plötzlich rot anläuft und allmächtig ist.)

Wir können sprechen soviel wir wollen, wir sagen immer dasselbe. Du zählst hundert Dinge auf, die geändert werden müssen, und ich stimme dir zu. Du wiederum stimmst leichthin zu, wenn ich erwidere, die Änderung könne doch nur eine historische sein, solange die Menschen, die sie vollbringen, die alten bleiben. Du glaubst, das komme hinterdrein und von selbst. Und es erscheint dir nicht wichtig genug, darüber Worte zu verlieren. Die Reaktion kommt! — wobei es keinen Unterschied macht, ob ein

Bonaparte die Revolution liquidiert, oder ob die Verbürgerlichung einer halbwegs proletarisierten Masse in anderer Form vor sich geht. Das willst du mit Gewalt verhindern, und du weißt, daß dazu die Diktatur des Proletariats verewigt werden müßte. Nun werden deine roten Prätorianer naturgemäß eine bevorzugte Stellung einnehmen, ganz einfach, weil sie als die bewaffneten Diener der Ordnung die Herren sein werden in einem Staat, dessen Organen jede mystische Berufung abgeht. Die sichtbare und immer drohende Anwesenheit der Gewalt wird genügen, gegen sie die Gewalt aufzurufen, und die Menschen werden sie nicht ändern.

Ein anderer als du, der nicht auf eine Verallgemeinerung eingeschworen wäre, die recht eigentlich eine fixe Idee ist, ich meine die materialistische Geschichtsauffassung, könnte mir entgegenhalten, ich dünke historisch, das heißt in geschichtlichen Schemen, und damit könnte ich dem Phänomen der neuen Ordnung nicht beikommen. Aber ich denke nicht historisch, ich „glaube“ an die Geschichte nur insofern, als sie sich als eine Betätigung des menschlichen Irrtums herausstellt: die Verwirklichung des Ideals mit Gewalt anzustreben. Du glaubst, der Kampf sei im Grund immer um das Futter gegangen. Das ist nicht wahr. Wohl aber scheint mir, daß der Hang zur gewaltsamen Befriedigung eines Verlangens, in jedem, bis auf den heutigen Tag, und in der Gemeinschaft, und der Glanz der Gewalt von unserm Aufstieg aus der Tierwelt herrührt. Damals haben wir diese Lebensform angenommen. Wir sind, trotz besserer Einsicht, dabei geblieben. Immerhin konnten wir davon allein nicht mehr leben, wir erfanden Religionen: wozu, wenn nicht, um uns mit ihrer Hilfe über unsere Tierheit zu erheben? Die Tierheit erwies sich als stärker, sie zog die Religion zu sich herab und nahm sie in ihr Wappen auf, einen Stern zwischen einem Wolfsrachen und einem Messer. Die Weltgeschichte enthält nichts, als die wahrhaft ermüdende Bestätigung einer schlechten Angewohnheit aus unsern vermutlich schwersten Tagen, den Tagen, wo wir uns mit der gesammelten List unserer unzähligen Feinde, mit einer Gewalt, die sie alle überbot, dem Urwald entrungen haben. Aber selbst wenn Gott nur eine Erfindung von uns wäre, so bewiese sie, daß wir auch innerlich aus dem Urwald hinausverlangen.

Damit beginnt ein neues Kapitel. Aber kaum daß wir es angefangen haben, blättern wir aufbrausend zurück, weil ein Nachbar mit bösem Blick unsern Weg gekreuzt hat und dort die erprobten Rezepte stehen, mit ihm fertig zu werden.

Worauf ich hoffe, das ist so einfach, daß man es in jedes Schulbuch setzen könnte. Ich hoffe auf eine Revolution gegen die Bestie, und das kann keine Revolution sein, die die Bestie gegen die Bestie losläßt. Wer auch von den beiden siegte, es wäre immer die Bestie. Ich hoffe auf eine Revolution durch keine andere Gewalt als die der Herzen, der Überredung und des frohen Beispiels. Ich sage dir: hätten wir die par tausend



Jahre, die wir mit Massakern zugebracht haben, auf die Vorbereitung dieser einzigen, wirklichen, endgültigen Revolution verwandt, wir wären schon lange über den Berg.

Einmal müssen wir Ernst machen mit der Utopie.

Heute, sag ich.

Sofort.

## NACHWORT

### *Verhöhnung durch die Haustiere*

Ihr Geistigen: fürchtet ihr euch nicht vor dem Werk, das ihr beginnen wollt, wie vor dem Tod?

Steht ihr nicht oft von der Arbeit auf wie aus dem Grab?

Schwankt ihr nicht den Weg vom Schreibtisch zum Bett und seid verbraucht, verwüstet, zerschlagen, als hättet ihr soeben in den vier Stunden euer ganzes Leben gelebt?

Stellt euch nicht der zufällige Blick eines Unbekannten auf der Straße vor die letzten Fragen, so daß ihr nicht weitergehen könnt und euch an die Wand lehnt, halb ohnmächtig vor Erschütterung?

Geht ihr nicht herum, ohne Schatten und wie verloren, und liegt schlaflos, weil es euch nicht gelingt, einer Forderung an die Menschen den Giftstachel zu nehmen?

Fühlt ihr nicht, vor Ungerechtigkeit und Gewalt, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, das Rachebedürfnis heranziehen wie einen epileptischen Anfall?

Betrachtet ihr nicht, mit mühsamem Lächeln, eure Hände, bis die Lust zu würgen aus ihnen entwichen ist?

Lebt ihr nicht so innig mit dem Tier, daß vielfältig sein Trieb in euch widerhallt?

Darum versteht ihr den Staatsstreich des Esels, der sich zum König der Tiere ausrief: es war ihm gelungen, sein „J-A“ so hoch zu züchten, daß die Völker daraus ein Hauch von Gottes Wort anwehte. Und die Schlaueit der Wolfshunde, die ein Auge zudrücken und ihm dienen, weil sie mit ihm Gott auf ihre Seite gebracht haben.

Darum versteht ihr das toll gewordene Lamm, das in seiner panischen Angst den Tiger selbst erschreckt.

Die Haustiere kränken euch nicht, wenn sie, um auch einmal ihren Spaß zu haben, euch einladen, ihnen aus der Hand zu fressen, weil ihr so fromm seid.



*Klabund :*

## BUSSPREDIGT

(Geschrieben Juni 1917)

Was tat ich, daß ich euch schöne Worte sang und Äolsharfen in die Winde hing? Ich bin so müde meines Seins, so müde der Tulpenglocken und der grünen Hirtenflöte . . . Tut Buße! Tut Buße! Denn das Reich der Hölle ist nahe herbeigekommen. Eure Herzen wurden Schlangennester. Eure Augen trübe Pfützen des blutigsten Lasters. Eure Hände, zu liebender Umarmung einst bestimmt, greifen in leere Luft. Das Eismeer trat über seine Ufer. Erratische Blöcke zermalmen den blühenden Garten. Kometen schleifen feurige Schwänze wie Trauerschleppen durch die Straßen: und die Stadt steht steil in Brand. Schlagt euch an eure zerfallene Brust: ehemals göttlicher Dom, nunmehr eine knöcherne Ruine, darin jegliches Unkraut: Haß, Niedertracht, Neid, Unzucht, Lüge, Feigheit, Hochmut wuchert. Schreit, brüllt, kniet in den Kot eurer eigenen Leichen; schreit: Ich Sünder. Ich wandelnder Dreck. Eitriger Auswurf eines verwesenden Bonzen.

Seliger einst am Saume der Welt; saumseliger, seufzend im Süden, verweint in Nelkenduft, Falter, mit den Flügeln leise atmend auf den Orangenbrüsten der blondesten Frau.

Der Regen blutet aus meiner Wunde.

Die Sonne schlägt mich an feuriges Kreuz.

Ich schäume: rotes Meer. Ich schreie: ich Namenlos, ich Traum: bin schuld am Kriege.

Ein jeder: ich. Millionen Ich . . . sind schuld, sind schuld.

Die Geißel Gottes knallt.

Ich kenne, bekenne mich: zur Pflicht, zur Verpflichtung, zur Wahrheit, zum Geständnis. Es gilt, unsere Schuld in die Welt zu pauken, zu posaunen, zu läuten, zu zischeln, zu heulen: daß man uns, Geistige oder zum Geiste doch Gewillte, nicht für Söldner eines Machtgedankens, des Räuberrevolvers, mehr halte. Der Krieg wäre nie ein so widerlicher Koloß geworden, hätte er sich nicht an gewissen eitrigem Abszessen unserer Seele gemästet.

Reißt das Hemd auf. Schlagt euch an die Brust: bekennt: ich, ich bin schuldig. Will es büßen. Durch Wort und Tat. Durch gutes Wort und bessere Tat.

Dünke sich niemand zu niedrig, seine Schuld zu bekennen. Niemand zu hoch.

Wir schweigen von den Krieglingen aller Länder, die es heute noch gibt; ihnen kann man nicht ins Gewissen reden, denn sie haben keines.

Aber ihr, die ihr, wie ich, längst erweckt seid — erwacht von einem üblen Traum, der wie ein Alp euch drückte — bekennt, aus falscher Scham bisher nur schweigend, daß dieser Traum ein Trugbild war, daß ihr Narren (und manche von euch, die sich für den Krieg als Krieg einsetzten, Schlimmeres als Narren) wart, als ihr an das Stahlbad der Seele, welches ein Blutbad wurde, als ihr an den Macht-, Nacht- und Bajonettgedanken, an den Krieg als ethischen Umwerter, an die deutsche, französische, englische „Sache“ glaubtet, während ihr an die *menschlische Idee* hättet glauben sollen! Ob ihr eure damalige Meinung in Schrift oder Sprache verteidigt habt, das gilt gleichviel. Ihr dachtet so: sie klang im Chorus mit.

Schwört ab den Taumel 1914! Die Resignation 1915! Die Skepsis 1916! Bekennt euch straff zu 1917! Bäumt euch! Zum neuen Willen einer neuen Zeit! Schnell auf aus eurer Passivität wie ein lang angezogener Bogen zur Aktivität: der Anklage, der Buße, der Besserung. Es heißt, unsere jetzige Position deutlich zu bekennen — damit noch viele zu uns aufs Podium treten. Und ihrer seien tausend, zehntausend — und mehr.

Vor dem Gedanken eines zweiten derartigen Krieges bekreuzt sich die ganze Welt. Fallen Mütter in Ohnmacht und Wahnsinn. Werden Kinder zu Verbrechern.

Es gibt in Deutschland eine mächtige Partei, die es wagt, in diesem Kriege vom nächsten Kriege zu sprechen. Ihr Gerede ist Blasphemie, Hochverrat am Geiste, Gottes- und Menschenlästerung.

Die Desorganisation der Geistigen ist mit an diesem Kriege schuld. Wir alle sind am Kriege schuld, weil wir ihn kommen sahen und nichts dagegen taten, und als er ausbrach, uns über seine wahren Wege täuschen ließen.

Ein rasender Protest gegen den kriegerischen Gedanken und das kriegerische System in der ganzen Welt tut not.

Wir wollen nicht schweigen, nicht eines zweiten Weltkrieges schuldig werden.

Erreichen wir unser Ziel nicht, so sind wir umsonst am Leben geblieben und lägen besser, geruhig gehütet, bei den Toten von Ypern und Kowno, von Gallipoli und Görz.

Es geht um den Adel der Erde. Entthront wurde die ewige Kaiserin: die Natur. Die Erbsünde des abstrakten Menschen: der Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit: wird in die Weite getragen, droht die Erde zu zerreißen. Dies darf nicht sein: als Geistiger in hohen Wolken schweben, als Wirklicher Macht vor Recht setzen, Bajonett vor flehend gehobener Hand. Es darf nicht sein: das Gute in der Anschauung haben und begreifen, und schlecht handeln, schlecht sein. Ehe nicht die Idee des Guten in die Tat umgesetzt ist, ehe wir nicht danach streben gut zu sein, anstatt Gutes zu denken, eher haben wir kein Recht, auf den wahren Sieg zu hoffen, den Sieg der Sonne, des Mondes, der blauen Berge und des roten Herzens.



Es ist entsetzlich, zu sehen, wie kleine militärische Erfolge die Völker alsbald golden umnebeln: mit einem rein äußerlichen Siegesrausch, und sie vom Wesentlichen sofort wieder abziehen. Als ob es für die ethische Beendigung des Krieges von irgendwelcher Wichtigkeit wäre, noch einige Tausend Quadratkilometer zu erobern — um den Preis von hunderttausend hingeschlachteten Menschentieren. Als ob durch einen militärischen Sieg der einen Partei die moralischen und rechtlichen Fragen aus der Welt geschafft würden!

Es ist ein trauriges Zeichen unserer militarisierten Zeit, daß die Politiker ihre Direktiven von den Generalen empfangen — anstatt umgekehrt. Es fehlt an Verjüngung in Geist und Willen, an Vergeistigung in den Zielen und Mitteln. Zum Teufel mit der Realpolitik! Man treibe Ideenpolitik! Indem man sich nicht wie die Realpolitik von den Realitäten treiben läßt, sondern indem man aus der Kraft der Idee das Reale schafft.

Am Bahnportal steht der Heilsarmeesoldat Posten, gehorsam dem Befehl des Generals.

Tausende rennen, rasen, schleichen, stolpern an ihm vorbei. Er hält den «Kriegsruf» in der Hand.

Stumm, die Zähne zusammengebissen, wartet der Heilsarmeesoldat. Er darf nicht schreien: Gott! Güte! Gerechtigkeit! Denn die Polizei hat es ihm verboten.

So ist es unsere Pflicht, die Pflicht der aus trübem Traum Erwachten, der Sinnenden, der Besonnenen, nicht mehr Getäuschten (nicht: Enttäuschten), der zum Geist Emporgerissenen: Verächter der Macht, der Nacht und des räuberischen Taumels: am Portal der Zukunft zu stehen, den Friedensruf, den Ruf des ewigen Friedens und der neuen Menschlichkeit auf den Lippen. Soldaten wir der Armee des einzigen Heils. Heute hört den Ruf nur einer, morgen sind es ein Dutzend, übermorgen Tausende.

Es gilt zu warten, die Zähne zusammengebissen.

Einmal wird das mythische Feuer herniederfahren und alle heute noch Irrenden und Schwankenden mit Erkenntnis beglänzen und zu entschlossener Tat entflammen.

Mag heute noch Gelächter oder Niedertracht wie Hagel auf uns niederprasseln:

Soldaten der Seele, es heißt standgehalten. Einmal wird die rote Fahne, in unserem Blut getränkt, im Frühlingslichte flattern.

Ihr Sybariten des Blutes: dann seid verflucht!

Ihr Heuchler, ihr Unerwachten, ihr Trägen — dahin dann zu den Kröten in die Keller des ewigen Todes.

Ihr aber, Unsterbliche, Unendliche, Legionäre der heiligen Armee, auf, zu den Trommeln, zu den Flöten. Schwingt eure Waffen: den Lilienstengel, die Weidenzweige, daran noch Kätzchen hängen, die Mimosenbüschel, die Sonnenblume. Gott winkt! Uns, seinen silbernen Söhnen!



## DAS LESEBUCH

*Franz Werfel:*

## DIE GEFAHR

*Ein Teil der Vorrede, die Franz Werfel für die von Rudolf Fuchs übersetzten „Schlesischen Lieder“ des Tschechen Petr Bezruc geschrieben hat (Verlag Kurt Wolff in Leipzig).*

Unser Herz fühlt connational mit allen Unterdrückten aller Völker. Unser Geist haßt die Macht- und Selbstbewußtseinsform aller Völker. Es ist ein tiefes Lebensgesetz des Geistes, daß er wie Tag und Nacht niemals an einem Orte mit der Macht sein kann. Ja, wenn sich selbst die Güte anschickte, Macht zu werden, er fiel vor ihr auf die Knie und rief: „Tu es nicht!“ — Die Macht wird immer den Geist hassen müssen, wie er sie haßt, denn die beste Macht selbst hat die Pflicht, an einer erreichten Ordnung festzuhalten und sie zu bewahren, während der Geist jedes irdische Reich auflösen muß. Die irdische Gerechtigkeit wird zum Beispiel den Verbrecher nur in jenem sehen, der im weitesten Sinne der herrschenden Ordnung widerspricht. Also: da das Eigentum obwaltende Maxime ist, muß der Dieb ein Verbrecher sein. Aber ist für den Geist der Dieb ein Verbrecher? Gewiß, er kann es sein! Die Perspektive ist jedoch unendlich verschieden. Denn der innerste Grundsatz der Macht-Gerechtigkeit ist: „Wer gegen mich, wer mir schädlich ist, darf nicht sein!“ Das müßte notwendig selbst der Grundsatz einer kommunistischen Verfassung sein. Nur die Konjugation der Macht kann sich verfeinern, scheinbar den immer drängenderen Forderungen des Geistes sich anpassen; ihr Prinzip muß immer bleiben: die Erhaltung ihrer selbst. Das Prinzip der Weisheit ist in memoria Cartesii: ewiger, fruchtbarer Zweifel an sich selbst, unvergängliche Selbstvernichtung.

Die Unterdrückung ist der unendlichste Stoff für den Dichter. Denn hier werden die gewaltigsten schöpferischen Kräfte des Menschen angerührt, Erbarmen und Zorn, von der kleineren wärmenden Flamme des Mitleids bis zum Vulkan des Irrsinns. — Dieser Stoff kann aber seine Unmittelbarkeit verlieren, besonders in Zeiten, wo die Macht so klug ist, die Eitelkeit des Dichters zu fetieren, in Zeiten, wo der Dichter mit dem Fürsten geht. Denn in jeder Kunst steckt noch ein großer Rest von Korruption. Wenn es der aktuellen Mondänität gerade gelingt, dem

Dichter eine Haltung abzutrotzen, die sich zwar nicht mit ihr identifiziert, aber in ungefährlicher Sphäre sich hält, in sublimer Unnahbarkeit, dann entsteht das, was man Klassizismus nennt. Stoff und Trieb sind noch immer die gleichen! Denn man muß sich einer Realität erbarmen mit ganzer Seele, wenn man sie in eine vollkommene Gestalt bringen will, und man erbarmt sich nur armer Wesen. In solchen Zeiten wendet sich das irritierte Gewissen des Dichters durchaus dem Ausdruck zu, er nimmt seinen Schmerz und seinen Kampf der Welt weg und konzentriert beide auf sein Werk. Das im ehrlichsten Falle! Aber die klassische Literatur entgeht ihrer Strafe nicht, sie wird durch ihren Platonismus zugrunde gerichtet. Sie beginnt die Gesichte durch Ideen zu ersetzen, die unmittelbaren Lebendigkeiten durch Abstraktionen! Das heißt aber, ihr liegt nichts mehr am Herzen! Ebenso wie dem hochentwickelten Kultur-Individuum, das durch Wohlstand gesichert ist, nichts mehr am Herzen liegt, denn es empfindet die heißesten Fragen nur dialektisch! Aus welchem Grunde? Aus Kälte, aus Lebensferne, aus Interesselosigkeit!

Diesem Schicksal entgeht die Literatur kleiner Völker eher, wenn sie nicht rein provinziell ist, und soferne diese Völker überhaupt geistig potent sind. Warum beeinflussen die nordischen Völker seit fast vierzig Jahren so stark die europäische Literatur, wie vermochten sie es, die gewaltige Sonnenfinsternis eines Strindberg hervorzubringen? Antwort! Sie waren durch keine klassische Vergangenheit erblich belastet, die die Glieder ihrer Sprache höfisch und allzu verbindlich gemacht hätte. — Das politisch-moralische Temperament der Franzosen hat nach der Revolution, und vielleicht schon in den Enzyklopädisten seinen Klassizismus überwunden. Jedenfalls erstanden ihm im vorigen Jahrhundert Männer wie Flaubert, Zola, Baudelaire. Einem großen Volk, den Russen, blieb der Klassizismus erspart. So scheinen es bloß die Deutschen zu sein, die fortlaborieren. Wohlgedenkt! Unter Klassizismus werden hier nicht die „Klassiker“ verstanden und bekämpft, sondern die Anschauung des Bürgers von Literatur, wenn er mit einem gewissen eitelindolenten Blick die Cottaschen Bände hinter dem Glas seines Bücherschranks mustert. — Der Geist ist selbst in einer Zwangslage, der er erlegen ist, wichtig genug, daß du und ich seinen Schutz mit dem Tode bezahlen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß es gerade der Klassizismus ist, der die Bürger von der Angst vor dem Geiste erlöst hat. Wodurch? Es mag der eine oder andere Genius eine Konzession in seiner Haltung gemacht haben, wodurch die Autorität eine Stütze empfing. Der Pöbel hat dafür ein unendliches Feingefühl. Er atmet auf. Denn wodurch einzig er die Größe erträgt, ist der stille Trost, bei dem er sich innerlich die Hände reibt: „Auch Goethe ist ein Schwein!“ Der intellektuelle Mittelstandspöbel selbst erhält, und nicht jene tun es, die Autorität (die bureaukratische und die wissenschaftliche) auf ihrem Throne. Er tut so, weil er fühlt:



„Diese sind meinesgleichen, jene aber, die Genies, wollen etwas von mir und mit mir; das aber ist unbequem und stört nur meine Geschäfte. Also fort mit ihnen, solange sie leben! Ich bin aber nicht ungerecht und werde mir ihre Leichen präparieren lassen. Vorher will ich sie aber versuchen durch die Hesperidenäpfel der zeitlichen Größe und Wohlfahrt.“

Wer aber bei dieser Verlockung zu Falle kam, hat, wie groß er auch sei, einen Verrat am Geiste begangen.

Die Kompromißhaltung von Literaten, die Presse, die immer mehr menschenverwüstende Organisation, in ihrem Gefolge die gänzliche Entwirklichung der Gehirne, das Bildungsprivilegium gewisser Stände, das, und tausend unbestimmte Gründe mehr, führen jenen unverbindlich erhabenen Neutralismus herbei, jenes leidenschaftslose Festhalten an gebräuchlichen Architekturen, jene unüberwindliche Nurbegrifflichkeit, die hier Klassizismus genannt wird. Die bedeutenden und feurigen Geister der Zeit, die sich ihm entziehen wollen, werden mit ihrem Schmerz und Witz imaginär bleiben, im Leeren hängen, denn sie tragen den schrecklichen Krankheitsstoff der Entrealisiertheit in sich. Sie müssen sich den Dingen erst vorstellen mit dem Unglück oder der Frechheit Schüchterner. Fremdheit ist ihr produktives Gefühl.

Die Dichtung wird immer esoterischer werden, sie wird in Gemeinschaften, Bündeln, Cliquen leben, weil sie die panbureaukratische Lebenshaft der sozialen Abstraktion nicht mehr ertragen kann.

*Ich habe über diesen  
Auszug den Titel gesetzt:  
„Die Gefahr“! — S.*



## DAS WEISSE BRETT

*Ankündigung.* Diesen Monat erscheint, bei Max Rascher in Zürich, die erste Serie der *Europäischen Bibliothek*, 5 kleine Bände, in einfacher Ausstattung und billig.

1. „Das Säulentor“: aus dem „Feuer“ von Barbusse einige Kapitel, die stärksten im Erlebnis und die programmatischsten, der Kern, aus der Anekdote geschält.

2. „Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen“: die vorläufig letzten Folgerungen, die H. G. Wells seinen Britling auf dem Weg zur Erkenntnis finden läßt.

3. „Anthologie menschlicher Gedichte im Krieg“: Bäumer, Becher, Benn, Bläß, Ehrenstein, Fuchs, Gathmann, Gumpert, Herrmann, Küsters, Lasker-Schüler, Rubiner, Schönkank, Sramek-Pick, Weiß, Werfel, Whitman-Landauer. Die Gedichte sind alle solchen Heften der „Weißen Blätter“ entnommen, die die deutsche Zensur nicht beanstandet hat. Ihrer Verbreitung steht also nichts im Wege.

4. Leonid Andrejew: „Hinter der Front“, der schlichte Bericht eines kleinen Beamten in Petrograd von seiner ersten Kriegszeit. Hier sind wir der Wurzel des Elends näher, als im sensationelleren „Roten Lachen“, das Andrejew aus dem russisch-japanischen Krieg nach Hause gebracht hatte.

5. Henry van de Velde: „Die drei Sünden wider die Schönheit“. Ein Stück Geschichte, ein Stück Bekenntnis und in beiden der Ruf nach dem wahrhaften Leben.

Die zweite Serie folgt im Oktober. Sie bringt von Svend Borberg, über den hier nichts weiter gesagt zu werden braucht, das „Lächeln von Reims“; von Bernard Shaw, in zwei Bänden, „Menschenverständiges über den Krieg“, ein Dokument und ein glänzendes Buch (das man erst einmal lesen sollte, bevor man es auszuschlachten versucht); Eduard Bernstein, „Über Lassalle“ und den „Wundarzt“, Briefe, Aufzeichnungen und Gedichte Walt Whitmans aus dem amerikanischen Sezessionskrieg.

In der größeren Sammlung, den *Europäischen Büchern*, erscheinen gleichzeitig: Ein Balkanroman von Asséo: „Das Massengrab“, Erinnerungen des Obersten Oberutschew an den Ausbruch der russischen Revolution, „Morgenröte“, und der erste Band des Kriegstagebuchs von Alfred H. Fried.

In der Broschürenfolge, nach Roland, Zweig und Latzko, Annette Kolb mit einem Heft „Die Last“.

# Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM“ von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT“ von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA“ von Carl Sternheim und „DER SOHN“ von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN“ von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA“ und das Schauspiel „MADAME LEGROS“ von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN“ von Francis Jammes. „DIE URSACHE“, „DER VATER“ und „DIE KRIEGSWITWE“ von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW“, „NAPOLEON“, „SCHULIN“, das Schauspiel „1913“ von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE“ und „DIE TROERIN-  
NEN DES EURIPIDES“ von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH“ von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG“ von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA“ und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE“ und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN“ von Annette Kolb. „VERONA“ von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG“ von Franz Kafka. „DER RUHETAG“ von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT“ von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT“ von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER“ von Henri Barbusse, „HELDENTOD“ von Andreas Latzko, die „LEGENDE“ von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Cézanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Herrmann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

---

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;  
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—



PAUL CASSIRER VERLAG

# ERNST BARLACH

## ORIGINAL-STEINDRUCKE

auf Holländer- und Japan-Büttenpapier, handsigniert

- |   |   |
|---|---|
| 1. DEMUT. 29,3×21,5 cm.. M. 50  | 6. DONA NOBIS PACEM.<br>17,5×23 cm ..... M. 50  |
| 2. AUS EINEM NEUZEIT-<br>LICHEN TOTENTANZ.<br>29,2×20,5 cm ..... M. 50    | 7. DER BLINDE.<br>15,5×10,5 cm ..... M. 25      |
| 3. WEM ZEIT WIE EWIG-<br>KEIT. 29,5×21,3 cm ..... M. 50                   | 8. DIE STERNDEUTER.<br>29,5×21,5 cm ..... M. 50 |
| 4. ANNO DOMINI MCMXVI<br>POST CHRISTVM NA-<br>TVM. 28,8×23 cm ..... M. 50 | 9. AN DER OSTGRENZE. M. 30                      |
| 5. SELIG SIND DIE BARM-<br>HERZIGEN. 25×21,3 cm.. M. 50                   | 10. STURMANGRIFF ..... M. 30                    |
|   | 11. STRASSENECKE IN<br>WARSCHAU..... M. 30      |
|   | 12. MASSENGRAB..... M. 30                       |

Katalog der Ausstellung von Ernst Barlachs Werken, November 1917, M. 3.50

### ERNST BARLACH DER TOTE TAG

Drama in 5 Akten.

Mit 27 Originallithographien.

Ausgabe A: 60 Exemplare auf Japan-  
papier. Jeder Steindruck signiert.

In Pergamentmappe..... M. 360

Ausgabe B: 150 Exemplare auf Hol-  
länder Bütten.

In Leinwandmappe ..... M. 180

### ERNST BARLACH DER ARME VETTER

Drama.

Geheftet ..... M. 6.—

Gebunden..... M. 7.50

Eine Luxusausgabe  
mit 36 Steinzeichnungen  
erscheint im Laufe  
des Jahres.

### ADOLF v. HATZFELD FRANZISKUS

Eine Novelle.

Mit Originallithographie von  
ERNST BARLACH.

Geheftet ..... M. 3.50

Gebunden ..... M. 5.—

### OSKAR KOKOSCHKA HIOB

Ein Drama.

Mit 14 signierten Steinzeichnungen.

Ausgabe A ..... vergriffen

Ausgabe B ..... M. 250

100 numerierte Exemplare auf  
Old Stratford gedruckt.

BERLIN W10



# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

---

**DRITTES HEFT ♦ 5. JAHRGANG ♦ SEPTEMBER 1918**

---

## **INHALT:**

Svend Borberg : Venus oder Nike

Henry van de Velde : Ferdinand Hodler

Gottfried Benn : Die Phimose  
Eine Novelle

Paul Cassirer : Krieg und Kunst

Gedichte von Max Herrmann und  
Iwan Goll

**EINZELPREIS 2 FRANKEN  
ODER 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL 5 FRANKEN  
ODER 5 MARK**

---

**1918**

---

**VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ**

Digitized by Google

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19,  
DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST.  
IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK  
VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE  
FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2

VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNGARN  
HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

## INHALT:

Svend Borberg: Venus oder Nike . .	Seite 113
Henry van de Velde: Ferdinand Hodler	„ 125
Max Herrmann: Ein Abend ist vertan	„ 138
Gottfried Benn: Die Phimose . . . . .	„ 139
Paul Cassirer: Krieg und Kunst . . .	„ 155
Iwan Goll: Fluch der Fabriken, Gesang aus einer Zelle . . . . .	„ 160

# DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

## AM 15. JEDES MONATS

*Svend Borberg:*

## VENUS ODER NIKE

### DER DRITTE AUFSATZ

In dem Heiligtum des Louvre verweilen die Andachtsuchenden besonders vor zwei Frauenidealen der Antike: vor der Venus von Milo und der Nike von Samothrake. Ließe man die großen Touristenherden, die unter Führung leiernder Führer an diesen beiden Göttinnen vorüberziehen, abstimmen, so würde der Preis ohne Zweifel mit großer Mehrheit der Venus zugesprochen werden. Sie ist keusch wie das Frauenideal der Angelsachsen, anmutig wie das der gallischen Völker und doch stark wie das der Germanen; vor allem ist sie eben Venus, was ihr den Beifall aller Rassen und Nationen sichert.

Die Siegesgöttin dagegen!

Ach, Nike ist ein ganz anderes, ein armes Bildwerk. Aus hundertundzwanzig Stücken ist sie zusammengesetzt. Der Kopf fehlt, die schlagenden Schwingen und die flatternden Gewänder verstärken den Eindruck der Zerrissenheit. Gewiß, — sie sieht schön und stolz aus, wie sie, an und für sich schon ungeheuer, auf dem Fundament eines Schiffsschnabels dasteht, der sich wiederum auf der hohen Plattform der Daru-Treppe erhebt, so wie ein König des griechischen Altertums sie aus Dankbarkeit nach einer gewonnenen Seeschlacht darstellen ließ. Aber wer ist jetzt noch dankbar? Und — eine Treppe ist eine Treppe, die keinen Ruhepunkt bietet, — die Touristenherde grunzt eine ziemlich hastige Anerkennung und setzt in scharfem Trabe ihren Weg fort, hinauf zur Venus von Milo, um sich zu vergewissern, ob sie auch wirklich der Reproduktion zu Hause auf der Kommode entspricht.



Wen aber der Sturmwirbel einmal ergriffen hat, der Nikes Schwingen durchbraust, kann sich schwer von dem ergreifenden und anregenden Bildnis losreißen. Wie gerade die fehlenden Arme der Venus einen gewissen Reiz verleihen, so verstärkt der mangelnde Kopf der Nike den Eindruck des Unheimlichen, des Grauens, den die Statue einflößt. Sie ist der Sieg, *der* Sieg aber, der Blut kostet. Es gehört Mut dazu, ihr zu folgen, gewaltige Überwindung, brutale, verzweifelte Entschlossenheit wie vor einem Sprung über Welten von Abgründen. Dieses große, kopflose Wesen ist ein Dämon. Sie, die in ihrer göttlichen Kraft und Anmut zuerst an den Nationalismus erinnert, der, ein Vogel Phönix, immer von neuem ersteht, sie wächst vor den Augen des Schauenden zu einem wilderen Symbol; ihre Gewalt ist die einer Penthesilea, einer Schildjungfrau, sie ist der Krieg selbst, der erbarmungslose Krieg, der bei Todesstrafe Bekehrung verlangt, absolute Unterwerfung, blinde Anbetung. Sie ist der blutige Cherub, der mit seinem Flammenschwert auf ewig das Paradies der Unschuld versperrt und uns Jesajas grasigen Steg des Wolfes und des Lammes verwehrt.

Es war im Sommer 1913, genau ein Jahr vor Ausbruch des Krieges, als ich eines Tages im Louvre eine kleine Gruppe von Franzosen beobachtete, die auf der Daru-Treppe vor der „Victoire“ Halt machten. Sie standen mit dem Hut in der Hand und betrachteten sie mit halb zugekniffenen Augen, als ob sie sie an irgend etwas erinnerte, vielleicht an ihren eigenen leider allzu oft kopflosen Patriotismus oder an die Parole, die so oft in hastigem Geflüster die fiebernden Reihen entlang lief wie Wellen brandend und wachsend: *Quand même!* Sie trafen augenscheinlich eine Wahl, fällten ein Urteil. Es war eine Lebensfrage für die Franzosen, für Frankreich: Venus oder Nike?

Die Angst, die Spannung, die schon seit Ausbruch des Balkankrieges Europa beherrschte, hatte in Frankreich wie in den meisten anderen Ländern die nationalen Ideen gestärkt. Der Vorschlag eines neuen Heeresgesetzes gab Anlaß zu ge-

waltigen patriotischen Kundgebungen. Ein imposanter Zug von Studenten und anderen — Soldaten im jetzigen Kriege — versammelte sich auf der Place de la Concorde vor der stets mit Blumen geschmückten Statue der Stadt Straßburg, „um die starke Haltung Frankreichs gegenüber den Drohungen der Fremden zu bestätigen“. Die wiederholten Fälle, wo deutsche Ballone und Luftschiffe verunglückten, erhöhten die Stimmung um etliche Grade; sie wurden alle in lebenden Bildern verewigt, und der Jubel im Pathé-Palace über die französischen Aeroplane zum Beispiel, die, wie Krähen die Eule, die dicke Zeppelin-Wurst umschwebten, als er „wegen Asthma“ bei Lunéville niederging, kam einem Orkane gleich. All die heruntergeblasenen deutschen Aeroplanmotten wurden von der Witzpresse sorgfältig auf die Nadel gespießt und ihrer stark gewürzten Insektensammlung einverleibt, während das Gezänk zwischen den Zivilen, den schwerfälligen deutschen Micheln und den schnellzüngigen französischen Mariannen immer hitziger wurde. Deutsche Pfadfinder belustigten sich damit, über die Grenze zu marschieren und den deutschen Reichsadler auf französischer Erde zu entfalten, wofür deutsche Touristen in Nancy auf dem Bahnhof durchgeprügelt wurden.

Und an den Orten, wo man den Parisern richtig den Puls fühlen konnte, in den Variétés und Theatern, waren die Symptome noch deutlicher. Sogar M<sup>me</sup> Réjane spielte in einem Tendenzstücke „Alsace“, deren Handlung einfach folgende war: Ein junger französischer Elsässer verheiratet sich — obgleich seine Mutter ausgewiesen ist — mit seinem deutschen Gretchen. Fortwährende Disharmonie in dem jungen Heim, durch die unvermeidlichen nationalen Diskussionen herbeigeführt. Da droht *der Krieg*. Mobilmachung. Jacques steht vor der Wahl: entweder muß er gegen sein eigenes Blut, gegen das Volk seiner französischen Mutter, kämpfen, oder er muß seine deutsche Gattin verlassen. Als er sich plötzlich auf der Straße zwischen deutschen Offizieren befindet, siegt das Blut, und er bricht in ein schallendes „*Vive la France!*“ aus. Die Offiziere schießen ihn nieder, und er verscheidet vor den Augen



seiner Frau, aber in den Armen der Mutter, ganz der ihre. Die Idee des Stückes war unverhüllt in dem Programm ausgesprochen: die Liebe, die Jacques und Gretchen zusammengeführt hatte, kann im entscheidenden Augenblick gegen das Nationalgefühl nicht aufkommen. Wiederum die Frage: Venus oder Nike?

Auf anderen Bühnen andere Stücke, aber die gleiche Tendenz. In einem kam sogar ein Gedanke, der sich hinter vielem verbarg, allzu deutlich an den Tag: „*La revanche*“ wurde verboten. Und dann eine Revue in den „Folies Bergères“: ein ganzer Abend voller Jugend und Tollheit, voll Faune und Verliebte, und sein Gipfel um die Mitternachtsstunde in zwei pompösen Tableaux: jene Nacht in Straßburg im Jahre 1793, als *Rouget de l'Isle* zum ersten Male seinen Freunden die *Marseillaise* vortrug, sowie ein Kriegsgemälde: „*La charge du 4<sup>ième</sup> hussard*“, eine Szene aus dem Kriege 1870–71, das heldenmütige 4. Husarenregiment in wirbelndem Angriff. Der Boden der Bühne war zu einer Art rollenden Trottoirs umgestaltet, und dadurch wurden die Husaren, die wirklich galoppierten, innerhalb des Bildes festgehalten; den Rahmen bildeten zurückweichende Deutsche aus Pappe. So schloß der Abend nicht mit der traditionellen Verherrlichung der Venus, sondern in einem wildpatriotischen Wirbel, unter dem Donner der Kanonen.

\*

Ein Zufall führte mich damals auf meiner Rückreise nach dem Norden über Berlin, es war gerade in den Tagen, als Deutschland das Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms feierte. Ich entsinne mich auch von hier wie von der Hauptstadt Frankreichs eines stundenlangen Zuges von Studenten und anderen — Soldaten im jetzigen Kriege — mit Ritterhandschuhen und Rittersporen, den Degen an der Seite. Es war an einem Nachmittag Unter den Linden, und der Zug erstreckte sich — war es symbolisch? — vom Schlosse zum *Pariserplatz*! Weit unten, hinterm Brandenburgertor, erglühete die riesige, goldene Nike-



statue der Siegessäule in der tiefstehenden Sonne, und plötzlich sah ich, gleich hingespitzten Reflexen dieser Siegessonne, die ganzen „Linden“ entlang eine schier endlose Perspektive von Nikestatuen! Eine Allee von Obeliskten war errichtet, mit Girlanden und Wimpeln in den Farben aller Bundesstaaten, und jeder Obelisk trug seine kleine goldene Nike. Diese Berliner Jubiläumsniken waren keine Kunstwerke wie das Bildnis der griechischen Göttin im Louvre. Sie waren fabrikmäßig hergestellt und sahen alle gleich aus. Aber sie hatten einen Kopf.

\*

Nein, wenn es auch im Jahre 1918 natürlich recht leicht ist, mit nachträglicher Klugheit zu kommen, so war es doch auch nicht besonders schwer, im Jahre 1913 Prophet zu sein. Es war in jenen Tagen nicht nur möglich, aus dem Fluge des französischen Hahns und des deutschen Adlers unverbrüchliche Wahrzeichen herauszulesen, nein, jedem, der ein wenig Einblick in die Leidenschaften gewann, die hinter den Kulissen rasten, und Zeit dazu hatte, über diese Triebe nachzudenken, die ja schließlich die psychologische Basis eines jeden Krieges bilden, mußte eine Katastrophe ganz unabwendbar erscheinen. Jener Abend in den „Folies-Bergères“ war in dieser Hinsicht eine wahre Offenbarung für mich. Dieses enthusiastische Pariser Parkett, dessen Beifall die chauvinistischen Tableaux wie mit dem Getöse eines Wasserfalles grüßte, weckte durch natürliche Gedankenverbindung ein anderes Bild in meinem Bewußtsein, — die Erinnerung an eine andere schreiende, kriegsbegeisterte Menge:

Es war ein Jahr früher in Venedig, im Jahre 1912, während des Tripolis-Feldzuges. Um die schlagende Kraft des Bildes recht zu begreifen, muß man seinen Rahmen erfassen und festhalten. Venezia, Piazza San Marco! Venezia, das schon von alters her dem Meere mystisch verlobt war, dessen Größe durch die Fahrten nach der Levante begründet, dessen Architektur, dessen Kirchen und Paläste, dessen ganze Blütezeit so außerordentlich von Byzanz beeinflußt war. Und dann San

Marco!: die Kirche mit dem rein byzantinischen Grundriß und den orientalischen Kuppeln. Die goldenen und pupurnen Mosaiken unter den Bogen des Eingangs erzählen von der Entführung der irdischen Überreste des heiligen Markus von Alexandria nach Venedig. Über dem Hauptportal tänzelt das schöne Viergespann, ein Beutestück aus Konstantinopel.

Es war an einem Sonntagabend. Soldaten kamen aus Tripolis auf Urlaub nach Hause. Jede Linie der schönen Bauten um den Platz herum war illuminiert. Von dem kürzlich wiedererrichteten Campanile strahlten bengalische Flammen in Rot, Weiß und Grün. Riesige Flaggen wehten an den drei Fahnenmasten vor San Marco. Alle Cafétische besetzt, rings herum die wogende Menschenmenge, Prozessionen von Schulkindern, Herren und Damen der Gesellschaft, Soldaten, Lazzaroni, Polizisten in fast beängstigender Gala.

Die Heimkehrenden kamen plötzlich und vereinzelt. Schon oben am Bahnhof waren die schönen jungen Burschen mit kleinen häßlichen Flaggen geschmückt, umarmt und abgeküßt worden. Mehr hatten sie wohl kaum erwartet. Als sie aber auf dem Marco-Platz auftauchten, schob sich die Menge um sie zusammen, sie wurden gleichsam in die Höhe geschraubt, hinauf auf die Menschenwoge, und unter Hurrarufen, Hüteschwenken und „Lange lebe Italien“ trug man sie um den Platz herum. Der Musikdirigent bremste mit einem Schlag des Taktstocks seine Leute und ließ sie mit geschickter Wendung in die Nationalmelodie übergehen. Da stieg die Aufregung der Menge aufs höchste. Die Hüte wurden ihren Eigentümern vom Kopf gerissen, Cafétische wurden umgeworfen, das Porzellan ging in tausend Scherben. Für diese Menschen, die einmal in Ekstase versetzt waren, gab es keine Grenze zwischen Patriotismus und Anarchie.

Da erlosch plötzlich die Illumination. Steckte eine Absicht dahinter? Ein Schuljungen-„Ach!“ ging durch das Gewimmel, die Musik brach ab, die Soldaten verschwanden im Dunkel. Als die Illumination kurz darauf wieder aufleuchtete und die Musik von neuem einsetzte, war die Stimmung unrettbar ver-



loren. Nüchtern und dann etwas neidisch sah man auf die „Helden“. Man gewann wieder das Gleichgewicht, kam sogar zu vollkommener Überlegenheit. „Die haben mehr Staub auf dem Rücken als Blut auf der Brust“, bemerkte ein Amphib im Smoking spöttisch zu seiner Dame. Alles lachte kopfschüttelnd über sich selbst und das eigene Betragen vor zwei Minuten.

Das war während eines Krieges, der sicherlich von allen Kriegsfreunden als „natürlicher“ Eroberungskrieg bezeichnet werden mußte, und überdies eines Krieges, in dem es sich um die wichtigsten Traditionen in der Geschichte dieses Volkes handelte. Und dennoch nur ein Schritt von patriotischer Ergriffenheit zu richtigen Straßenkrawallen und nur zwei Schritte bis zu Gleichgültigkeit und Spott.

\*

Unwillkürlich tauchte diese Erinnerung, diese Erfahrung in mir auf, als an jenem Sommerabend 1913 der Vorhang in den „Folies-Bergères“ nach den nationalen Tableaux zusammen-rauschte, vielleicht ganz einfach, weil diese hochpatriotische, aber wilde und düstere Versammlung, die ihrer Begeisterung in gewaltigen Gebärden und leidenschaftlichen Rufen Luft machte, meinem nordischen Klischee von einer „Anarchisten-versammlung“ entsprach. Jedenfalls wurde es mir in jenem Augenblick klar, daß der Krieg unter anderm eine organisierte Wildheit ist.

\*

Es gibt Kriegsforscher, deren Irrtümer verhängnisvoll werden könnten, falls sich ihre Anschauung verbreitete, man könne die tiefsten Ursachen des Krieges entfernen, indem man die Bücher von General Bernhardi, Nietzsche, Treitschke und anderer deutscher Professoren verbrennen würde. Man muß auch diesen Unsinn ein für allemal beiseite legen. Dieser Krieg ist doch wirklich kein Krieg mit Papierkugeln und Federmessern.

Daß der General nicht mit der Begeisterung für sein eigenes blutiges Handwerk auf die Welt gekommen ist, ist kein Maß-



stab für den geistigen Luftdruck über Mitteleuropa; das ist ebenso selbstverständlich, wie daß die meisten Babies jung sterben.

Was den seligen Treitschke betrifft, so fiel es nicht schwer, ihm einen solchen Pyrrhussieg zu verschaffen, daß er kaum noch mehr von der Art ertrüge. Es existiert bekanntlich kein „Weltbild“, dessen Löcher — wie Heine sagt — nicht dieser oder jener deutsche Professor mit seiner Nachtmütze und seinen Schlafrockfetzen zustopfen könnte. Und Treitschke war nicht mehr als so ein dienstbereites Gehirn, das andere in ihrer Weltanschauung, die er doch nicht ändern konnte, bestärkte.

In Nietzsches Werken endlich kommt mehr der Gemütszustand eines genialen, aber kranken Künstlers zum Ausdruck, und sie können nicht ohne weiteres auf dasselbe Brett wie die Flugblätter der Abstinenzler, die Broschüren der Frauenrechtlerinnen und andere kleine agitatorische Schriften eingereiht werden. Außerdem blieb Nietzsche, der Einsiedler von Sils-Maria, einsam, und seine „Lehre“ oder „Philosophie“ — wenn man seine Lyrik so nennen kann — war und blieb eine aristokratische und anarchistische Lehre. Nietzsches sogenannte „teutonische“ Idee vom „Übermenschen“ ist in Wirklichkeit der italienischen Renaissance entliehen (Modell Cäsar Borgia), und Nietzsches Ideal der „blonden Bestie“ stammt in gerader Linie von den Wikingern und Normannen ab, die die ärgsten Feinde der deutschen Stämme waren und die den französischen, den englischen und den russischen Staat gründeten. Nietzsche wurde nicht müde, seine geistige Verwandtschaft mit den Russen und Franzosen und seine Feindschaft gegenüber dem deutschen Kulturideal und der deutschen Staatsform zu unterstreichen, und ein Fremder (Georg Brandes) mußte auf seine Bedeutung hinweisen, damit den Deutschen darüber die Augen aufgingen. Sein „Ecce Homo“ wollte er als eine Herausforderung, eine Kriegserklärung an den Kaiser und den Reichskanzler senden, und in seinem durch und durch antistaatlichen „Zarathustra“ nennt er den Staat den „neuen

Götzen“ und verhöhnt seine Allmacht. Kurz und gut, nichts kann seiner „Herrscher-moral“ ferner liegen als der Militarismus, der da lehrt, sich einzuordnen, blind zu gehorchen. „Mund und Tritt zu halten“ und ja nicht tiefer zu atmen als der rechte Nebenmann im Gliede — der Triumph der Bürgerpflicht, ja der Spießbürgerlichkeit! Wenn Nietzsche nicht schon vorher geisteskrank gewesen wäre, so wäre er es sicher geworden, wenn er dieses Mißverständnis hätte erleben müssen.

Die Luft über Europa war nicht nur von so geringem Feuchtigkeitsgehalt, daß das Pulver trocken bleiben konnte, sie war so trocken, so völlig entblößt von „Humor“ in erweitertem Sinne, von Elastizität, Verträglichkeit, Fruchtbarkeit und Liebe, daß der Sturm kommen mußte. Das Wetter in geistiger Hinsicht richtet sich vielleicht nach ähnlichen Gesetzen wie der gewöhnliche Wind. Der Wind dreht sich immer um ein Minimum, und wollte man versuchen, eine geistige Meteorologie aufzustellen, eine geistige Wetterkarte von Europa zu zeichnen, so würde man bald sehen, daß dieser geistige Wind, dieser Sturm der Begeisterung und des Hasses, dieser Orkan der Leidenschaft, der jetzt durch die Lande geht, in hohem Grade durch ein geistiges Minimum bedingt war, das sich hier gebildet hatte.

Der Krieg ist der Krampf, in dem das naturwissenschaftliche Geistesleben des blutreichen 19. Jahrhunderts ausrast und sich verblutet, nachdem der naturwissenschaftliche „Geist“ von Anno 1900 in den maschinenmäßigen Aufmärschen des Heeres und den mathematischen Kampfmethoden wie in der ganzen technischen Präzision der modernen Strategie kulminiert und seine größten Triumphe gefeiert hat.

Jede Entwicklung ist erst mit ihrer Periode zu Ende, meinte Kierkegaard, und die Entwicklung gibt ihm unleugbar recht. Die Menschen sind schwer von Begriff, die Reaktion tritt erst ein, wenn eine Bewegung zur Karikatur geworden ist. Deshalb könnte man hinzufügen: jede Renaissance mündet in ein Barock. Und der Krieg — ist er nicht parodistisch und paradox genug, den Schlußstein auf dem Bau der „naturwissenschaftlichen



Renaissance“ zu bilden? den Turm des naturwissenschaftlichen Weltbildes in modernem Barockstil? Eine Analyse des Zeitgeistes, aus dem der Krieg entsprungen, und der ihn noch immer nährt, wird schnell nachweisen, daß es nicht einige wenige Sänger waren, die die Völker Europas verlockten und in die Irre führten. In Wirklichkeit liegen die tiefsten Ursachen des Weltkrieges vielmehr in den Unterlassungssünden auf geistigem Gebiet — indem man ruhig zuließ, daß der Stoff dem Geist die Herrschaft entriß.

\*

In allzu hohem Grade und gar zu lange beschäftigten sich die sogenannten „Idealisten“ ausschließlich mit den Idealen und nicht mit deren Verwirklichung. Mit vieler Andacht hielten sie jeden Tag Sonntag, vergaßen aber das alte chinesische Sprichwort: „Laß das Beten und tue das Gute!“ Und was für geistige Nahrung brachten sie dann mit von den Ausflügen in die fernen Parke ihrer Sehnsucht und ihrer Träume — außer den blauen Blumen der Poesie und ein paar aparten Sternastern aus der Tiefe des Nachthimmels? Was Wunder, daß die so verachtete „Menge“ sich rächte! Was Wunder, daß dem Kain die Geduld riß, als er Abels ewig lotrechten Opferrauch betrachtete, und daß er, da er das Geheimnis seiner Gebetsformeln nicht fassen konnte, ihm den betenden Mund mit einem Eselskinnbacken schloß!

Als die „Geistigen“ den Geist für sich allein pachteten, war es mit ihrem bisschen Herrschaft vorbei. Als die Dichter aufhörten, Propheten, Priester und Wegweiser zu sein, legte sich die Poesie zum Sterben. Die verhöhnten „Philister“ und „Mittelmäßigkeiten“ erhoben sich in all ihrer Kraft, und Kraft hatten sie; konnten sie doch einfach als Mehrheit auftreten. Sie setzten die geistigen Führer, die keine Führer mehr waren, ab und setzten ihre eigenen Werte aufs hohe Roß: alles, was in unmittelbarer, praktischer und materieller Bedeutung gewogen und gemessen werden kann. Hatten die Dichter damit geprahlt, „Gottes zeitlose Kinder“ zu sein, so war ein solides



Luxusauto als „Zeitüberwinder“ wohl auch nicht zu verachten. Der Held der Zeit war nicht mehr das große menschliche Genie, sondern — der Ingenieur. Die Anbetung des Geistes wurde von der Vergötterung der Technik abgelöst.

Und siehe, die edle „Mittelmäßigkeit“ schwang sich auf den Flügeln des Aeroplans in den Äther hinauf! Niemand sollte nun behaupten dürfen, daß er, der — Mittelmäßige — sich nicht über seine Verhältnisse erheben und dem Himmel näher kommen könne! Er forderte den Dichter, der gerade unter den Strahlen der aufgehenden Sonne seinen Morgenritt machte, ruhig zum Streit um die Herrschaft in der Luft heraus. Es kam zu keinem eigentlichen Kampf. Der schon immer etwas blutarme Pegasus wurde geradezu scheu vor den Propellern der neuen Zeit. Er hatte ja nicht annähernd so viele Pferdekkräfte. Der Dichter wurde Gralsritter und setzte sich beschämt zum Sterben in den allzu elektrischen Stuhl unserer Zeit.

Und siehe, König Mammon kaufte seinen lieben Kindern Kriegsspielzeug für vieles, vieles Geld, und die rein technische Phantasie vollbrachte das größte menschliche oder teuflische Mirakel, das achte und letzte, das furchtbarste der „Wunder“. Vierzig Jahre hindurch baute Europa die gigantischste Maschine aus Eisen und Blut, die Kriegsmaschine. Der Stoff wurde aufgespeichert, die Kraft angesammelt, das heißt in Flaschen verzapft bis zu dem Knall, worin sich alle vagabondierenden Ströme der materiellen Phantasie unserer Zeit entladen sollten. Und die Menschen selbst banden sich an die Räder dieses neuen Götterwagens — was tat es, daß er leer war? Man bewunderte ja den Wagen selbst als die Verkörperung menschlicher Klugheit und der Kraft der Massen.

Und mit einmal setzte sich der Wagen in Bewegung. Die Phantasie ging mit allen Pferdekkräften durch, rasselte, klirrte und klapperte mit ihrem prachtvollen Patentgeschirr aus prima Leder mit prima automatischen Schlössern. Und die Menschen jammerten unter den Rädern. Ja, wirklich, richtige lebendige Menschen! Was da jammerte, das waren ihre Herzen, ihre armen, vernachlässigten Herzen, die man vergessen hatte, in

Sicherheit zu bringen, und die jetzt unter den Rädern zu Hämatin-Pulver gemahlen wurden.

Der Krieg wuchs organisch aus der materialistischen Lebensauffassung hervor. Der Krieg ist die blutrote, die hektische Blüte, die die moderne Gesellschaft ansetzen mußte, wenn man fortgesetzt die natürliche Blüte der Individuen in ihrem natürlichen Geistes- und Gefühlsleben kupierte. Wahrlich, nicht Nietzsche hat den Krieg verursacht, auch nicht der Mörder Callemín, der sich in seinem, wenige Tage nach der Hinrichtung veröffentlichten Testament als ein Schüler Nietzsches erwies, etwa als einen Nietzsche umgesetzt in die Propaganda der Tat. Die beiden waren nur Symptome, sie waren Empörer — der eine auf dem Papier, der andere in der Praxis — gegen das Maschinelle ihrer Zeit, das den Krieg möglich, ja ganz natürlich machte; denn dieses Maschinelle erzeugte sowohl die Kriegsmaschine, als auch die künstliche Lust, sie in Gebrauch zu sehen.

Die Kriegslust war tatsächlich in gewissem Sinne die Reaktion, die der Kriegsbereitschaft folgte. Das klingt paradox, doch gilt wirklich für den Krieg, was Chamfort von der Liebe sagte: das einzig Sichere, was man von ihr weiß, ist, daß es kein Paradoxon gibt, das man nicht von ihr sagen könnte. Die Kriegslust wurde durch die Kriegsbereitschaft erzeugt, so wie die Sehnsucht nach Karneval und Fastnacht während der Fastenzeit entsteht und wächst. Je strenger die Uniformen-Organisationen der Gesellschaft wurden, je mehr Zwang das Reglement ausübte, je mehr feldgrau und khakifarbig die Gesellschaft aussah, desto größer wurde ihre Lust nach einem ungeheuren Atavismus, nach einem rücksichtslosen Zurückgreifen auf kräftigere Farben. In einer maschinenmäßigen, durch und durch materiellen Zeit, die nur das eine zu organisieren vergessen hatte, nämlich die Ansprüche des Herzens und des Geistes, in einer im tiefsten Sinne unherzlichen und herzlosen Welt wurde das Ungeheuerliche notwendig, damit wir unsere Herzen wiederfinden konnten.



*Henry van de Velde:*

## FERDINAND HODLER

Die Schweiz verlor ihren größten Maler, den ersten großen Maler, den sie gehabt hat.

Die Menschheit verlor zur selben Stunde an Hodler den Maler, dem von allen unsern heutigen Malern es noch am ehesten gelang, den Stil der dekorativen Malerei unserer Epoche zu formulieren.

Das hohe stetige Streben Hodlers läuft parallel mit dem, das seit einem viertel Jahrhundert die Architektur umformt.

Und wieviel neue Probleme wurden ihr gestellt: Bahnhöfe, Banken, öffentliche Bäder, Markthallen oder Warenhäuser und Filmtheater, schließlich auch Hotels und Bühnenhäuser, deren Notwendigkeiten sich derartig verändert haben, daß man auch solche Bauwerke zu den neuen Problemen zählen kann.

Indem die Architektur diese Probleme nach der Formel einer vernunftgemäßen und folgenrichtigen Auffassung zu lösen sucht und dabei vor keinem neuen Material und vor keiner noch nie dagewesenen Form zurückschreckt, schreitet sie zum *Neuen Stil*

Nun wartet die Architektur darauf, daß die Malerei und Bildhauerei ihrerseits die neue Formel finden, die sie mit *der* Formel vermählt, die das Wunder unserer heutigen Renaissance in der Architektur und im Kunstgewerbe zustande bringt.

Der *Stil* des Puvis de Chavanne konnte sich niemals dieser neuen Architektur anpassen, die in ihren besten und beweiskräftigen Beispielen „archaisch“ ist.

Die Sensibilität des Meisters hätte vor der Kraßheit des Neuen Stils gescheut, seine Zartheit wäre verletzt worden. Das



Verschleierte und das Insichgekehrte und Ungreifbare seiner Vision vermählen sich eher mit den Werken eines Gabriel und sie ließen sich besser dem Petit Trianon einfügen als in das massige und pompöse Pantheon.

Ich kenne in Frankreich einen einzigen modernen Künstler, der für die Freskenmalerei begabt ist, den Bildhauer Bourdelle, und dieser war in seinen dekorativen Entwürfen ebenso ursprünglich, ebenso naiv, ebenso tiefinnerlich der direkte Nachfolger der Maler des französischen 18. Jahrhunderts, wie er in der Bildhauerei der Nachfolger der gotischen Holzschnitzer gewesen ist.

Seine Formel würde also ebensowenig wie die des Puvis de Chavanne sich der neuen Architektur anpassen.

Seurat — wenn *der* länger gelebt hätte — er hätte sicherlich die Formel der dekorativen Malerei gefunden, die der Formel unserer Architektur entspricht.

Seine Hinneigung zur Intellektualität hätte ihn ganz natürlich dazu gebracht, diese Architektur und ihren neuen Stil, der das Resultat einer ganz vernunftgemäßen und folgerichtigen Auffassung ist, anzuerkennen.

Viel mehr noch, seine ihm angeborene Hellsichtigkeit erlaubte ihm längst, bevor er eine wirklich charakteristische und in sich vollendete Schöpfung dieser Architektur gesehen hatte, die Entdeckung zu machen, auf welcher Basis sich der richtige und gemäße Stil in der Malerei bilden würde:

*Die Linie:* das allmächtige und herrische Element: sie zimmert die Arabeske, deren schematisches Sein ebenso deutlich und wirklich in der malerisch-dekorativen Komposition wie im Gerüst des architektonischen Aufbaus ist.

Die beiden letzten großen Bilder Seurats *Le Chahut* und der *Zirkus* geben uns Auskunft über die Formel des neoimpressionistischen Malers. So scheinen sie im voraus geschaffen gewesen zu sein, für irgend eine weite Halle einer modernen Behausung, in der in deutlichem Nebeneinander sich das Sein und der folgerichtige Ablauf der Funktionen von allen Organen und Elementen als da sind: Fußboden, Wände, Treppen, Ga-

lerie, Pfeiler, Öffnungen und Kuppel zu einer lebendigen und vollkommenen Einheit und Einfügung ordnen.

Besessen von der *Modernität* und dem Niegesehenen was das moderne Leben in seinen vielfältigen Schauspielen offenbart: die Straßen, die Häfen, Sport und Zirkus, Kneipen und Tingeltangel, erhob Seurat durch den Zauber seiner Formel diese alltäglichen Geschehnisse und diese so wenig heroischen Erlebnisse zum Range von Symbolen.

Hodlers Formel unterschied sich nicht wesentlich von der Seurats, und dennoch gehen die Ergebnisse dieser beiden Formeln weit auseinander.

Gemeinsam ist ihnen beiden die strenge Haltung und eine „*erhabene*“ Vereinfachung, die, so sagt Adrien Mithouard, die Kraft hat, „*aus dem Kunstwerk alles zu entfernen, was nicht ganz und gar der Entwicklung des Leitgedankens dient*“.

Aber, sie unterscheiden sich voneinander, und sie ergeben so außerordentlich verschiedene Endresultate, weil Hodler seine Formel spontaner auf eine Grundeigenschaft der menschlichen Natur aufgebaut hat: auf den Rhythmus, der durch und für die Befriedigung unserer Sinne bestimmt ist, während Seurat seine Formel aufbaute auf dem herrischen und absoluten Gesetz der *Logik*, die den Rhythmus nach solchen Regeln bestimmt, die zwar nicht ganz und gar unsere Sensibilität beiseite lassen, aber doch dem Intellekt den Vortritt geben.

Das entspricht nun der Ergänzung der Definition, welche der oben zitierte Autor gibt, und die sich in seinem eindringlichen Buch: *Die Sorge um die Einheit* (Le tourment de l'Unité) findet. Er sagt uns, daß diese „*erhabene Vereinfachung jederlei Erregung ausschließt, die nicht vom Geiste kommt*“.

Wie man sieht, ist der Unterschied *wesentlich*.

Wir können uns den dekorativen Stil Hodlers in seinen Beziehungen zur Architektur unserer Zeit nur theoretisch vorstellen.



Das Landes-Museum in Zürich, die Universität in Jena ebensowenig wie das Rathaus in Hannover — dort befinden sich Marignano, Murten, der Aufbruch der Freiwilligen und die Einmütigkeit — sind weit entfernt davon, Proben moderner Architektur darzustellen.

Solche Gebäude disharmonisieren mit solchen Malereien, und der synthetische Gedanke, der für ihren Stil bestimmend gewesen ist, steht im Widerspruch zu den sogenannten *Stilen* dieser Gebäude.

Will man die Beziehungswerte der Formel Hodlers mit denen der neuen Architektur ergründen, dann muß man in Gedanken seine Kompositionen auf die Mauern irgend einer großen Bahnhofshalle, wie sie einer dieser schöpferischen Architekten Skandinaviens gebaut hat, übertragen, auf die Mauern eines der letzten großen Verwaltungsgebäude des Dresdner Architekten Pöltzig oder auf die Mauern meines Theaters in der Ausstellung von 1914 in Köln. Die diesen Werken gemeinsame Dominante ist die Kraft der Erhebung, von der unser ganzes Wesen gebieterisch ergriffen wird. Diese Gebäude stellen uns ganz spontan vor das organische Leben. Nun kann unserer Sensibilität keine Befriedigung natürlicher sein, als die Teilnahme an dem Leben des Dinges, das wir betrachten. Wir sehen, wie sich das Leben in diesen Gebäuden in vielfältigen Äußerungen einer Kraft offenbart, die der Funktion aller ihrer Organe entspricht.

Die Linie erlaubt uns, allen Phasen zu folgen, und sie fordert uns auf, an jeder ihrer Lebensäußerungen teilzunehmen. Diese Teilnahme halbt in unsern Wesen wieder, das so alles mitfühlt, was die Linie tut: tragen, drücken, sich strecken, streben und sich verlieren in einem großen Ganzen, das sich Schritt für Schritt in vollkommener Harmonie und im Gleichgewicht bildet.

Es ist klar, daß diese Architektur leichter als irgend eine andere des Ornaments entbehren kann. Aber ebenso notwendig braucht sie die Ausschmückung der Mauern mit dekora-



tiven Malereien, wenn sie ebenso, wie sie unsere Sensibilität erregt, unsere Phantasie anregen soll.

Was nun die Gegenstände betrifft, so ist jeder geeignet. Seurat griff alle die auf, die seine Neugier eines *modernen* Menschen reizten. Seine synthetische Formel erhob eben die gewöhnlichste Sache zum Rang eines Symboles.

Hodler dagegen sehen wir nach den *ewigen* Symbolen greifen.

Hodler war so durchdrungen von der Bedeutung dieser Architektur und so entschlossen, alles zu opfern, was ihn hätte hindern können, sich ihr in seinem Ganzen zu nähern, daß wir beobachten können, wie unbehaglich er sich bei jeder Komposition fühlt, deren historischer Gegenstand durch eine anspruchsvolle Genauigkeit seine Freiheit einschränkt. Sucht er nicht vor seinem Gegenstand davonzulaufen und sich zum absoluten Symbol zu retten, um der Episode zu entgehen? Wird so nicht der Eid zur *Einhütigkeit*? Und hätte sich nicht der *Aufbruch der Freiwilligen* ebensogut — mit Ausnahme der Kostüme und der Requisiten — im Peloponnes des Altertums abspielen können, oder in irgend einem der Länder, die in den Weltkrieg verwickelt sind?

Alle Gegenstände, die der Meister frei gewählt hat, sind seiner synthetischen Formel angepaßt und seiner Sehnsucht nach ewigen Dingen: *der Tag, der Erwählte, die Stunden, die Wahrheit, die Gurythmie, der Blick ins Unendliche*.

Die Formel der dekorativen Malerei Hodlers charakterisiert sich durch eine Kühnheit, die elementar erscheint: sie drückt sich ebenso in seiner genauen, gesunden und gehaltenen Zeichnung aus, wie in seiner primitiven Farbgebung.

Seine Methode ist gekennzeichnet durch die Verneinung der Perspektive, durch die gedrängte Andeutung des Hintergrunds und durch die systematische und auf einheitliche Wirkung eingestellte Wahl der Nebendinge.

Hodler bevorzugt in seinen Kompositionen eine einzige Fläche und einen einzigen Gegenstand. Dieser einzige Gegenstand, mit einer eifersüchtigen Genauigkeit wiedergegeben,

erweckt das Ganze. Eine Blume eine blühende Wiese; einen Baum den Wald; eine Wolke den bewölkten Himmel; einen Stein den Strand der mit Kieselsteinen besät ist.

Und von einem neutralen, einfarbigen Grund, besät mit farbigen Flecken, heben sich große Farbflächen ab, und erstarren in rührenden, aufgeregten, ungeschickten und doch graziösen Gestalten.

Hodlers Linie vollendet seinen Stil und gibt seiner Handschrift den Charakter. Sie ist von einer wesentlich eurhythmischen Kraft, die seine Komposition in eine ganz eigentümlich musikalische Sphäre erhebt.

Die Linie ist meisterlich, pathetisch; gewalttätige Schläge stoßen und heben sie; sie will eher die Übertreibung der Geste als die Umformung der Form, eher eindrucksvolle Monumentalität der Erscheinung als Eigentümlichkeit der Silhouette.

Seine Handschrift, sein Rhythmus und seine Farbe drängen unaufhörlich nach dem Absoluten, nach dem Elementaren und dem Ewigen.

So wurde die Kritik durch den *Stil*, der diesen Werken des Meisters (das älteste „Der Tag“ ist 1900 entstanden) eigen ist, dazu verführt, ihn in die Nähe von Giotto zu stellen.

Aber weder die Ausführung, noch die Linie des Schweizer Meisters ähnelt denen des italienischen Primitiven.

Ich mutmaße hinter dieser übertriebenen Annäherung eine Art *Entschuldigung*, die ein wohlwollender Kritiker vorgebracht hat, weil er auf den guten Eindruck spekulierte, den man beim Publikum hervorrufen kann, indem man ein kühnes und neue Wege zeigendes Kunstwerk durch die Verwandtschaft mit klassischen oder historischen Meistern verteidigt.

Wir dagegen wurden durch diesen Versuch einer Annäherung Hodlers an Giotto zu der Beobachtung gebracht, daß die Formel des italienischen Primitiven sich in nichts von den Stichen und Miniaturen der geschriebenen Bücher seiner Epoche unterscheidet, und daß die Quelle der Freskomalerei und der dekorativen Malerei, wie sie uns bei ihrem Auftreten in Italien erscheint, der Stich und die kolorierte Miniatur ist! Das Bild



chen, wie es vor uns auf der Seite eines Manuskriptes erscheint, finden wir vergrößert auf den Mauern einer Kirche wieder, die selbst ein großes Buch ist. Dieses Buch erzählt denen, die nicht lesen konnten, von den Dingen des Himmels und der Hölle, von der biblischen Geschichte und von der Geschichte der Märtyrer. Die Fresken Giottos ebensowenig wie die irgend eines andern Primitiven zeigen uns irgend eine Eigentümlichkeit, die sie von der gemalten Seite des Buches unterscheidet, es sei denn die, daß ihre Bilder dem Format des riesigen *Buches* entsprechen.

Aber es zeigt sich, daß die Eigenschaften dieser kleinen Bilder, die wir als Beispiele anführten, so elementare sind, so tiefe, so innerliche, daß sie durch die Vergrößerung nichts von ihrer eindrucksvollen Einfalt verlieren, und daß die Vergrößerung des Formats an der Mauer nicht zum Ausdruck kommt.

Hodler stand vor den großen Seiten eines Buches, vor den großen Seiten, d. h. vor den Mauern unserer Gebäude, ohne daß er aus einer ähnlichen köstlichen Quelle hätte schöpfen können.

Denn wahrlich, in den illustrierten Büchern unserer Epoche hat er kein Vorbild, keine Art, keinen Stil finden können.

Die Maler der offiziellen Ausstellungen treiben seit lange ähnliche Vergrößerungen. Haben sie uns nicht gerade genügend den Abscheu vor der *großen* Malerei beigebracht? Die einzigen französischen Maler, die einigen Vorteil aus derartigen Vergrößerungen haben ziehen können, und denen es gelungen ist, köstliche Kunstwerke zu schaffen, Bonnard und Vuillard, konnten nur dank ihrer außerordentlichen Begabung jener Klippe entgehen. Aber weder der eine noch der andere konnte die Grenze der Dekoration eines Boudoirs oder eines Salons überschreiten. Hodler hob sich auf eine Höhe, die diese beiden ausgezeichneten, anziehenden und geistreichen Maler nicht erreichen konnten; eine Höhe, die sie nicht erreichen konnten gerade auf Grund der Idee, die sie von der dekorativen Malerei und ihrer Formel haben. Ihre Formel unterscheidet sich in nichts von der Formel des Staffeleibildes.

\*



So kam es, daß Hodler, ohne jede andere Stütze als sein Wollen und ohne Vorbild, das Problem anging. Seine angeborene Hartnäckigkeit, die zu Recht oder Unrecht seinem *bernischen* Ursprung zugeschrieben wird, half ihm über alle Schwierigkeiten triumphieren: über die, die er auf seinem Wege zur Entdeckung seiner Persönlichkeit antraf, wie über jene, die ihm die Feindseligkeit und die Verständnislosigkeit entgegenstellten, und obendrein über die Schwierigkeiten des materiellen Lebens.

In der Umgebung, die ihn großzog (sein Vater war Handwerker), hatte er bald gelernt, von keiner Schwierigkeit des Handwerks und von keinem Mißerfolg sich abschrecken zu lassen; hatte gelernt, vor keinem Vonvorneanfangen sich zu scheuen. Ob nun diese seine Fähigkeiten seinem Ursprung zugute zu rechnen sind oder seiner Natur, jedenfalls finden wir sie in seinem Werke wieder, aber größer und veredelt durch seine Begabung und sein unleugbares Genie.

Die Eigenschaften, die bei Hodlers Werk am meisten in die Augen springen, verdankt er der Rasse im allgemeinen.

All die Elemente, die seinen *Stil* bestimmen, erinnern vielmehr an germanische Mentalität und an die germanische Empfindungswelt, als an die der lateinischen Rassen. Gegenüber der Verwandtschaft mit Giotto haben andere Kritiker die mit Signorelli und mit Andrea del Castagno behauptet. Mir jedoch erscheint keine so augenscheinlich wie die Verwandtschaft zwischen dem Stil Hodlers und dem Stil Dürerscher Holzschnitte.

Diese Tatsache erklärt die spontan-enthusiastische Aufnahme beim deutschen Publikum.

Vergessen wir bei dieser Gelegenheit nicht, daß Hodler sich den Deutschen im ersten Anlauf mit *Marignano* vorstellte und alles, was es von seinem Werke in der Folge kennen lernte, waren dekorative Bilder, die nach 1900 ausgeführt wurden, Landschaften und Porträts der *letzten Manier*.

Alles, was Hodler vor diesem Jahr geschaffen hat, ist dem deutschen Publikum fast unbekannt. Sicherlich werden die deutschen Kritiker und Kunsthistoriker ihrem Publikum noch

~~~~~

aufdecken, durch welche Phasen der Meister gegangen ist, und nach welchen Umwandlungen er endlich seinen wahren Weg, seine eigene Persönlichkeit gefunden hat.

Weder sein Lehrer, der Genfer Landschaftler Menn, noch Goya, den er leidenschaftlich in Spanien studiert hat, noch Bastien-Lepage, der in einem gewissen Augenblick einen höchst gefährlichen Einfluß auf seine Entwicklung gehabt hat, hätten je ihm helfen können, seinen wahren Weg oder seine eigene Persönlichkeit zu entdecken. Bei dieser Gelegenheit muss man annehmen, daß in einem gewissen Augenblick ein plötzliches Zuströmen, eine jähe Rückkehr aller Eigenschaften seiner Rasse und alle die autochthonen Einflüsse in ihm eine solche Erschütterung hervorbrachten, daß er alle Elemente abschüttelte und von sich tat, die er in der Berührung mit fremdem Genie und fremder Sensibilität erworben hatte, so daß er in sich den glänzenden Epigonen im Schlepptau des französischen und spanischen Genies besiegte.

Während im Verfolg der Streitereien und heftigen Kämpfe, die durch *Marignano* hervorgerufen waren, Hodler nur in den fortgeschrittenen künstlerischen Kreisen der Schweiz als der Begründer einer künftigen nationalen Schule begrüßt wurde, wurden ihm in Berlin und München und in Wien Huldigungen zuteil, die ihm wohl nicht so spontan und so einmütig zugebilligt worden wären, wenn nicht das germanische Publikum gefühlt hätte, daß er *der erste große Maler rein deutscher Art* seit der großen Zeit der Primitiven und der Zeit der Maler der deutschen Renaissance ist.

Und während es so in Deutschland und in Österreich war, konnte Hodler in Frankreich nur einen Achtungserfolg erringen.

Der Krieg und der plötzliche und heftige Umschlag der Sympathien, den er beim Publikum hervorgerufen hat, bei dem Publikum, das ja überhaupt impulsiv ist, der Charakterstärke ermangelt und ohne zerebrales Gegengewicht, nicht gründlich, sondern wankelmütig, können nichts an diesem Stand der Dinge ändern. Eine affektierte Vorliebe kann in Frankreich



nicht dauerhaft sein und eine wirkliche Verleugnung ist in Deutschland ganz und gar unmöglich.

Der elementare Protestschrei Hodlers, im Augenblick der Zerstörung der Kathedrale von Reims, wird ebensowenig das Genie Hodlers an die französische Kunst ankitten, wie sie Deutschland nicht verhindern wird, sein Werk in die Geschichte der deutschen Kunst einzufügen.

Die Tatsache einer solchen Einfügung ist nicht neu. Der Schweizer Böcklin hat ein ähnliches Los, aber ich glaube nicht, daß Deutschland auf seiner Anforderung dieses Malers ebenso lange bestehen wird, wie es hartnäckig *Hodler* für sich in Anspruch nehmen dürfte.

Deutschland wird einen doppelten Grund haben, sein Werk unter diejenigen einzureihen, die seinem eigentümlichen Genius zugehören.

Zunächst wegen seiner ursprünglichen Eigenschaften, die ich zu charakterisieren versucht habe.

Sodann aber, in Anbetracht des Bewußtseins, daß sein Versuch, die dekorative Malerei wieder zu erwecken, der Bewegung für den *neuen Stil* in der Architektur parallel ging, der ganz besonders in Deutschland und den germanischen Ländern ermutigt wurde und dort ganz besonders glückliche Resultate gezeitigt hat.

\*

Einer meiner Freunde, durchaus in die französische Kunst verliebt, obgleich Deutscher, sagte zu mir: *Hodler malt, wie eine Kuh weidet!*

Er formulierte so auf eine sehr respektlose Art das, was alle die denken, die ihr Entzücken nur in der französischen Kunst suchen, und die ausschließlich Genuß an den Wunderwerken der französischen Kunst haben, dieser Kunst, die seit Fragonard sich immer wieder vervielfältigend eine in der Geschichte der Kunst einzig dastehende Reihe bis zu den großen Malern der modernen französischen Impressionistenschule schuf.



Sie werfen Hodler seinen Mangel an Sensibilität vor. Das beweist wiederum nur, was ich vorher über die Antipathie des französischen Publikums gesagt habe. Der stete und sehr sichtbare Kampf mit dem zu lösenden Problem, die Anstrengung und die Gegenwärtigkeit der Intelligenz — sie war nötig, um das lineare und farbige Problem und das Problem der schematischen Verteilung der Flecken und der großen Flächen primitiver Farbe zu lösen — beunruhigen die lateinische Sensibilität. Da sich in diesen Bildern kein Element findet, das imstande wäre, ihre Sensibilität zu erwecken, ist sie geneigt zu leugnen, daß die Bilder überhaupt eine Sensibilität haben. Dieselben Vorzüge oder dieselben Fehler, je nachdem man sie einschätzt, behindern jedoch in keiner Weise die Anziehungskraft auf die Deutschen.

Das kommt daher, daß das lateinische Genie über die Schwierigkeiten *lächelt* und sie *spielend* überwindet.

Nun, weder das Lachen noch das Spielen waren Hodlers Natur.

Wenn wir uns nicht die Mühe geben, dieses Urteil zu revidieren, so würde die ganze Reihe Landschaften, die Hodler seit 1900 gemalt hat, weit unter ihrem wirklichen Wert eingeschätzt werden müssen. Diese Landschaften dementieren sieghaft die Behauptung des Mangels an Sensibilität.

Ob er seine Staffelei an den Ufern des Thunersees oder des Genfersees aufpflanzte, auf den Höhen von Caux, angesichts der Berge Savoyens, auf dem Beatenberg, angesichts der berühmten Spitzen des Berner Oberlandes; ob er sich an das Fenster seines Zimmers setzte, an das ihn die mörderische Krankheit seit den ersten Monaten dieses Jahres 1918 fesselte, um die Kette des Mont Blanc zu malen, die sein erlöschender Blick auf der anderen Seite des Sees im Nebel suchte, beim Aufgehen und beim Niedergehen der Sonne, in der herrlichen Vereinigung seiner diamantenen Spitze mit den zarten rosigen Wolken, immer war seine Sensibilität wach, seine Seele tief erregt, und er hat uns seine Ekstase, die ganz von seinem

Wesen Besitz nahm, in einer unvergänglichen, magischen Beschwörung übermittelt.

So war Hodler der erste und der einzige unter allen Malern, der versucht hat, das Gebirge zu malen, und dem es gelang, es ganz in den Rahmen einer Leinwand zu bannen. Der Berg steht in seinen Bildern in allen Erscheinungen seiner Einfachheit und in seiner ganzen Größe.

Und ebenso zum ersten Mal werden wir in die dramatische Beziehung der Gipfel und der ziehenden Wolken eingeweiht. Vor uns steigt das Mysterium ihrer Vereinigung auf: schwülen Zärtlichkeiten, wilden Umarmungen, zornigen Wütens.

Der augenscheinliche Mangel an Sensibilität und an sinnlicher Teilnahme stößt noch viel mehr in der Serie der *letzten* Porträts alle ab, die in einem menschlichen Abbild vor allem den Kontakt suchen, der dem Beschauer erlaubt, seine Augen in die Augen der dargestellten Person zu tauchen und so seine Seele mit einer andern Seele zu vereinigen.

Solche Beziehungen sind bei einem Porträt von Hodler unmöglich. Zwischen den Augen dieser Gesichter und unsern eignen Augen, zwischen den Seelen dieser Wesen und unserer Seele ist ein Abstand gleich der großen Entfernung zwischen der Welt der Realitäten und der Welt der Sphären. Da verliert die Erscheinung alles, was ihre Eigentümlichkeit ausmacht, da verteidigt sich herrisch die Erscheinung gegen derartige Vertraulichkeiten. Mir scheint, Hodler hat sich niemals einem dieser Gesichter mit seinem Herzen genähert, aber sehr wohl mit seinem eisernen Willen, mit seinem Willen zur Synthese, die ihnen die Gnade der Ewigkeit geben wird.

Nur *Die Kranke* und später *Die Tote* lassen vermuten, daß ihm während der herzerreißenden traurigen Arbeit, für die er sich an seiner Staffelei so gern opferte, die Tränen rannen.

\*



~~~~~

Diese wenigen Notizen machen durchaus nicht den Anspruch, die Debatte über Hodlers Stil zu erschöpfen, noch weniger über sein Werk.

Der Fall ist zu verwickelt. Bei Gelegenheit seines Todes haben wir nur festzustellen versucht, wo etwa wir jetzt mit unserm Urteil über seine Verdienste und sein Werk stehen.

Im übrigen, sein Stil und sein Werk in seinem wichtigsten Teil sind so innig mit der Zukunft der neuen Architektur und des neuen Stils verbunden, daß, je nachdem ob der neue Stil triumphiert oder Bankrott macht, Hodler als ein Vorläufer und Anreger dastehen wird, zusammen mit Seurat, mit dem er den Ruhm teilt, einen entscheidenden Einfluß auf die Orientierung und die Entwicklung der modernen dekorativen Malerei ausgeübt zu haben; oder als ein Meister großer Weite und bemerkenswerter Kraft, dessen kostbarstes und stetiges Streben jedoch unnütz gewesen wäre.

Clarens, Juni 1918.



*Max Herrmann:*

EIN ABEND IST VERTAN — EIN TAG  
ZERSCHLAGEN . . .

Ich muß mich wieder in dies Glashaus bannen,  
an das kein Echo und kein Lockruf pocht,  
wo Träume, trostlos wie erfrorne Tannen,  
sich ducken um ein bald verdämmernd Docht.

Ein Abend ist vertan . . . ein Tag zerschlagen . . .  
vernichtet Liebe viel und wie erstickt  
in Gittern, wo der Nachtigallen Schlagen  
verstummt und unstet die Gazelle blickt.

Und draußen ist vielleicht der Witwer Wald,  
der neben meinem Lied am Morgen lief,  
den weiten Weg zu seinem Grab gegangen.

Und draußen kniet vielleicht in Knechtsgestalt  
der Strahlende, den meine Sehnsucht rief,  
sich hin, den Todesstreich jetzt zu empfangen.

*Gottfried Benn:*

## DIE PHIMOSE

### NOVELLE

#### I.

Ein Wald war es gewesen. Aus dem Grund schossen weit-  
hin die Blüten zart, um aufzufliegen oder zu verwehn. Drosseln  
und Grün — gewiß auch dies, doch über den Fuß hatten die  
Anemonen geschienen, zwischen ihnen war der Gang erfolgt.  
Aber es war nur ein Wald geblieben, zwischen den Stämmen  
feines kleines Kraut; anderes würde kommen in das Unend-  
liche hinein: Anemonenwälder und über sie hinaus Narzissen-  
wiesen, aller Kelche Rauch und Qualm, im Ölbaum blühte  
der Wind, und über Marmorstufen stieg, verschlungen, in  
eine Weite die Erfüllung. Heute aber wußte er, dies war der  
Anemonenwald gewesen, um ihn gebreitet, am Saum der Hauch.

Er lag und ruhte. Unter ihm war eine Sängerin, die sang  
und trieb: An fernen Meeren stand das Haus. Eine Frau, die  
harrte, zwischen Pinien, die vergingen, immer über das Wasser,  
das stumm zerschlug. Aller Wellen Schauer, aller Möwen  
Schrei —.

Oder sich erheben, an das Fenster etwa würde eine Wärme  
schlagen, nichts Strahlendes, doch etwas, in dem Blüte stand,  
und dann sich neigen und hinnehmen dies: der Zweige Hauch,  
das blasseste Entschleiern — kurz: das Unumgängliche, würde  
es in dem Garten sein?

Ein schmales Bett, eine dünne Decke, aber dazwischen:  
wie genannt? Wenn es sich begab, wer konnte es zwingen?  
Sich entäußernd, wer auf ihm bestehen? Wenn in sein Auge  
die Woge trat, wer ihn fordern — mit andern Worten was war  
es denn, das in das Horn stieß, rauh durch eine schlafende

Nacht, daß das Lager sich erhob und, was lag, erstand, aus den Mulden anzuströmen?

Aber da war ein Laut: an die Tür und dröhnend: der Wärter klopfte, und es war vier Uhr. Hier war Gebot, und der Arzt erhob sich; auf der Station lag zwischen weißen Tüchern schon ein Glied und schlug.

Jod und Zange umwob der Sinn; aber vor allem wichtig war die Hohlsonde, ja auf ihr basierte das Gelingen, mehr: Entscheidendes kam ihr zu. Spannte sie die Haut nicht straff in der Mitte, konnte das kosmetische Ergebnis ein befriedigendes nicht sein, der Ausgang in einen wünschenswerten Heilerfolg mußte als in Frage gestellt gelten, und naturgemäß darüber hinaus das Problem des Dauerresultats als unentschieden offen gelassen werden, ja nur allzu leicht verschob gerade sie die Grenze zum Unerfreulichen vom Angestrebten.

Nun handelte es sich freilich nicht um einen bedeutenden Eingriff, eine wesentliche Höhle kam nicht in Betracht; leicht reizbare Häute, diesen und jenen schädigenden Einflüssen nur allzu offen preisgegeben, lagen außerhalb des Wundbereichs, aber immerhin auch um die Vorhaut kreiste das All, sie galt es einzustellen in die Fülle des sich stündlich neu erschaffenden Kosmos, sie zu umkleiden mit dem Feuchten, dem Trächtigen, der ewigen unaufhörlichen Schwangerschaft, die runde Dinge warf, Blut und Sterne, doch dann sie auftrank in Sturz und Schauer.

Also, die gerade Schere! Nicht die gebogene, die oft von der gewollten Richtung wich! Hier mußte der Schnitt enden — auf nach dort!

Doch dies war keine reine Frage der Ausführung, Zielsetzung war unausweichlich; Lehrbücher, Hilfskurse, Fundamentalbegriffe: über ihn!

Hautschnitt! Er versammle sich um Hautschnitt! Rückhaltlose Umgruppierung der Gesamtnatur um Hautschnitt! Schärfste Pupille: jahrzehntelange chirurgische Erfahrung: Quintessenz: letzte Formulierung: dorsaler Querschnitt!



Die Lokalanästhesie ist völlig ausreichend. Die Quaddel an der Wurzel des Organs einwandfrei. Die Lösung tut absolut ihre Schuldigkeit. Es handelt sich nur um: Querschnitt.

Der Patient fühlt gar nichts. Der Puls ist vollkommen. Die Desinfektion des Operationsfeldes mustergültig. Den letzten veröffentlichten Ergebnissen des Spezialfaches Rechnung getragen — : Scherenschlag!!

Zuviel Bejahung! Der Arzt steht regungslos. Ihn schauert vor dem Fragwürdigen, das er vor sich sieht. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg, aus Höhlen und Grotten stürzt und blüht etwas, die Fackel in der Hand.

Schwester, Pinzette!: Hautfalte!! Alle Wucht auf Hautfalte! Letzte Rettung! Absturzfröste! Doch da wiederum: tief rötlich, und über die Schulter wie ein Fell: der Weidende.

Er sieht auf. Er sieht deutlich vor sich: es geht ein Herr über den Kasernenhof, er trägt eine Aktenmappe, dies ist drin: Schon die Steinaxt sich Rückschluß und Aussonderung dankend, die Baumhütte bereits sehr zweckmäßig erdacht. Der Nagel schabt schlecht, Quarz dringt tiefer. Organverstärkung mittels Stein und Gräte: anerkannt! — Aber Vergleich liegt vor! Doch so scharf er auch blickt, nicht darin sind die Ausflüge tibetanischer Studenten, sie leben in Felsenzellen und kleinen Zelten, sie gehen aus mit Hacke, Stock und ledernen Beuteln, Ende des Sommers, und mit Mehlproviand. Nicht darin ist der Urin der Lamaärzte, sie schlagen ihn mit einem Spachtel, dann horcht man am Gefäß nach dem Grad des Brausens, nicht darin Oleander, nicht Wesen, die stündlich mit ihrem Absturz rechnen.

Der Herr trägt eine Brille, schärfer zu fassen das Umweltliche. Doch da ein Schauer: Sankt Anna-Blumen: Klosterhof: Beguinengarten: doch dies ist Nebensache, aber: die Blüte, die rote — bunte — scharf umrissen: Blüte: gestoßen von der Farbe, unter der Peitsche des Gefleckten, unmöglich: zwischen Buchs, unmöglich: Abgestecktes — : Randüber — Stürmisches — : Entfesselungen: Die Sommerblüte: da ist nichts zu eräugen. Der Herr tost Oberingenieur. Aber da: weißer Garten, Matter

Wulst die Hecke; Licht, gekeltert in der Blüte; Strauch bei Strauch, eine Herde im Traum.

Der Arzt sieht auf die Hautfalte. Es fließt etwas Blut. Nadel, Klemme, allerhand: kurz, er sticht sich in die Fingerkuppe, jetzt hat er die Krankheit in der Hand, die sie hier alle haben; gut.

Die Vernähung der eingerissenen Hautfalte gehört nicht zu dem geplanten Eingriff. Dieser steht noch bevor. Er muß von vorn anfangen. Also endlich: Querschnitt!

Nein, das verpflichtet ihn zu folgendem:

Sonntagnachmittag: Häuser des Vertrauens bieten Hasché zur Schau. Konfirmandinnen erhalten Lakritze. Stelzfüße. Beinverlust. Sattelnase. Grammophone. Kurz: Gemütswert —.

Ferner: Begängnis: Der Geistliche zerrt an der Auferstehung des Fleisches. Vertreter der weltlichen Obrigkeit ist durchaus fein empfindend, doch das Männliche obwaltet. Die übrigen Herren: das dem Unausbleiblichen unterstellte, doch im Vordergrund steht das Fassungswahrende —.

Desgleichen: Kolonialvortrag: nein, die Botokuden!! Brotbäume! Schlingpflanzen! Kurz: Gesichtsfelderweiterung mittels Länderstrich —.

Alles in allem: Weltbild, nirgends Neugeburt.

Ausgeschlossen.

Der Wärter räuspert sich. Er hat sich nicht zu räuspern. Aber schließlich: Seele und Leib, Körper und Geist, Sarx und Pneuma, logisch, ethisch, empirisch; griechisch, paulinisch, elektrisch: stürzt, schreit, brandet, Düne, Düne, Thalatta, Thalatta, Geliebtester, Hügel der Errettung: Einheit!

Er soll sich räuspern. Die Schwester soll ihn anstarren. Wie ist er einsam. Wie sieht er in die Ferne. Durch Gebüsch, feuchtrankig, kaum erspähbar ist die Stätte: da lehnt an Kelche sich der Tag, da rauscht die Dolde, im Park strömt über seinen Traum der Pan.

Verwunderungen. Doch hier Erblassen. Hinbruch auf Felle. Gelähmtes. Süsse malmt sich das Fleisch, Widder und Adoniden.

Finale. Kasernenhof: vergangen. Aktenmappe: Überschat-



~~~~~  
tung. Zwischen die Stadt an des Nebels Borden rankt und bricht es: Schlangen, Rosen, funkelnde Blut — Zersprengungen.

Er wendet sich:

Röte: Ein Südlicht: Marmor und Haine, grosses, fernes, verlorenes Blut.

Er unendlich; hinter ihm die Wärter.

Er lacht. Ein Beet ist da, heller Kelch. Narzisse, in die der Jüngling ging, der Vermischte, sich Mann, sich Weib.

Er fühlt etwas in seinen Gliedern rinnen: es schabt. In der Hand schlägt es: die Kuppe.

Da: blaue Güsse: der Himmel funkelt in die Narbe des Kelchs.

Um seine Füße flattert der Grund: hell und matt: der Anemonenwald —.

\*

Menschheit, wand er sich, gleich darnach, auf dem Gange und allein; es eiert in der Kuppe, nichts Entscheidendes trat ein, so muß ich mich denn entscheiden.

Menschheit, in den Dünsten der Empordringlinge, auch Vermittlung ist Gewerbe —, Menschheit in der Säure des Ysop, Menschheit im Lebergeruch des Gefesselten, laß alle Geier schreien —!

Es ist Schmutz: die Schulter stämmen, es ist Schmutz: der Niobide. Schmutz: Ilionäus: aus dem Fleische an die Sterne, empor und Qual und in das Knie gestürzt —: eine Erde schon ihm hingelegt, die Blüte vorgestreut, die Polle in das Meer geschüttet, alle Ranken ihm geschleift — o, sieh den Jüngling endlich, der sich salbt, und die Alte, die den Weinkrug schwenkt!

Wohin stäubst Du? Welch ein dürrer Gang! Das Lasso: um die Rose. Alle Nacken: das Lasso! —: Würgemale! Doch ich will über Dich, Dich grasen, fressen, noch einmal will ich heim, Mondhengst, Somnambule, die Schere in die Faust!

Rasch trat er ein. Es war alles noch beim alten. Der Kranke wollte Rettung, Geräte fixierten Absichten, Pinzetten legten Maßnahmen des Vorgehens fest: groß und unterworfen schob er die Sonde in das Fleisch.



Welch ein Opfer, fühlte er. Wie milde stimmt mich Arbeit mit der Sonde. Wie freiwillig trete ich in die Demut des Fixierten. Das Jod — wie hören!

Doch: Menschen-Umgang! Doch: Bruder-Umgang! Wohin blicke ich denn immer? Immer stehe ich, eine Maure, vertrieben, das Gesicht nach Granada. Immer fühle ich den Golfstrom, einen blauen Fluß in der dunklen See; er kommt vom Kap her, er schwingt um die Küste, dann geht er den Äquator entlang, er grüßt die Insel, umarmt die Bai, er wärmt, er schattet die Frucht ins Land. Doch was ist Granada?

Ich will mir einen Leuchtturm errichten. Ich will mir eine Einfahrt schaffen, einen Hafen, Arzt und Operateur. Querschnitt, ich will landen! Äusserster Fels, letzter Stein des Dammes! In Gürteln und Ginsterschuh, die das Ausgleiten verhüten, was die Rettungsgesellschaft liefert!

Und sieh! ha! schon die Quaddel ist gerötet? An der Wurzel des Organs ist Abnormes schon im Gang? Wirklich: Röte? Entzündungsröte? Auch kein Fliederschimmer aus den Gärten? Keine abendliche Reflexion des Weltgestirns? Wirklich: die halbe Spritze, der Normalwert, nicht vertragen? Wirklich: Abart?

Letzte Fragen! Abgrund über Abgrund! Denn hat die Tulpe das? Mit nichten! Oder der Iltis? Das sei ferne! Doch hier enthüllt sich das Variable. Auf mich stürzt sich die Nüance. Hier schwankt Organ zwischen Normalwert und Idiosynkrasie; mehr: es sprüht, es schillert: mit einem Wort, und ich sage wohl nicht zu viel: hier enthüllt sich das Persönliche, ja vielleicht bereits ein Fall: schlechthin.

Wie es rankt! Fast eine Wildnis! Fast: Liane von Baum zu Baum, über Flußarm, Steig der Dolde! Fast erglüht schon: Selbstbestimmung, kleiner wird der Genioglossus!

Ihren Kiefer, holder Jüngling! Kaum bedarf es noch des Querschnitts! Denn es will sich schon entspitzen, sich behaaren, jetzt verbreitern — Soldat, sie weisen Großes vor —: so Regressives!

Eis-Zertauer! Gletscher-Sprenger! O, wir Menschenunterkiefer, an unserer Innenseite ist ein Dorn, da fraß ein Strang

sich fest, der klappert uns! Hundert Neandertalmenschen: jeder nur eine kleine Unebenheit —: da tastete der Klumpen sich heran, jetzt: Dorn, bereits lateinisch untergebracht, und bürgerlicher Muskel!

Doch Sie, zur Selbstbesinnung unterwegs, Ihre Quaddel glüht so still! Still über Sündenfälle, Flüche, Paradiesäpfel — alles alte Backobst, und dass wir in Hauptworten denken mußten — welch Blut, welch Grauen! Sie erst mußten es neu fordern: Strömendes und Modulation, vielleicht: Verbales —, Sie erst sehen klarer: Dinger an sich? Nein, verkommene Jahrmilliarde —: flach — blühen, und erfüllt! O Bruder! Als wir noch auf Wurzelstrünken lange vor dem Einbaum die großen Ströme hinuntertrieben hinter dem Bären, braun und von der Traube berauscht! Als Taube da war, Spechthain, Amberbaum, als der Büffel durchschritt, hochbetagt, die Flut, mit den Hörnern an den Augen und dem grauen, schlammbedeckten Bart! Als es noch rauher Laut war, Brunst, Auer-Fleisch!

O welch Weg! Welch ein kleiner Winkel nur — abwärts! Endlich: Sie! Später! Früher! Kreuze, Minaretts, Kupferkuppeln, Jenseits-Dächer und Vertikalgebäude — zwölf Jahrtausende lang, und wo man hinsieht: Gram und schweres Herz! Wenn man aber lehrte, den Reigen sehen und das Leben formend überwinden, würde da der Tod nicht sein, der Schatten blau, in dem die Glücke stehen?

Blau: Sie: in ihrer Wiege aus Moos, zwischen den Ästen einer Palme, Blau: ich: auf einem Lagunenriff und weidend die Koralle. Blau wir: gekeltert aus fernen Festen, und blau die Hand, die Sie jetzt schneidet: aus eines tieferen Auges Traum? —

\*

So etwa, mit dünnen Worten, begann die Operation. Organisches und Anorganisches vereinigte sich zu einem Vorgang, der schließlich anschwell in den Donner der Synthese. Was aber — fragte sich der Arzt, die Hände in Sublimat tauchend — soll aus mir werden, wenn jede meiner Handlungen so schwer wird von allem Überwundenen?



Man kann nicht mehr denken. Das ist alt. Der Geist in jener Form, die den Menschen hoch gebracht hat, ist erschöpft. Selbst der Stein der Weisen ist gefunden, das kleine Elixier, die weiße Tinktur: der Übergang der Elemente ist erwiesen, die Atome werden abgelöst durch Gase oder Elektronen. Dies ist der wahre Stein. Später kommt der unumstößliche. Das wäre belächelnswert.

Auch die Sprache wäre einschränkbar. Hier vielleicht ein Dutzend Instrumente, im Kasino die drei männlichen Grundbegriffe und des nachts manchmal etwas Unartikulierte. Aber meine Bewegungen werden so morsch. Es gälte eine Pädagogik zu propagieren, die nur in der dritten Form erzieht, und zwar als: man. Denn das Leben ist nicht unseres, sondern das Laster eines Gottes, der verborgen bleibt.

Nach Einführen der Sonde —, sprach er dem protokollführenden Wärter zu —: — aber: könnte ich den Verlauf dieser Operation nicht Sternheimsch diktieren: mit Worten pflastern, einen fabelhaften Zement? Oder Schickele: etwas Blühendes und einen tiefen Schwung? Wie aber müßte ich es beschreiben als i . . . , ich meine als der Arzt, der operiert hat, über den sich doch nicht viel aussagen läßt, ja eigentlich sozusagen gar nichts, es fehlt ihm, um mich so auszudrücken, jedes Spezifische, denn was ist es, das mit ihm geboren ist?

Kaum erwähnenswert ist, daß Worte Gemeingut sind. Der Hafenarbeiter verfügt über hundertachzig, Shakespeares besaß fünftausend; das ist nachgeprüft. Verbreitet ist das Wandbrett mit dem Lexikon. Selbst das Grimmsche Wörterbuch ist erreichbar gegen Leihgebühr. Kurz, wie ist es eigentlich erklärbar, daß ich nicht bekannt bin als der vermögendste Stilist?

Zum Beispiel das Rhododendrenbeet, an das eben die Flut der Blüte pocht, oder das Haus, um das die Trauben der Glyzinien klingen—.

Wo wäre etwas, das sich nicht zersplittern ließe in Regenbögen und Fontänen und in den Rausch der Zusammenhangsentfernung?

Weil alles stirbt, weil alles kürzer ist als das Wort und die



Lippe, die es will sagen, weil alles über seinem Rand zerbricht, zu tief geschwellt von der Vermischung. Weil ich kein Ich mehr bin, sind meine Arme schwer geworden.

Wann fing es an? Sehr weit zurück. Denn dunkel war der Garten meiner Jugend, morsch die kleinen Brücken und die Bretter fielen ein. Von Anfang an war alles Schwere da, aller Kummer so von selbst, so vorbereitet war ich früh, daß es galt, eine kleine Weile zu bestehen, wo es keine Hoffnung gab.

Kam man nach den langen Ferien dann zurück in das ärztliche Institut, wo man erzogen wurde, dann kam man selbstbesinnlich aus dem Dorf. Aber die andern, die auch zurückkamen, die kamen aus Baden oder Düsseldorf, freie, helle Städte. Sie hatten Sängerinnen gehört und waren auf die Promenade gegangen mit ihren Müttern, welche schöne Frauen waren. Auf, hebe die funkelnde Schale, sang einer, still, zwischen den Lippen, als habe er etwas erlebt, des Sommers Wert, in der Ferne und entzückend.

Wie seine Mutter ein Herr ins Auto hob, zeigte einer Bilder, und man sah Schleier und Chauffeure, kurz etwas, das nach Nizza ging. Väter, noch rasch und verwegen um Frauen; Familien von allgemeinerer Bedeutung; helle Selbstverständlichkeiten des Lebens; Weingüter mit des Ahnen kleinem Haus, ehrerbietig unberührt; Terrassen in das Land hinein und Stimmen die klangen. Dem gegenüber: man: angewiesen sich auf das Unangreifbarste zurückzuziehen, Lächerlichkeiten oder Verzicht.

Gerade wollte er eine Naht anlegen, da überfuhr ihn ein Schauer: der Herr mit der Aktenmappe erlebt nichts mehr. Mit kleinem Geschlechtsorgan und großem Begriffsbildner entfernt er sich vom Gegenstand. Selbst die neueste Theorie der Gehirnphysikalisten kann ihn nicht mehr retten. Was nützt ihm die Aktionspsychologie, die das Intellektuelle an die Gelenke zurückführen will; er seinerseits ist abgegraben, kein Sommer, kein Gefälle und nicht fähig mehr des Spiels.

Ich aber kann noch wählen, rief er aus! Ich will eine reiche Frau heiraten und ein Haus an einem Lago. Hei, wie will ich

die Ufer hervorscharwenzeln, natürlich alles voll Mandelbaum und mit Myrte, kaum erwehrbar. Da werden die Augen langbüscheln, zwei Eichhörnchen, Mann und Frau, froh, braun und knackend, Auf! Welches ist das wirksamste Insertionsorgan? Prospekte! Gewerbliche Vermittlung Herzenswunsch!!

\*

Da hüpfte Herr Stabsarzt Mahn herein, der immer und überall das Gefühl für das Rechte sich bewahrt hatte. Gewiß, ging man des Sonntags mit dem Chefarzt und dessen Frau durch die eindrucksvolle, sozusagen lebendurchwogte Stadt und machte aufmerksam auf dies und das, so kam es natürlich auch wohl vor, daß man gegen etwas auftrat, denn schließlich war man Mensch und Mann und hatte sich gewissermaßen eine eigene Meinung über diese oder jene Frage gebildet. Aber immer erwies sich doch, daß sich das scheinbar Verschiedenartige auf ein größeres Allgemeines zurückbezog, und nie war jener biologische Wert ernstlich in Frage gestellt, der als harmonische Lösung und Beruhigung letzten Endes das Ziel jedes sprachlichen Gegenübertretens darstellte. Denn natürlich darüber ließ sich ganz verschiedener Meinung sein, ob an den Schluß eines kräftigen, also geradezu vielleicht eines etwas robusten Essens, ein Abschluß, vielleicht in Gestalt eines Plätzchens oder wenn man will auch Muses zu setzen, als der Verdaulichkeit am zukömmlichsten im allgemeinen bezeichnet werden müsse, oder ob nicht vielmehr gerade der Nachgeschmack dieser gleichsam etwas hausmännischen Kost das Wünschenswertere sei, aber wem käme es denn gleich bei, darüber die vielen verbindenden Fäden, das Gemeinsame, um es nochmals zu betonen, aus einem immerhin doch unbedeutenden Anlaß heraus aus dem Auge zu verlieren? Ganz abgesehen davon, daß es sich hierbei doch um ein Gebiet handelt, an dem von vornherein die persönliche Besonderheit, die kleinen, kaum analysierbaren Momente des Gefühlslebens ganz hervorragend beteiligt waren, ein Gebiet, dessen sich doch bereits das Sprichwort, also doch der Volksmund sozu-



sagen in dem Sinne bemächtigt hatte, daß er ein Gegenstand des Streites nicht sein könne?

Ja, aber und ganz im Gegenteil, war nicht vielleicht gerade diese Art — selbstverständlich in bescheidenster Form hervorgebracht — persönlicher Heraushebung, also beispielsweise des Plätzchens gegenüber der Hausmannskost geeignet, die Teilnahme an dem Antwortstehenden wach zu rufen, das Verständnis für den Mitmenschen und Mitlebenden zu vertiefen, mit einem Wort die Achtung vor dem Nächsten zu erwecken, die doch die Grundlage aller menschlichen Kultur wenigstens bis zum heutigen Tage gebildet hatte? Und nun vollends — denn zu welcher Vielseitigkeit erwuchs nicht jegliches Problem unter den nachdenklichen Blicken des forschenden Geistes — enthüllte nicht vielleicht gerade dieser Vorgang in hohem Maße jenes reizvolle Spiel der Spaltung der Persönlichkeit gegenüber der Umwelt, und kam damit nicht auch noch ein sozusagen ästhetisches Moment zu allem übrigen hinzu?

Erwuchs nicht vielleicht in der nur auf Besuch hier weilenden Frau des Chefarztes die Vorstellung, daß es hier auch Menschen gab, Vollpersönlichkeiten, auf der Höhe ihrer Zeitströme, nahm sie nicht vielleicht mit nach Osterode den Eindruck von etwas Abgeschlossenem und doch Lebendigem, etwas Nachgiebigem und doch voll über den Wert seines Wesens Wachendem? Nicht umsonst hatte der griechische Weise jene dunklen Worte geraunt, nicht vergeblich war das schlichte Kreuz von einer bestimmten Kuppel gestürzt, und der Halbmond aufgepflanzt; voller Triumph ihr, der sauberen, geordneten Denkungsart, die die Vollendung gebracht hatte —: alles dies würde es nicht mit nach Osterode gehen, verschlungen in ihm, sozusagen einem Repräsentanten, einer Art Abschluß, der nun dahin schritt frisch und doch besinnlich?

In dieser Gestalt trat er ein, parallel konstruiert, Logik und Gefühl reziprok und jedem das Seine, lobte den prächtigen Schnitt, die Methodik und verbreitete um sich jenen Samen-geruch, daß alles dies von jeher schön gewesen sei.



Da erkannte der Operateur zu seinem Erstaunen, daß dies der Herr gewesen war, den er über den Kasernenhof hatte schreiten sehen. Zum erstenmal in jener Stunde, als die schlichte Zellteilung der Amöbe verblieb und aus dem Organischen das Muttertier hervorgetreten war. Dann etwas rastlos und erhitzt, auch die Mauer streifend, aber alles in allem befangen von Glück.

Versunken nähte er weiter: Fragend aber hob er dann den Blick, vorbei an dem Stabsarzt, durch das Fenster ins Freie, suchend sah er sich um: in alle Runde, über alle Horizonte, vom Eis durch die Wüste bis ans Meer: nirgends trat ein anderer auf.

Einmal hatte einer gelebt, der war lange tot. Jetzt fühlte er, war er das beziehungsloseste Gebilde und von überall, wo irgendwo zusammengeballt tellurischer Staub eine Erdetäuschte, die geschlechtsentfernteste Synthese.

Da teilte ihm Stabsarzt Mahn mit, daß er nur gekommen sei, den Chefarzt anzumelden, der sogleich folgen würde, die Instrumente zu revidieren. Und kaum hatte der Arzt Zeit, die Wunde zuzudecken, da trat der Vorgesetzte auch schon ein.

Zentraleuropäisch durchschritt er den Saal, hell meckerte sein kleiner Spitzbart in den Raum, gebräunt war das unentstellte Antlitz von dem Ausgang unzähliger Jahrhunderte.

Denn längst war das seine Ründungen umschwebende Luftmeer durch das Barometer entlarvt als ein in stetig wechselndem Auf und Ab Begriffenes, von dem im wesentlichen das Wetter abhing. In regelrechter Männeratmung hob und senkte sich seine Brust, völlig im Gegensatz zur Frau, die mit dem Leib sog. Ein assyrischer Streitwagen — gewiß, sozusagen ein Räderfuhrwerk, ein Vehikel für Bogenschützen, alles in Stein gehauen — aber heutzutage Queenstow-Sandy Hook in vier Tagen zwanzig Stunden.

Also, nun der Gummischlauch zum Beispiel! Fürwahr! Welch Gebild! Achtlos geht man im allgemeinen vorbei an Gummischläuchen, aber dies Zweckmäßige in der Gestaltung derselben: zum Stauen, Dehnen, Stillen, Saugen — kurz:

welche Fülle von Eindrücken und Maßnahmen, von Menschen-  
schweiß, Polarzonen und Wissenschaftserweiterungen sozusagen  
schlicht verkörperlicht in diesem einfachen Riemen mit Kaut-  
schukgeruch!

Noch stand die Umgebung tief unter dem Eindruck des  
Gummi, und fürwahr, als der rastlos um das Wohl seines  
Krankenhauses besorgte Chefarzt bereit eine Spritze ergriff und  
der nimmer ruhende Menscheng Geist sich voll in ihm auswirkte.

Denn abgesehen von dem Gummitempel, der ihm auch  
hier wieder entgegentrat — die gesamte Glasindustrie Böhmens  
drängte sich ihm und sozusagen doch in verantwortlicher  
Stellung auf. Das wunderbare Walten der Zeit, das neue  
Leben, das immer wieder aus den Ruinen aufblüht, des Tages  
Arbeit und des Abends Gäste zogen gebieterisch an ihm vorüber.

Das Middelburger Glas! drängte es ihn auszurufen mit  
einem schelmischen Ausdruck, der den Stationsarzt vollends  
verwirrte. Aber, meine Herren, das Middelburger Glas und  
Zacharias Jansen nie gehört? Eine kleine holländische Stadt  
ist es doch, von der der Zauberschlag ausging, der den Sinn  
für die wissenschaftliche Forschung anbahnte und in der die  
Wiege des heutigen Kulturmenschen auftrat, um mich einmal  
eines etwas bildhaften Ausdrucks zu bedienen. Aber, meine  
Herren, ich ziele doch auf jenes Gebild, das Wunderauge doch  
wohl, mit dem wir Sterblichen in das geheimnisvolle Walten  
der Urkräfte einen wenn auch bescheidenen so doch exakten  
Einblick erhalten. Denn dringt das Fernrohr und die Spektral-  
analyse in die fernsten, ja man kann wohl sagen: allerfernsten  
Fernen des Weltalls aufklärend, erhellend, erforschend und  
weiß noch sonst jemand etwas mit er —? So eröffnet das  
Mikroskop die Ära jener vielseitigen und großartigen Er-  
rungenschaften, welche der heutige Kulturstrom eben diesem  
Instrumente verdankt.

Denn ohne uns zu überheben — führte Stabsarzt Mahn den  
Gedanken fort — wie stehen wir heutzutage da? Allein zum  
Beispiel der Regenschirm Ihrer Frau Gemahlin, den ich kürz-  
lich zu tragen den Vorzug hatte: der Stock in der bekannten



Stockfabrik von Meyer und Schulze in Osterode angefertigt, aber aus einem Holz, das in Venezuela gewachsen und sogar mit einem Lack aus Japan bezogen worden war. Der Elfenbeingriff, denn um einen solchen handelte es sich, aus dem Zahn eines Elefanten, eingebettet in das Eis des fernen Sibiriens, angelegt, von einer Stifffabrik Südschwedens der Vollendung zugeführt. Mit dem silbernen Ring nun wiederum wölbte sie sich — mit Verlaub und bildlich — in Metallwarenfabriken, Silberhütten des Erzgebirges, ja Walzwerke des Ruhrgebietes vor, um über die Fischbeinspitze des Bügels des Gestells von einem Walfisch ausgehend über Grönland nach Greetnagreen einen Seidenstoff zu spannen, der in Chemnitz von vielen fleißigen Händen gewebt worden war. Ich will gar nicht erst von den Anilinfarben anfangen, von den Steinkohlenteeren, vom Saargebiet, vom Meßbildverfahren —

Werfen Sie doch nur einen Blick — strömte der Chefarzt unterbrechend hin — in die führenden Journale: zarten, taufrischen Teint, jugendliche Schönheit und eine samtweiche Haut gewährleistet das Toilettenwasser in den Preislagen des Mittelstandes; Holzzement, sofort lieferbar, Korkspunde, beschlagnahmefrei — ein Leben und Weben, ein reges Hin und Her! Doch auf zu Geistigem, empor den Blick an den Firnenschnee, in die erhebende Rundschau über das großartigste Hochgebirgspanorama, früher nur äußerst rüstigen Bergsteigern nach den Anstrengungen mühevollen Emporklimmens zugänglich, jetzt eine Stunde Fahrt für Mutter und Kind und selbst der Greisin mittels Zahnrad zuführbar —!

Und über dem allen wir: die Instrumententräger, schlicht und sauber hütend die Flamme des Lebens, die heilige Glut sozusagen des Urstroms, die hehrsten Güter des Einzelnen wie der Gesamtheit — Mahn! Umschlungen! Dithyrambe! Albrecht der Bär — Ulrich von Hutten — Kaspar Hauser —: lauter Gipfel —: hier stehe ich und kann nicht anders: es ist eine Lust zu leben! —

Der operierthabende Arzt wollte gerade dem Vorgesetzten die Spritze, die in Gefahr geriet, abnehmen, da spürte er



einen starken Schmerz im Arm und eine Glut, die ihn durchzog. Er ließ die Spritze nicht fallen, doch einen Augenblick schwankte er unter dem ersten Schlag. Jäh sah er die Szene hell erweitert: an einem schmalen Rand der Lippe Murmeln, doch dahinter die Woge stumm und weiß. Wer hatte sie denn errichtet, wer getrotzt und wer den Fuß gefelst? Um den es spülte, um den es rann: Der!

Doch dies war nur ein Blitz. Denn gerade schritt der Chef-  
arzt mit einer unzweifelhaft großen Gebärde an das Glasge-  
bläse und entzündete mittels eines Feuerzeugs den Bunsen-  
brenner. Und so umständlich und oft langwierig das früher  
gewesen war mit den Glasstäbchen, an dessen Ende Schwefel  
haftete, und das es in einem Behälter mit Vitriol zu stoßen  
galt, ganz abgesehen von dem noch mit der Lichtputzschere  
geschnäützten Talglicht oder der Rüböllampe, von Prometheus  
ganz zu schweigen — so leicht ließ sich jetzt das stolze  
Schöpfungswort: es werde Licht, in ausgiebiger und auch  
wohlfeiler Weise erfüllen.

Und während der Chefarzt den Raum verließ, strahlte aus dem Glanz mehrstelliger Kerzenstärken ein eigentümlicher Schimmer hinter ihm her. Das große Leuchten über der Stirn des Weltensiegers — das war es nicht. Vielmehr schien es ein schieferiger Glanz und eine Art Dunst, in dem es sich bewegte. Zunächst war es nur Gliederbleiches, Greifklaue, Sprungsehne und eine Gesäßschwiele, doch dann entwirrte sich ein stummer Tanz. Aber nicht mehr zwischen Ast und Ast und hinter einer Nuß in heißen Wäldern —: zwischen Phantomen hin und her, die verteilt auf rauhen Lauten ruhten: da sprang der alte Affe, nur den Geruch verändert und enthaart.

Und so wenig natürlich der Chefarzt persönlich daran Schuld oder Anteil hatte, und so sehr er mit Mahn zusammen zwei mehr liebenswürdige Profile bot, so war er doch der Anlaß einer Erscheinung, die jäh enthüllte das Krankhaft-Abschlußmäßige, das Irrweg-Erfüllerige einer vieltausendjährigen Verstrickung: wie der mit dem Wollhemd bedeckte Zentral-europäer blind und lüstern auf dem fabelhaften Raubzug der

Begriffserfassung die letzte übergeordnete Einheit zu erzwingen trachtet und wie ihm alle Sicheln und Morgensterne, die er erhob, nur die eigene Stirne zerrissen.

Sicher aber lag der Operateur im Schlagen seines entzündeten Bluts. Er wandte sich wieder dem Kranken zu und über seine Hände strömte es: Schnitt für Schnitt. Nahm er die Schere, griff er das Glied, es war ein Mischen und sich Trennen, es war ein Stellen von Gebärden und ein Spiel im Schatten, wo die Glücke stehn.

Die letzten Nähte: unter einem Bruch von Rosen, unausblühbar und sommerrot. Und nun die Fäden: abgeschoren: blätternd über des Querschnitts Drang; Jod achtlos bräunend.

Dann war die Operation zu Ende, der Arzt nahm Abschied von den Gegenständen und wandte sich wieder seiner Wohnung zu.

Da würde die Sängerin noch sein, die sang und trieb, und der Garten vor dem Fenster: doch das Unumgängliche war abgetan. Denn es würde zu Ende gehen vielleicht im nächsten Monat, vielleicht nach einem Jahr. Jedenfalls darauf konnte er sich jetzt verlassen: der Rest war nur vorübergehend und er war alles schon entflammt. Ob er vor einer kleinen Kneipe saß auf einem Boulevard, über den der Abend strich und die Frauen gingen, den Nacken still beschlafen von warmem Haar, und Händler hielten die Wanderer mit Sträußen an eines hellen goldenen Mohnes — nein: sie beueten ihn dar, etwas Altbiblisches mußte man anwenden, um der Fülle willen, Kanaanitisches, in dem Milch und Honig floß, aus dem ersehnten Land. Oder ob er einfach ging und es in den Schultern fühlte: das Augenblickliche, das sich begeben hatte eines langen Glanzes und im Verwehen sich erschloß. Oder ob in Gärten die Rosen standen rot und der Sommer pochte — : von überall schritt er hernieder und tief der Woge zu und hell ans Meer.

*Paul Cassirer:*

## KRIEG UND KUNST

Ob es Deutschland war, das mit der künstlerischen Werbetätigkeit in den neutralen Ländern begonnen hat, ob Frankreich dann gefolgt ist, oder ob es umgekehrt war, das ist wohl belanglos. Jedenfalls erleben die neutralen Länder das seltene Schauspiel — im Frieden nie gesehen, nie geahnt — eines Turniers der Künste auf ihrem Boden. Hier Deutschland — hier Frankreich. Und längst nicht mehr die beiden allein; Österreich ist auf dem Plan erschienen, England tummelt sein Kunstroß, auch Italien tjoset mit dem wilden Temperament, das seiner Kunst des letzten Jahrhunderts eigentümlich ist. Verwundert sitzt der Neutrale auf dem Tribünenplatz, spendet Beifall, wieder Beifall, immer wieder Beifall.

Was soll das? denkt er heimlich. Was soll das? Warum jetzt gerade im Krieg die Kunst? Soviel Kunst? Warum war das nicht im Frieden? —

\*

Die Welt der Feinde nennt die Deutschen Barbaren. Darauf antworten wir, nicht den Feinden zwar, aber den Neutralen — wohl, damit sie nicht unsern Feinden Glauben schenken — mit einer Theateraufführung, einer Kunstaussstellung, einem Konzert, einer Kunstgewerbeschau.

Was beweisen diese Dinge wohl? Was sollen sie beweisen?

Wenn die Feinde uns Barbaren nennen, so meinen sie doch wohl nicht, daß wir nackt herumlaufen, rohes Fleisch essen, nicht lesen, nicht schreiben können; daß wir nicht musizieren, nicht Theater spielen, nicht malen können. Sie schelten uns nicht Kunstlose, Gedankenlose. Sie nennen unsere Moral barbarisch, unsere Politik, unsere Kriegsführung.

Kann ein Bild diesen Vorwurf entkräften, beweist der wunder-



bare Gesang Carusos etwas für die Moralität der italienischen Politik? Und als der süße Duft tizianischer Malerei die Liebhaber und die Völker Italiens und des übrigen Europas von Madrid bis weit in den Norden hinauf entzückte, war damals venezianische Politik moralisch? War venezianische Kriegsführung milde und menschlich? Tizians Malerei konnte den politischen Feind der Dogenrepublik, der auf der Folter verreckte, nicht trösten, konnte seine Hinterbliebenen und seine Freunde nicht überzeugen, daß die Venezianer keine Barbaren in moralischer Beziehung wären.

Deutschlands Feinde behaupten, unsere Politik, unsere Kriegsführung, unser Machthunger stempelten uns zu Barbaren. Das können wir nur mit Zeugnissen über unsere Politik und unsere Kriegsführung und unseren Machthunger widerlegen. Nichts nützt es, nichtsbedeutend ist es, wenn wir antworten: Merkt auf den herrlichen Tonbau einer Bachschen Fuge, hört den reinen Kinderklang einer Mozartschen Sonate, lauscht den grandiosen Gedanken eines Goetheschen Gedichtes, versteht die liebe Weise eines Mörikeschen Liedes, seht den männlichen Gang Menzelscher Kunst.

Ein Mann ist eines Verbrechens angeklagt, er legt nicht seine Unschuld dar, er antwortet: Ich kann Flöte spielen.

Verlaine war ein Attentäter, Benvenuto Cellini war ein Mörder.

Deutschland muß die Anklagen unbeantwortet lassen, wenn es im Gefühl seiner Unschuld steht, oder es muß auf dem Gebiet der Politik und des Krieges antworten.

Die Antwort: ich kann Flöte spielen, ist keine Antwort,

\*

Draußen an der Front bemalen sie die Kanonen und die Schlachtwagen mit bunten Farben, damit der Flieger sie nicht erkennt. Man wandelt Kanonen zu Bildern.

Sind die Bilder in den Ausstellungen vielleicht auch bemalte Kanonen? Sollen die Bilder — Kanonen sein?

Die Neutralen wollen ihr Land nicht zum Kampfschauplatz hergeben. Da schießt man mit Büchern — Liedern — Statuen

— Konzerten und Bildern. Die französische Oper erscheint, stracks fährt die Münchener mit ihren großen Kanonen — man nannte sie auch schon im Frieden so — auf. Der Kampf beginnt. Deutsche Bilder jagen französische. Rodin dringt auf Hildebrand ein. Cézanne und Marées beginnen einen schrecklichen Zweikampf. Deutsche Kunst soll mit französischer kämpfen, nein, Vierverbandkunst kämpft gegen Ententekunst. — Verwirrung und Wahnsinn, im Frieden erzeugt, im Krieg zur riesigen Mißgeburt gewachsen.

Nur traurige Politiker, von Gott und der Kunst verlassen, nur hinkende Künstler, die sich auf Krücken der staatlichen und vereinlichen Abstempelung schleppten, glaubten an den Kampf der Künste; glaubten, daß Cézanne Marées gefährde, daß Menzel mit Daumier kämpfen könne. Sahen nicht, daß wahre Künstler nie Feinde sind, daß wahre Künstler sich immer helfen. Künstler müssen sich durch die Menge der Auchkünstler drängen, aber da, wo die Sessel für die großen Künstler stehen, ist es leer; die Sessel sind immer bereit. Jeder, der in das Reich der Kunst gelangt, findet seinen Platz, nie muß er einen andern von seinem Platz verdrängen. Sein Thron erwartet ihn stets.

Künstler sind Brüder, gehören zu einer Familie, wes Volks sie auch seien, und je mehr ihrer versammelt sind, desto stärker ist die Macht ihrer Familie — der Kunst.

Hat bei uns das „Eindringen“ französischer Kunst die deutsche verdrängt? Sind Menzel, Thoma, Leibl, Trübner, Liebermann, Marées vergessen, oder sind sie nicht vielmehr gerade von denen, die den französischen Eindringlingen geholfen haben, gerühmt und gefördert worden?

Tschudi!

Mit ihren französischen Brüdern vereint, sind sie zur Geltung gelangt.

Künstler sind wie Bäume, sie erwachsen aus heimatlichem Boden, aber ihre Früchte sind gut für alle Welt. Und ein französischer Kirschenbaum ist einem deutschen Kirschenbaum, so verschieden ihre Früchte schmecken mögen, immer mehr



verwandt, als ein deutscher Kirschenbaum einem deutschen Ginster.

Der Künstler, welcher meint, in der Kunst ließen sich sportliche Preise gewinnen, er könne mit seinem Gegner kämpfen, ist der alten barbarischen Fabel vom Sängerkrieg verfallen. Der Sängerkrieg ist kein Krieg zwischen Sängern, es gibt für den Sänger nur den Krieg mit seinem Selbst.

Lieder sind keine bemalten Kanonen. Mit Büchern kann man nicht schießen, und könnte man es, die Neutralen würden es sich verbitten, ihr Land zum Schauplatz eines heimlichen Krieges zu machen.

Aber die Neutralen verbieten es auch, wenn sie diese böse Absicht merken, d. h. wenn Unkunst zu Angriffszwecken aufgefahren wird. Zur wirklichen Kunst haben sie das Vertrauen, daß ihr der Kampf unmöglich ist. Künstler sind Brüder, Kunst ist immer brüderlich.

Die Kunstpropaganda ist in allen Ländern von den Gewaltsfanatikern angegriffen worden; diese Indianer haben Recht. Kunst spricht nie vom Krieg, selbst wenn sie Krieg darstellt.

Vierverbandskunst — Ententekunst. O Torheit der Zeit!

\*

Der Staat sollte immer Kunstpropaganda treiben, auch im Frieden. Nein, nicht auch im Frieden; da natürlich und selbstverständlich. Auch im Krieg. Aber der Staat soll nicht meinen, daß man mit Kunst — Krieg machen kann. Mit Kunst kann man nichts machen als Kunst, nicht einmal Krieg, nicht einmal Frieden. Kunst kann nicht gegen Kunst, sondern nur mit Kunst gegen ihre Feinde im Geist kämpfen.

Der „Engländer“ greift an, der „Deutsche“ wirft ihn zurück. Der „Franzose“ haßt den Deutschen. Der „Russe“ hat „Verluste“.

Wer, möchte man fragen, wer? Wer ist der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Russe? Was ist das „Verluste“? Der Deutsche, das sind deutsche Männer, die Verluste, das



.....

sind russische Menschen. Das sind keine Abstrakta, das sind alles Menschen.

Die Stadt ist zerstört, die Gegend ist verwüstet, der Gegner gewann Terrain. Was ist das, eine zerstörte Stadt, eine verwüstete Gegend, gewonnenes Terrain? Sind das Flecken auf der Landkarte? O nein, das sind tausend menschliche Wohnungen, tausend von Menschen angebaute Felder, tausend Gärten, die Menschen erfreuten.

Die Kunst kämpft gegen das wesenlose Abstraktum für sich, für die Seele des Menschen.

Die Zeitungen der Neutralen und ihre alltäglichen Gespräche reden nur immer und immer wieder von Abstrakten, von Begriffen. Aber die deutschen und die französischen Theater, Konzerte und Kunstausstellungen summen in den harten Lärm hinein das Wort „Mensch“. Erzählt die Landschaft Thomas, daß es Bäume und Wiesen eigentümlicher Gestalt im Schwarzwald gibt? Beweist Cézanne, daß es in Frankreich Blumensträube gibt? Das wissen wir aus den Worten der Wissenschaftler und der Zeitungsleute, das zeigen uns die Photographen. Thomas Bild spricht: So sah ein Mensch, ein bestimmter Mensch, Thoma, ein Sohn seines Volkes und ein Bruder aller Künstler, ein Stück Erde. Seht, sagt das Bild, seht nicht die Landschaft, seht Thoma, den Menschen.

Cézannes Tulpen sind keine Tulpen, sie sind: ein Augenblick eines Menschen. Das Lied Mörikes singt von *seiner* stillen Menschheit.

Und was auch gezeigt wird, was an Kunst zum Kampf in das neutrale Zwischenland, an die Grenze des Feindes vorgetrieben wird, kämpft nicht, stößt nicht, dient nicht, es tut unendlich wenig oder unermesslich viel: es singt, es spricht, es tönt, es leuchtet den einen Sinn: Mensch! Wir sind keine Begriffe, Begriffe vergehen, der Mensch ist ewig. Wir sprechen: Mensch.

Kunstpropaganda, du häßliches Wort, wie unendlich nützlich erscheinst du denen, die meinen, im Konzert der Stimmen soll die deutsche Stimme nicht fehlen, wie sehr enttäuschst du die, die in dir ein Mittel des Kampfes sehen.

*Iwan Goll:*

## FLUCH DER FABRIKEN

Dunkle Gruppen, die am Tage kleben!  
Sonne ölt nur ihre Knechtschaft mehr!  
Schlot peitscht ihre Rücken. Brücken  
Lasten, und Gefängnis schießt mit toten Wimpern.  
Schnee und Schweigen  
Fallen immer in die neue Bruderstunde:  
Niemals wird der Tage Nebel seinen Stern gebären!  
Aber Sehnsucht, ist nicht sie die stärkste?  
Dennoch muß der ungestorbne Frühling reifen!  
Schäumt, Akazien! Nach dem Fleisch der Abendhimmel,  
Nach der Venus Euter werden blasse Finger wieder greifen.  
Auf den Wiesen ist man Knabe dann mit Kronen Löwenzahn,  
Fluß der Freiheit schwillt durch Parkalleen —  
Sehnsucht! Frühling!  
Hörte jemand diesen Schrei?  
Schlot klagt an. Asphalt steht die Winterwolke.  
Kalkruinen zwischen Stoppeläckern.  
Zahnrad malmt die Zeit:  
O der Abend ist so weit!  
Abend, dem das Rote Meer entschwölle:  
Volk, dein Blut!

## GESANG AUS EINER ZELLE

Durch steinerne Nacht  
Tast' ich nach des Himmels goldener Brust:  
Stäubt rosa Lächeln um die morgenden Straßen,  
Geburt der Schwalben, und das Plätschern  
Von Kinderstimmen im braunen Strom der Mütter.  
Was nie geahnt ward, weiß ich heute:  
Daß die brennenden Kohlewagen  
Lichtlasten, Diamanten aufwärts tragen,  
Daß alle müden Gäule meine weinende Seele haben,  
Und daß kein Himmel ist ohne dich, Erde.  
Nur so versteh, o Herr, meinen Hinsturz,  
O daß du den Gefangenen so stumm verständest,  
Wenn er von rauschenden Sonnen träumt,  
Daß du ihm täglich dein jauchzendes Ja  
In den zerschütteten Turm der Erde sändtest!



# Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM“ von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT“ von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA“ von Carl Sternheim und „DER SOHN“ von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN“ von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA“ und das Schauspiel „MADAME LEGROS“ von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN“ von Francis Jammes. „DIE URSACHE“, „DER VATER“ und „DIE KRIEGSWITWE“ von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW“, „NAPOLEON“, „SCHULIN“, das Schauspiel „1913“ von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE“ und „DIE TROERIN-  
NEN DES EURIPIDES“ von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH“ von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG“ von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA“ und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE“ und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN“ von Annette Kolb. „VERONA“ von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG“ von Franz Kafka. „DER RUHETAG“ von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT“ von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT“ von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER“ von Henri Barbusse, „HELDENTOD“ von Andreas Latzko, die „LEGENDE“ von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Cézanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Herrmann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

---

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;  
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—



PAUL CASSIRER VERLAG

# ERNST BARLACH

## ORIGINAL-STEINDRUCKE

auf Holländer- und Japan-Büttenpapier, handsigniert

- |                                                                           |                                                 |
|---------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------|
| 1. DEMUT. 29,3×21,5 cm.. M. 50                                            | 6. DONA NOBIS PACEM.<br>17,5×23 cm ..... M. 50  |
| 2. AUS EINEM NEUZEIT-<br>LICHEN TOTENTANZ.<br>29,2×20,5 cm ..... M. 50    | 7. DER BLINDE.<br>15,5×10,5 cm ..... M. 25      |
| 3. WEM ZEIT WIE EWIG-<br>KEIT. 29,5×21,3 cm ..... M. 50                   | 8. DIE STERNDEUTER.<br>29,5×21,5 cm ..... M. 50 |
| 4. ANNO DOMINI MCMXVI<br>POST CHRISTVM NA-<br>TVM. 28,8×23 cm ..... M. 50 | 9. AN DER OSTGRENZE. M. 30                      |
| 5. SELIG SIND DIE BARM-<br>HERZIGEN. 25×21,3 cm.. M. 50                   | 10. STURMANGRIFF ..... M. 30                    |
|                                                                           | 11. STRASSENECKE IN<br>WARSCHAU..... M. 30      |
|                                                                           | 12. MASSENGRAB..... M. 30                       |

Katalog der Ausstellung von Ernst Barlachs Werken, November 1917. M. 3.50

### ERNST BARLACH DER TOTE TAG

Drama in 5 Akten.

Mit 27 Originallithographien.

Ausgabe A: 60 Exemplare auf Japan-  
papier. Jeder Steindruck signiert.

In Pergamentmappe..... M. 360

Ausgabe B: 150 Exemplare auf Hol-  
länder Bütten.

In Leinwandmappe ..... M. 180

### ERNST BARLACH DER ARME VETTER

Drama.

Geheftet ..... M. 6.—

Gebunden..... M. 7.50

Eine Luxusausgabe  
mit 36 Steinzeichnungen  
erscheint im Laufe  
des Jahres.

### ADOLF v. HATZFELD FRANZISKUS

Eine Novelle.

Mit Originallithographie von  
ERNST BARLACH.

Geheftet ..... M. 3.50

Gebunden ..... M. 5.—

### OSKAR KOKOSCHKA HIOB

Ein Drama.

Mit 14 signierten Steinzeichnungen.

Ausgabe A ..... vergriffen

Ausgabe B ..... M. 250

100 numerierte Exemplare auf  
Old Stratford gedruckt.

BERLIN W 10

# DIE WEISSEN BLÄTTER

## EINE MONATSSCHRIFT

FÜNFTER JAHRGANG 1918  
QUARTAL OKTOBER-DEZEMBER

VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER, BERN-BÜMPLIZ





# INHALTSVERZEICHNIS

---

## I.

### AUFSÄTZE UND GLOSSEN

|                                                                      | HEFT | SEITE |
|----------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Oskar Baum, Die andere Internationale . . . .                        | V    | 71    |
| H. N. Brailsford, Der Völkerbund . . . . .                           | V    | 55    |
| Friedrich Burschell, Die neue Schönheit . . .                        | IV   | 39    |
| Georges Duhamel, Die Zukunft des Glücks .                            | VI   | 131   |
| Hermann Kesser, Deutschland . . . . .                                | V    | 49    |
| René Schickele, Die schönste Stimme in<br>Frankreich . . . . .       | IV   | 1     |
| René Schickele, Revolution, Bolschewismus<br>und das Ideal . . . . . | VI   | 97    |

## II.

### GEDICHTE

|                                             |    |                      |
|---------------------------------------------|----|----------------------|
| Johannes R. Becher, Neue Gedichte . . . . . | V  | 75                   |
| Wieland Herzfelde, An meinen Bruder . . . . | V  | 63                   |
| Hermann Hesse, Herbstabend 1918 . . . . .   | IV | 30                   |
| R. S., Zeitsprüche . . . . .                | V  | 49, 54<br>62, 74, 84 |
| R. S., Zeitsprüche . . . . .                | VI | 130, 146             |
| Carl Maria Weber, Vor spätem Schlafengehen  | IV | 37                   |

## III.

### EPOS UND DRAMA

|                                            |    |    |
|--------------------------------------------|----|----|
| Ferruccio Busoni, Doktor Faust . . . . .   | IV | 11 |
| Oskar Maurus Fontana, Die Erzählung Lasars | V  | 81 |

|                                                                          | HEFT | SEITE |
|--------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| René Schickele, Kurze Stücke aus „Genfer<br>Reise“ (Lesebuch) . . . . .  | VI   | 143   |
| Fritz von Unruh, Platz! . . . . .                                        | V    | 67    |
| Walt Whitman, Briefe aus dem amerikanischen<br>Sezessionskrieg . . . . . | V    | 85    |
| Alfred Wolfenstein, Über allen Zaubern . . .                             | IV   | 31    |

# *Die weißen Blätter*

**EINE MONATSSCHRIFT**

---

**VIERTES HEFT ♦ 5. JAHRGANG ♦ OKTOBER 1918**

---

## **INHALT:**

René Schickele :

Die schönste Stimme in Frankreich

Ferruccio Busoni: Doktor Faust

Hermann Hesse: Herbstabend 1918

Alfred Wolfenstein: Über allen Zaubern

C. M. Weber: Vor spätem Schlafengehen

Friedrich Burschell: Die neue Schönheit

**EINZELPREIS 2 FRANKEN  
ODER 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL 5 FRANKEN  
ODER 5 MARK**

---

**1918**

---

**VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ**

Digitized by Google

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN



HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19,  
DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST.  
IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK  
VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE  
FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2  
VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNGARN  
HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

## INHALT:

|                                                                |         |
|----------------------------------------------------------------|---------|
| René Schickele: Die schönste Stimme<br>in Frankreich . . . . . | Seite 1 |
| Ferruccio Busoni: Doktor Faust . . .                           | „ 11    |
| Hermann Hesse: Herbstabend 1918 .                              | „ 30    |
| Alfred Wolfenstein: Über allen Zaubern                         | „ 31    |
| C. M. Weber: Vor spätem Schlafengehen . . . . .                | „ 37    |
| Friedrich Burschell: Die neue Schönheit . . . . .              | „ 39    |

DIE WEISSEN BLÄTTER  
erscheinen  
AM 15. JEDES MONATS

*René Schickele:*

## DIE SCHÖNSTE STIMME IN FRANKREICH

*„Wie viele Sozialisten und Anarchisten hängen noch demselben Verfahren an! Voller Ungeduld, den Tag der Rebellion möglichst schnell herbeizuführen, behandeln sie jeden Versuch, einiges Licht auf das zu werfen, was die Revolution wird einführen müssen, als eine Art Theorie, die besänftigend und einschläfernd wirke.“*

*Krapotkin, Die französische Revolution. 1. Band.*

Ich habe das Schäferpaar auf der Waldwiese vom Kamin entfernt und die Papiere hineingeworfen. Ich habe sie angezündet und eine Zigarette geraucht, während sie verbrannten. Wozu ein Buch schreiben, das Schadenfreude geweckt und niemand geholfen hätte?

Es genügt zu sagen: die ersten Reservisten waren noch nicht aus dem Haus, da brach es los, in allen Tonlagen, von den Pyrenäen über die Vogesen zur Wolga und verlor sich nicht in der sibirischen Steppe. Denn in Tomsk saß ein tartarischer Arzt, Veteran des Krimkrieges, und rief die Rechtgläubigen in Versen, die er selbst unter die marschbereiten Soldaten verteilte, zum Kreuzzug auf.

Er vergriff sich nur im Feind, der ja, da er wechselt, von untergeordneter Bedeutung ist. In Treu und Glauben, im guten Willen, im Seelenschwung stand er keinem der Meistersinger nach, die auf einen Schlag die Kulturzentren mit ihrem Geheul erschütterten.

Die deutschen Intellektuellen bildeten erst eine Lawine, dann gingen sie nieder. Der Lustspiieldichter Ludwig Fulda setzte einen Protest auf, für den neunzig Unterschriften herbeitelegraphiert wurden. Es mußte schnell gehen. Es ging schnell.

Und es war ein Wurf. Fulda schuf das Meisterwerk, das ihn überleben wird. Noch die Enkelkinder wird die Komik dieser Schofarbläser in einen Abgrund widerhallenden Gelächters stürzen.

Kipling in England blieb heroisch. Es bedurfte, für ihn, weiter keiner geistigen Anstrengung, um festzustellen: jetzt oder nie. Chesterton gewann dem Krieg die ulkige Seite ab. Dafür war er auf die Welt gekommen. Wells aber sprach von der „exerzierenden, trampelnden Narrheit im Herzen Europas“, mit der endlich einmal ein Ende gemacht werden solle, welche Meinung Shaw aufrichtig teilte. Darauf fand Wells, daß der Krieg selbst seine ungewöhnliche Vorstellungskraft übertroffen habe und begann „klar zu sehen“. Er schrieb einen ausgezeichneten Roman, worin er darlegte, wieso dieser Krieg längst nicht mehr ein Krieg zwischen zwei politischen Mächtegruppen sei, sondern ein Kampf, auf Gedeih und Verderb aller, um eine neue Welt.

Italien führte d'Annunzio in den Krieg, als wäre der Krieg ein Ballett und die Rubinstein die Pallas Athene. Er schrieb ihr, in Vers und Prosa, eine fabelhafte Rolle auf den Leib, der Pallas Athene. Auch sah man den alten Garibaldi, wie er von ihr Helm und Lanze entgegennahm und diese zuerst an seine Söhne und Enkel und dann an den General Cadorna weitergab. Dieser Dichter war mutig. Es konnte noch so bitter kommen, er blieb, bei Lebensgefahr, dabei, daß der Krieg ein Ballett sei. Er befand sich auf einem Torpedoboot, das den Hafen von Pola forcierte. Das Schiff entkam, aber d'Annunzio ließ eine Flaschenpost zurück mit „Sonetten der Herausforderung“. Er flog und warf den Österreichern abwechselnd Bomben und kunstvollendete Aufrufe auf den Kopf. Das alles habe ich photographiert gesehen.

Die Amerikaner hielten sich am längsten zurück. Sie werden am längsten dabei bleiben.

Die schönste Stimme in Frankreich besaß André Suarès. Wenn der Erasmus von Holbein einen alten Propheten darstellte, so hätte Suarès ihm aufs Haar geglichen.



So viel und nicht mehr davon. Was ist uns Saulus?

Der Acker liegt in aufgewühlter Blöße unterm Himmel. Am Horizont tauchen die Säer auf. Der Wind geht wie am Schöpfungstag. Freuen wir uns, daß wir nicht allein sind und schreiten wir, als hätten wir einander nie verloren, schreiten wir unbekümmert auf einander zu.

In Ihnen, Suarès, grüße ich Frankreich, die Märtyrerin der Menschheit. Wäre sie geringer, sie hätte tausendmal recht, sich lieber im Sarg auszustrecken als ihr Gesicht wieder nach Osten zu wenden. Aber wenn der Dampf von Pulver und Blut sich verzieht, ich bin gewiß, wird die hohe Säerin daraus hervortreten mit ihrer verschwenderischen Gebärde, die über die Erde weht. Hinge ihr Gewand in Fetzen, wäre sie selbst nackt, um so strahlender höbe sich ihr schreitender Leib, um so heller flöge das Korn.

Schwester meiner Mutter, du weißt, ich gehöre nicht zu jenen Heuchlern, die Liebesworte murmeln, während sich ihre Hände um deinen Hals zusammenziehen. Ich hätte nie die Hand gegen dich gehoben. Du hassest das Chaos, niemand hat die kühne und anmutige Ordnung mehr geliebt als du, ohne dich wäre Europa ein sinnloser Begriff. Ohne dich ist Europa verloren. Wir können keine Brahmanen werden, und ohne dich können wir nicht Christen sein. Nur im Paradies — ich wage kaum, es auszusprechen — werden du und Deutschland einander wieder begegnen. Ich kann nicht anders, als es zu wünschen, zu hoffen und, in meiner Ohnmacht, zu erstreben. Die Welt ist verloren, wenn sich nicht hinter den Toren, die allenthalben zu Boden sinken, das Paradies öffnet.

Lassen Sie mich mit Ihnen sprechen, Suarès.

\*

Sie haben eine ganze Reihe von Pamphleten verfaßt. Daneben Bücher über Péguy und Cervantes, die nicht minder polemisch waren. Als den großen Bruder der Jeanne d'Arc haben Sie den Don Quichote hingestellt, der, aufgereckt in den Steigbügeln, ein Volk entzückter Träumer gegen die

deutsche Maschine führte. Der Held wurde stiller, er wurde stärker, er wurde älter und inniger, je näher er an den Feind kam. Jetzt war er der heilige Michael, der die Nische seines gotischen Domes verlassen hatte, um gegen die Großmutter des Teufels und ihre aufgeschossene Drachensaat ins Feld zu ziehen. Hinter ihm kam das ganze steinerne Volk der Kathedralen und glänzte in Waffen. Es drängte und betete und sang. Es schrie „Dieu le vult“ und schlug Schwerter und Leitartikel zusammen. In den entleerten Städten folgten die Frauen und die Kinder der lächelnden Mutter Gottes und warfen ihr das „Dieu le vult“ mit Sträußen roter und weißer Blumen zu. Auf den Straßen standen die Altäre, wo die Prozession verweilte, wie Zorn brannte die Monstranz zwischen jungen Birken und Feldblumen, und auf dem weißen Leinentuch, worin der tote Christus wie in lauter Unschuld gebettet worden war, lehnte ein finsternes, ein unbekanntes Buch, die Alte Lehre, und war mit Lesezeichen gespickt. Die hielten die Stellen der Schrift klar, wo Gott auf die Menschen tritt, als wären sie Regenwürmer, und mit seinem Haß die Erde beschattet. Die Städte versanken in Glockengeläut, die kriegerische Vision stob über dem Feind in den Himmel.

Das alles war noch edler Suarès. Die Dummheit selbst, dieses Haupt der Gorgo, war, wo es auftauchte, nicht ohne einen anmutigen Zug. Der sonst wohlgeborene Naturen zu verstopfen pflegt, der Haß erwies sich als himmlisches Purgativ. Nie waren die Regeln des besten bel canto außer acht gelassen.

Seit Mounet-Sully hat Frankreich keinen bessern Tragöden, als Sie.

\*

Im August 1917 begannen Sie eine kleine Monatsschrift herauszugeben, die Sie allein schreiben. Sie sagten von Goethe: „Ob man will oder nicht, es gibt große Deutsche. Sie gehen Europa an und das ganze Menschengeschlecht. Oft verdirbt der Deutsche in ihnen den Universalmenschen, aber der Universal mensch wäre unmöglich ohne den Deutschen.“ Sie merkten über Molière an, er habe Gott König gewonnen, um ein



für alle Mal die Hölle seiner Heiligen loszusein. Sie glaubten unser wichtigstes Problem zu lösen, indem Sie befahlen: „Wenn es nicht die Moral ist, die über die Gewalt verfügt, so wird die Gewalt die einzige Moral sein.“ Ich würde sagen: „Wenn es nicht der Moral gelingt, die Gewalt aufzuheben, so wird die Gewalt die einzige Moral bleiben.“

Doch entdeckten Sie immer wieder die Liebe.

Ich fand so viel Gemeinsames, daß ich Ihre Hand im Gewühl nie ganz verlor, aber Sie priesen den Krieg, weil Sie an ihn glaubten.

Sechs Monate später siegte der Maximalismus, was so viel heißt wie: es zeigte sich, wessen einige entschlossene Kerle in einem ausgepumpten und moralisch erschöpften Land fähig sind. Kerenski wurde gefällt und Gorki im selben Ansturm überannt wie die ganze sozialistische Mehrheit. Die Diktatur des Proletariats hob über dem Land zwischen den Schützengräben und der asiatischen Grenze ihre Tatze und senkte sie in Blut und Feuer. Ein kleiner Mann bestieg die Kanzel und verdammt die „alten Phrasen“ von Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, Demokratie und Menschenrechten als blasse Schemen der bürgerlichen Ideologie. Der Zar lag am Boden, alles, was nicht Lenin und sein Anhang war, lag am Boden. Der Terror war geblieben oder noch schlimmer geworden; er hatte nur die Farbe gewechselt. Die alte Knute hatte nur die Hand gewechselt. Nie war Tolstoi so tot gewesen.

\*

Da bricht bei Ihnen, Suarès, die neue Wut aus und das neue Leben. Sie toben bruleske Szenen aufs Papier. Unter dem Motto: „Denn auch das Ideal hat seine Gemeinheit“, reißen Sie die bolschewistische Revolution. Sie schleudern das Wort von der „geckenhaften Selbstgefälligkeit der Illuminaten, zumal jener niedrigsten Art, der Sklaven einer einzigen Idee, die die Gewalt anrufen, damit sie ihnen recht gibt“, schleudern es, Soldat der Gegenrevolution, wie eine Handgranate. Figuren dieses wütigen Marionettenspiels, betonen Sie, „schnei-



den vom Scheitel bis zur Sohle die Grimasse von Gehängten“, die man zu früh abgeschnitten hat. Sie laufen herum, „grün vor Ärger, und alles an ihnen schreit nach dem Galgen. Sie sind durchaus würdig, daran festgenagelt zu werden und so in Ewigkeit den Christus der Mittelmäßigkeit darzustellen“. Sie höhnen wie der begabteste Militärschreiber der Gegenrevolution.

Die neue Wut — das neue Leben.

Sie entdeckten den Humor gewisser Volksbelustigungen:

„Einer so weisen und harmonischen Revolution darf es an Harmonie nicht fehlen. Die Musik der Roten Garde läßt sich hören. Sie geht los, wann es ihr gefällt, und wie der Heilige Geist es ihr eingibt. Kein Dirigent, keine Noten: weiß das Volk nicht alles aus seinem Instinkt allein? Hat man es je falsch singen gehört? Ist es nicht die höchste Kunst, die höchste Schönheit selbst, wie es die leibhaftige Wahrheit ist und die fleischgewordene Tugend? Sie brauchen keine einzige Note zu verstehen und sind doch ausgezeichnete Musikanten, und um zu singen, bedürfen sie keiner Stimme: sie haben die Bauchtrommel, ihre kleinen Gottsdonnerwetter: vox populi, vox Dei, wie geschrieben steht.“

Ist es so lange her, daß Sie, Suarès, endlose Variationen über das Thema „Gesta Dei per francos“ abgewandelt haben?

„Eine Bande Trunkenbolde in drei Gesangstimmen, die sich erbrechen und ihre Winde abblasen, vollführen ein bewunderungswürdiges Konzert und das natürlichste von der Welt: nicht länger ist die Kunst die Mutter aller Verderbtheit. Die guten Mönche selbst finden hier ihre Zellen- und Klosterorgel wieder und sind vergnügt. Diese Musikanten blasen in aller Unschuld auf ihren natürlichen Instrumenten: endlich ist der Natur Genüge getan.“

Endlich? Mir kommt es vor, als dauerte das Konzert schon viele Jahre. Die Abwesenheit Gottes und die Würdelosigkeit des Spektakels ist Ihnen erst aufgegangen, seitdem die Revolution in Rußland den Schlüssel des Musikstücks geändert hat. Die Perspektive der Notwehr, auf die Sie sich vielleicht berufen, ist auch die der Bolschewisten.

„Ein Trupp freier Frauen, Chemikerinnen, Ärztinnen und Philosophinnen braucht weder Flöten noch Pfeifen; sie denken laut im Diskant und schreien im Takt: Ich bin ich, ich, ich! Wer ist, wie ich, ich, ich! Und ihre Melodie sowohl wie der Klang ihrer Stimmen verhelfen den Frauen endlich zu ihrem Recht: sie sind obenauf.“

Es hat vier Jahre an Männern gefehlt. Ihren Platz nahmen Frauen ein. Suarès, hier kreischen sie wie ein Pfaffe.

Im Verlauf der rhetorischen Ereignisse lassen Sie, nach Trotzki, den „Caliban-Lenin“ mehr bemitleidet, als daß er ihn haßte, Coriolan und Danton auftreten. Die begegnen der Allgemeinheit der proletarischen Diktatur mit Allgemeinheiten, wie der Frage: „Warum sollten die Läuse keine Ideale haben?“ Coriolan ruft aus: „Das Beil über den Pöbel!“ Und genug des Geredes von der Kindheit eines Volkes: „Die Schwäche der Kinder macht sie liebenswert. Hätten sie die Kraft, sie wären Ungeheuer...“ Kerenski, der erklärt: „Ich will kein Marat sein“, erhält von Danton zur Antwort: „Sag lieber, daß du ein Schwächling bist. Du wirst dich selbst in deiner Badwanne ersäufen.“ Worauf Kerenski: „Ich habe ein gutes Herz, und ich bin krank.“

So und nicht anders lassen Kraftnaturen seit vier Jahren die „Pazifisten“ reden.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht in diesem Augenblick ein General der französischen Revolution von der Zimmerdecke herabgestiegen wäre. Er zieht den Säbel, und wir sind mitten in der Legende: „Du hattest Kornilow“, schnauzt Danton:

„Er hätte ein Hoche sein können, er hätte dich, Kerenski, gerettet und Russland mit dir... Aber du, der du alle Verräter begnadigst, ihn hast du zum Tode verurteilt. Du könntest nicht das Blut eines räudigen Huhnes vergiessen; aber du schrickst nicht davor zurück, einem Mann den Kopf abschneiden zu lassen, wenn dieser Kopf hunderttausend andere wert ist. Alle Schwächlinge sind Heuchler, alle Schwächlinge sind Lügner.“

Seit vier Jahren gibt man, in hundert Fassungen, die Legende aus, daß wir irgendein Glanzstück aus der Geschichte wiederholen. Blutende Gespenster! Wir brauchen nicht einmal die Hand auszustrecken, um die reifen Früchte unserer idealistischen Erziehung zu pflücken. („Warum sollten die Läuse keine Ideale haben?“) Sie zertrommeln die Köpfe, ohne daß diese sich rührten, bis unter die Erde, in die sie sich verkriechen. „Alle Schwächlinge sind Heuchler, alle Schwächlinge sind Lügner“:



ihre grenzenlose Schwäche hat die Menschheit in diesen Krieg stürzen lassen, ihre unermessliche Schwäche hält sie in dem magischen Sumpfe fest.

\*

Die Maximalisten haben die Zeit nicht geändert. Sie konnten sie nicht ändern, weil sie sich, um zu „siegen“, den Bedingungen des Sieges unterwarfen. Sie schlossen nicht Frieden, sie wechselten den Feind. Sie verlegten den äußeren Krieg nach innen. Sie kapitulierten nach außen, um den Krieg im Innern zu führen. Sie führen ihn, wie Kriege geführt werden, nicht schlechter und nicht besser. Sicher verüben die Roten zu Hause keine einzige Greuelthat, die sie nicht schon als Weiße draußen verübt hätten, oder, bei gegebener Gelegenheit, hätten verüben können, ohne daß sie in den Augen der Welt zu Mördern und Dieben herabgesunken wären. Wir erkennen sie wieder, die Noyades de Nantes, die Septembermorde, aber auch das Koblenzer Entrüstungsgeschrei! In jeder Revolution gibt es eine Stunde, wo der Sieger die Kanaille ist. Dann herrscht die Diktatur der Plünderung und des willkürlichen Todschlags. Man kennt nur zwei Mittel dagegen: entschlossen unter die Kanaille gehen oder sich verkriechen, bis sie vorbei ist. Selbst Taine fand nicht den Mut, die Kanaille auf die Rechnung der Revolution zu setzen. Das Wort: „Wenn der König trinkt, ist das Land besoffen“, gilt für alle Regierungen und alle Staatsaktionen.

Auge um Auge, Zahn um Zahn: damit hat die Menschheit sich von einer Katastrophe zur andern geschaukelt bis zur letzten, die uns, natürlicherweise, als die größte erscheint. Ob er sich nun Gerechtigkeit, Sicherheit, Ehre oder sonstwie nennt, es ist der Rachegedanke, der in jeder Handlung dieses Krieges herrscht, der kleinsten wie der größten. Der Rache wegen will der Stärkere noch einmal schlagen und so seine Überlegenheit festigen; dann wird er Frieden schließen. Aus Rache steift der Schwächere den Rücken und hält aus in der Hoffnung, hinauf und dem Gegner über den Kopf zu kommen. Dann wird er Frieden schließen. Was geschieht in Wirklich-



keit? Kaum ist er oben, so übernimmt der Gegner die Rolle, worin er sich selbst mit Glück behauptet hat. Was wiederum bleibt diesem, oben angelangt, von seinem Sieg, als die Sorge, lange genug oben zu bleiben! So warten beide Jahr um Jahr darauf, daß der andere müde wird und von der Schaukel herabfällt.

So lange und nicht länger, sagt Lenin, soll auch die Diktatur des Proletariats dauern. Dann wird er Frieden schließen.

Dies gilt nicht nur für den russischen Bürger und den russischen Proletarier, vielmehr wird dem kapitalistischen Weltkrieg der sozialistische folgen, und der muß, in der Form der Weltdiktatur des Proletariats, dauern, bis — nun, eben so lange, wie der jetzige Krieg nach dem Willen derer dauern soll, die ihn führen: bis zur völligen Niederlage des Feindes, aber statt, wie der bürgerliche Krieg, bis zum völligen Sieg der einen Staatengruppe und zur Gesellschaft der Nationen, über die Niederwerfung dieses zusammengeballten, höchstentfalteten Bürgertums hinaus bis zum letzten, zum richtigen Ende: dem Weltverein der Arbeiter- und Bauernrepubliken.

Gibt es etwas Vernünftigeres als eine solche Gedankenfolge? Was könnte logischer sein, als die Arbeit der Kriegsmaschine, gleichgültig, für wen sie arbeitet?

Stecken Sie die Hand in ihr Getriebe, Suarès, und Sie werden sehen, wie recht die Maschine mit ihrem Recht hat. Das ist sie, Ihre Moral, die über die Gewalt verfügt!

\*

Der Maximalismus ist im August 1914 aufgebrochen. Neben jedem Soldaten schritt ein Roter Gardist. Mit jedem Tag, der das Kleid und den Geist des Soldaten abnützte, nahm der Doppelgänger festere Form an. Die letzten Gedanken und die Urgefühle strömten in das Schattenbild und füllten es, bis es ein Mensch war, der den alten Soldaten wie eine abgelegte Haut hinter sich herzog. Die als bürgerliche Imperialisten ausgerückt waren, sie marschieren als proletarische Imperialisten weiter.

Die Welt sollte den Vielen, den Starken, den Eroberern gehören. Sie sind unterwegs.

Man hat sie gerufen, und sie sind gekommen. Man hat sie gelehrt, wie man die Schwächeren sich unterwirft. Sie haben erfahren, welche Wunder die jähe Gewalt und der aufgerichtete Schrecken vollbringen, wenn sie auf den geringeren Widerstand stoßen. Die bestgearteten unter ihnen haben sich damit abgefunden, daß der Krieg keine weiche Sache ist. Und ganz nebenbei haben sie, auf dem Gebiet des Ideals, einiges gelernt, was durchaus ihre Hand und ihren Fuß hat. Unter anderem, daß alle Kathedralen zusammen nicht das Leben eines einzigen Soldaten wert seien, vorausgesetzt, daß er in den eigenen Reihen kämpfe. Es wird eines Tages schwer fallen, sie zu überzeugen, daß eine Fabrik, ein Schloß, eine Bank, eine ihnen unbequeme Konvention, es wird schwer fallen, ihnen klar zu machen, warum die gesamte bürgerliche Zivilisation und Kultur schwerer wiege, als das Leben eines einzigen Arbeiters.

Man muß für den Krieg und für die Revolution oder gegen den Krieg und gegen die Revolution sein. Kopf oder Wappen, es ist dieselbe Münze. Kopf und Wappen machen erst die ganze Münze. Solange sie nicht aus dem menschlichen Verkehr gezogen wird, bleiben wir an sie verraten und verkauft. Bei den heftigsten Erschütterungen wechseln sie nur die Seite. Alle Mittel des Kapitalismus und seiner Kehrseite, des Marxismus, sind die Scheidemünze, deren Wert die große, die Gewalt, garantiert.

So brauchen Sie, Suarès, in Ihrem höhnischen Spiel von der Revolution nur die Namen der Hauptpersonen zu ändern, und Sie haben, in seiner furchtbaren Groteske, das Spiel von diesem Krieg; Sie brauchen nur die Namen zu ergänzen, und Sie schildern den Krieg: den einen und unteilbaren Krieg.

Einen Schritt noch, den entscheidenden, und Sie sind unter uns.

Die hohe Säerin taucht auf, sie hat selbst ihr Gewand abgelegt, um wahrer zu sein —

*Ferruccio Busoni :*  
**DOKTOR FAUST**

Dichtung für Musik

Alle Rechte der Aufführung, der Übersetzung und zumal der musikalischen  
Komposition behält sich der Autor vor.

Von Kind auf hat ein Stück mich hingerissen,  
darin der Teufel was zu sagen hat;  
des Kindes Ahnung wird, im Mann, zum Wissen,  
doch hälfe Wissen nicht, würd' es nicht Tat;  
würde nicht Regung in Bewußtsein fließen,  
und in Anschauung dies, aus einer Saat:  
Es liegt im Kind, wie in des Keims Gewalten,  
der volle Trieb zum späteren Gestalten.

Die Bühne zeigt vom Leben die Gebärde,  
Unechtheit steht auf ihrer Stirn geprägt;  
auf daß sie nicht zum Spiegel-Zerrbild werde,  
als Zauberspiegel wirk' sie schön und echt;  
gebt zu, daß sie das Wahre nur entwerte,  
dem Unglaubhaften wird sie erst gerecht:  
und wenn ihr sie, als Wirklichkeit, belachtet,  
zwingt sie zum Ernst, als reines Spiel betrachtet.

In dieser Form allein ruft sie nach Tönen,  
Musik steht dem Gemeinen abgewandt;  
ihr Körper ist die Luft, ihr Klingen Sehnen,  
sie schwebt ... Das Wunder ist ihr Heimatland.  
Drum hielt ich Umschau unter allen Jenen,  
die mit dem Wunder wirkten, Hand in Hand:  
Ob gut, ob böse, ob verdammt, ob selig,  
sie ziehn mich an mit Macht unwiderstehlich.

Von dreien, die ich weiß, der Teufelsritter,  
ward einer von dem Bösen selbst gezeugt;  
die Jungfrau überfällt's wie ein Gewitter,  
aus ihrem Schoß darauf *Merlin* entsteigt;  
den dunklen Mächten späterhin entglitt er,  
wenn er sich vor dem Höheren gebeugt:  
Allwissenheit, vom Vater, mitgegeben,  
er nützt sie aus zu einem Segensleben.



Beim zweiten miß ich ganz die Widersprüche,  
als Einheit steht er da, ein Mann und echt;  
sein Wagnut steigt ins Ungeheuerliche  
und tausend Künste weihet er — dem Geschlecht;  
wo ist der Zwang, dem *Don Giovanni* wiche?  
Ein solcher wär' als Held mir eben recht:  
doch Meister Wolfgang ist's zu gut gelungen,  
für immer hat er diesen Sang gesungen.

Der dritte meiner Reih' ist nicht geringer,  
ein trotz'ger Geist, ein Einzelner, auch er:  
ein Tiefbelesener, ein Höllenzwinger,  
vieldeutiger zumal, und sonst auch mehr;  
ein schwacher Mensch und doch ein starker Ringer,  
den Zweifel tragen hin und wieder her:  
Herr des Gedankens, Diener dem Instinkt,  
dem das Erschöpfen keine Lösung bringt.

Das End' ist Schrecken, doch sein Name steht,  
die Chronik hält ihn, artet in Legende;  
die Dichtung folgt, Unsterblichkeit ihn anweht  
und des Nachbildens, Schmückens ist kein Ende;  
als lebensähnlich die Gestalt ersteht,  
täuschend bewegt durch unsichtbare Hände:  
das Puppenspiel vom *Faust* zieht durch die Zeiten,  
Ergriffenheit und Staunen zu bereiten.

Zu Frankfurt war's, am Tag, und vor den Toren,  
unter dem Volk ein Zaubrer fand sich ein;  
der griff entschlossen nach des Spiels Figuren,  
da schwand die Schau, als wär' sie Dunst und Schein.  
Gemächlich erst, und in den alten Spuren,  
haucht er den Sinn des Lebens ihnen ein:  
er zaubert fort, versenkt sie in das Mystische,  
sie wachsen ihm hinaus, ins Überirdische.

Und mit dem letzten Spruch von hinnen reist er,  
der Rätselbau zeigt jegliche Gestalt;  
von allen Seiten zieht er an die Geister,  
er ist die Form für jeglichen Gehalt.  
Doch was vermöcht', gen Zaubrer, ein Meister!  
Des Menschen Lied am Göttlichen verschallt:  
also belehrt erkannt' ich meine Ziele  
und wandte mich zurück — zum Puppenspiele.

Besah mir nah die köstlichen Gebilder,  
 die waren schöner jetzt, durch höheres Alter;  
 ich firnißte, ich handte als Vergülde —  
 (es wirkt die Zeit nicht minder als Zerspalter)  
 ich schärfte Eines, Andres strich ich milder,  
 und aus der Larve flog herauf ein Falter:  
 aus dem Geschehnis flocht ich neue Maschen,  
 und das Vergessne wird euch überraschen.

So stellt mein Spiel sich wohl lebendig dar,  
 doch bleibt sein Puppenursprung offenbar.

•

PERSONEN:

|                                              |                          |
|----------------------------------------------|--------------------------|
| Doktor Faust                                 |                          |
| Wagner, sein Famulus, dann Rector magnificus |                          |
| Gretchens Bruder, Soldat                     |                          |
| Ein Leutnant                                 |                          |
| Der Herzog von Parma                         |                          |
| Der Zeremonienmeister                        |                          |
| Drei Studenten aus Krakau                    |                          |
| Jurist                                       | } Wittenberger Studenten |
| Theologe                                     |                          |
| Naturgelehrter                               |                          |
| Stimme                                       | } Mephistopheles         |
| Ein schwarzgekleideter Mann                  |                          |
| Mönch                                        |                          |
| Herold                                       |                          |
| Hofkaplan                                    |                          |
| Kurier                                       |                          |
| Nachtwächter                                 |                          |
| Die Herzogin von Parma                       |                          |
| Helena                                       |                          |

Massen:

Chor von Kirchgängern, Stimmen der Geister, Soldaten, Hofleute, katholische und lutherische Studenten.

Erscheinungen:

Salomo und die Königin von Saba; Samson und Dalila; Salome, Johannes, Scharfrichter, Eine Bettlerin. Gretchens Bruder. Helena. Ein nackter Jüngling.

•

## Symphonia: Ostervesper und Frühlingskeimen

## VORSPIEL I

## Wittenberg

Vormittags. Studierzimmer. Hoher gotischer Raum, halb Bibliothek und halb alchemistische Küche, der sich in undeutliche Tiefe verliert, etwas verwittert. Faust am Herde, mit der Beobachtung eines werdenden chemischen Vorganges beschäftigt, und völlig hierin vertieft. Nach kurzer Stille tritt sein Famulus Wagner zögernd ein.

Wagner: Euerer Magnifizienz Verzeihung . . . (Pause.) Euerer Magnifizienz Verzeihung: Allein, es melden sich drei Studenten, die wollen ein Buch überreichen —

Faust: Wagner, wahrhaftig! ich mag so nicht weiter. Das Leben rollt rascher und — nicht mehr aufwärts. Nicht darf ich so breite Zeit an andere wenden. Und dem hilft doch kein Rat, der sich nicht selber besinnt! — Macht mich bei ihnen entschuldigt.

Wagner: Euerer Magnifizienz Verzeihung. Es ist keine Arbeit diesmal, die man von Ihnen heischt. Das Buch mag sein eine seltene Handschrift, denn es trägt einen sonderlichen Titel: Clavis Astartis Magica . . .

Faust (auf das höchste überrascht): Clavis Astartis — ? Irrt Ihr Euch nicht? Wollt Ihr gar mich nasführen? Fangt Ihr Grillen? Seht Ihr Geister?

Wagner: Nein, nein, ich kann Euere Magnifizienz versichern.

Faust: Also, laßt die Studenten ein.

Wagner (ab).

Faust (allein): Faust, nun erfüllt sich dein Augenblick! Die Zaubermacht in deine Hand gegeben, die ungeheueren Zeichen mir erschlossen, heimliche Gewalten mir geknechtet, und ich kann — ja, ich kann — o ihr Menschen, die ihr mich gepeinigt, hütet euch vor Faust! In seine Hand die Macht gegeben, heimliche Gewalt ihm zu Gebot, er wird euch zwingen, euch bezwingen. Wehe, wehe über euch! (Er läßt den Kopf sinken.) . . . wenn Wagner dennoch irrte . . . vielleicht zum Heile . . . ? (Er seufzt tief auf.)

Wagner (tritt ein): Euere Magnifizienz, die Studenten sind hier.

Faust (gefaßt): Sie sollen kommen.

(Es treten auf drei schwarzgekleidete Studenten.)

Faust: Wer seid ihr?

Die Drei: Studenten aus Krakau.

Faust: O mein altes, mein teures Krakau! Eure Gestalten rufen die Jugend mir zurück. Träume, Pläne! Wieviel hab ich gehofft! — Seid willkommen, und was führt euch zu mir?

Der Erste: Dieses Buch leg ich in Euere Hand.

Der Zweite: Von mir erhaltet Ihr den Schlüssel.

Der Dritte: Diese Briefschaft macht es zu Euerem Eigentum.



Faust: Wie kommt ein solches Geschenk mir zu?  
 Die Drei: Du bist der Meister.  
 Faust: Also darf ich es eignen?  
 Die Drei: Es ist deines.  
 Faust: Und wie soll ich euch dieses vergelten?  
 Die Drei: Später. Leb wohl, Faust.  
 Faust: Verweilet, bleibt meine Gäste.  
 Die Drei: Leb wohl, Faust.  
 Faust: So saget, daß ich euch wiedersehe.  
 Die Drei: Vielleicht. Leb wohl, Faust. (Sie gehen ab.)  
 Faust (sieht ihnen kopfschüttelnd nach): Sonderlinge!  
 Wagner (tritt wieder ein).  
 Faust: Habt Ihr den Studenten begegnet? Und wollt Ihr nicht sie geleiten?  
 Wagner: Euere Magnifizienz, ich begegnete keinem.  
 Faust: Soeben gingen sie.  
 Wagner: Ich sah niemanden.  
 Faust: Ihr habt sie versäumt. (Plötzlich und für sich.) Nun weiß ich, *wer* sie gewesen.  
 (Der Metallbrei auf dem Herd überkocht mit lautem Geprassel. Wagner eilt geschäftig hinzu. Ein schwarzer Zwischenvorhang schließt sich.)

\*

## VORSPIEL II.

Der nämliche Raum um die Mitternacht.

Faust: Die Sanduhr zeigt die Mitternacht: ich darf beginnen. Rätselvolles Geschenk, nun sollst du dich bewähren. (Entschließt sich und schlägt das Buch des Astartis auf.) So wäre dies die erste Handlung. (Er löst seinen Gürtel und bildet mit ihm einen Kreis auf dem Boden; tritt in den Kreis, den Schlüssel in der Hand.) Luzifer! Luzifer! Gefallener Engel, du, der Stolzeste, herbei! (Er hebt den Schlüssel, der erstrahlt. Fahlgrünes Leuchten durchtanzt den Raum.) Luzifer! Hierher zu mir! (Der Schlüssel erstrahlt mehr und mehr, eine sichtliche Erregung überfällt Faust.)

Unsichtbarer Chor (aus der Tiefe): Dein Begehrt?

Faust: Entsende mir deine Diener.

Chor: Du willst?

Faust: Ich will.

Chor: Du beharrst?

Faust: Ja, ich will.

Chor: Sie kommen!

(Die Studierlampe und der Schlüssel erlöschen. Sieben Zungenflammen schweben im Raum. Drückende Stille.)

Faust: Was tat ich! Wie konnt es alsobald gelingen? Darf ich mich weiter wagen? Ich sollte sie befragen, doch es ekelt mich davor, schon ihre Stimmen könnten mich töten.

Chor: Frage, immerhin.

Faust: Wohlan. So sprich du Erster zur Linken: gib deinen Namen.

Erste Stimme: Gravis.

Faust: Gravis, sag an, wie sehr du geschwind bist.

Erste Stimme: Wie der Sand in dem Uhrglas.

Faust (höhnisch): Wie der Sand in dem Uhrglas? (Heftig.) Hinweg, kriechendes Wesen. Verlösche. (Die erste Flamme erlischt.)

Faust (für sich): Sie gehorchen. (Laut.) Der Zweite! Welcher bist du?

Zweite Stimme: Levis. Ich bin geschwind, wie das fallende Laub.

Faust: Der Mensch fällt hurtiger, als du: verschwinde. (Die zweite Flamme erlischt.)

Faust (bereits sicherer): Gib Rede, Dritter, gleich den andern.

Dritte Stimme: Ich bin Asmodus. Ich eile wie der Bach, der sich vom Felsen stürzt.

Faust: Träger Geist, du eilst mir nicht voraus: entfliehe. (Die dritte Flamme erlischt.)

Faust: Mittleres Licht, sprich du.

Vierte Stimme: Hier schwebt Astaroth. Er durchfliegt den Raum, dem Adler gleich; über höchste Berge, über tiefste Meere, ungehindert.

Faust: Ein Prahler bist du. Nicht mehr als ein Vogel. Fort mit dir. (Die vierte Flamme erlischt.)

Faust (für sich): Mein Hoffen sinkt, ob auch mein Mut sich hebt. (Laut.) Offenbare dich, Fünfter.

Fünfte Stimme: Ich bin Fürst Belzebuth.

Chor: Belzebuth.

Fünfte Stimme: Ich schnelle wie die Kugel aus dem Rohre; genügt's dir?

Chor: Genügt's dir?

Faust: Nein. Ein Spottfürst! Ist die Flinte nicht etwa Menschenwerk? Ist des Menschen Wunsch, ist denn nicht sein Traum, höherzielend, weitertragend? Wie könntest du mir, Faust, genügen? Entweiche. (Die fünfte Flamme erlischt.)

Faust (gespannter): — und du, und du Zweitletzter, nenn' dich, bezeichne dich, Sechster!

Sechste Stimme: Schaue hier, Megäros —

Chor: Schaue hier, Megäros.

Sechste Stimme: — wie der Sturm behende.

Faust: Das klingt nach Etwas, doch es erschöpft nicht. Ich blase, Sturm, dich aus: verwehe. (Die sechste Flamme erlischt.)

F a u s t (tritt aus dem Kreise): Ein einzelner blieb. Ich zögere, die letzte Hoffnung zu zerstören; mir bangt vor der ekelen Leere, die folgen muß. So wäre dies der ganze Höllenprunk! Wie steht doch eines Menschen Geist darüber. In ihm ist des Gottes Hauch. Wie ich euch verachte, die ihr hier gedämmert, und nun dunkelt, ihr Dünkelhaften. Ich kehre mich ab von euch. —

Sie b e n t e S t i m m e: Faust!

F a u s t: Wie hell flackert das Licht. Ist es von ihm aus, daß die Stimme ruft? Wirst auch nicht mehr vermögen, als die anderen, du lichtere Flamme. Ich mag nichts erfahren von dir.

Sie b e n t e S t i m m e: Faust!

F a u s t: Noch einmal? Und dringender? So will ich's noch mit dir aufnehmen, und du magst reden, doch ich höre dich kaum.

Sie b e n t e S t i m m e: Faust, ich bin so schnell, als wie des Menschen Gedanke.

F a u s t (betroffen): Als wie des Menschen Gedanke! Was will ich mehr? Konnt' ich soviel erhoffen? Als, daß die Erfüllung mit dem Wunsche schreite; als, daß die Tat zugleich ins Leben trete mit der Absicht! Dein Name?

Sie b e n t e S t i m m e: Mephistopheles.

F a u s t: So zeige dich in greifbarer Gestalt.

(Mephistopheles tritt unbemerkt herein und verbleibt in serviler Haltung. Er trägt ein anliegendes schwarzes Gewand. Faust, der noch die Flamme anstarrte, erblickt ihn unerwartet und unterdrückt eine Regung des Widerwillens.)

F a u s t (rauh): Willst du mir dienen?

M e p h i s t o p h e l e s: Frägt sich, in welcher Weise?

F a u s t: Beschaffe mir für meines Lebens Rest die unbedingte Erfüllung jeden Wunsches, hernach — jetzt fordere du.

M e p h i s t o p h e l e s: Hernach dienest du mir, fortan.

F a u s t: Dir dienen? In aller Zeiten Ewigkeit? Ich — *kann* nicht. Mache dich fort.

M e p h i s t o p h e l e s: Höre, Faust. Draußen stehen die Gläubiger zuhauf: Du hast sie betrogen. Über dein Gretchen hast du Unglück gebracht: ihr Bruder trachtet dir nach dem Leben. Die Pfaffen sind hinter dir her: sie wittern, daß du mit unsereiner gemeine Sache machst. Sie sind nicht unrecht: der Scheiterhaufen wartet deiner. Ich gebe dir Reichtum und Macht, Liebesfreuden und Ruhm; die Herrlichkeiten der Erde sind dir offen: wähle.

F a u s t: Schlau wußtest du die Schlingen zu legen.

M e p h i s t o p h e l e s: Schlag ein.

F a u s t: Nein. Weit von mir. Ich will nichts mit dir zu teilen haben.

(Man klopft gebieterisch an die Tür.)

M e p h i s t o p h e l e s: Deine Schergen stehn dahinter. Ein Wort von dir und sie sind unschädlich.



Faust (willenlos): Töte sie.

Mephistopheles: Es ist geschehen. (Für sich.) Der erste Mord.

Faust (sinkt in einen Stuhl).

Mephistopheles: Willst du das Übrige abwarten?

Faust: Nein — ich gebe mich dir. Aber jetzt — verlaß mich.

Mephistopheles: Nur noch ein Geringes.

Faust: Fort, du Höllenhund, ich kann dich nicht ertragen.

Mephistopheles: Du mußt es lernen. (Er wartet.)

Faust (in schmerzhafter Anspannung): Was verlangst du noch?

Mephistopheles: Ein kurzes Schreiben, mit deinem Blut gezeichnet, rot auf weiß.

Faust: So gib her.

Mephistopheles: Brav.

Faust: Wo ist mein Wille, wo mein Stolz geblieben! Unseliger Faust, das Höllenwerk begann. (Er horcht.) Wie wird mir —!

(Osterchor. Glocken.)

Frauen: Et resurrexit tertia die — secundum scripturam. — Ascendit in coelum, — sedet ad dexteram Patris.

(Es wird Tag.)

Faust: Ostertag! Da ziehen die Guten zum Münster. O, Tag meiner Kindheit!

Männer: Et iterum venturus est — cum gloria judicare vivos, — vivos et mortuos.

Faust: Du, Faust, bist nun ein Toter. Ich werde gerichtet werden. Wer hilft mir?

(Ein Rabe fliegt herbei, eine Feder im Schnabel, die Mephistopheles ihm abnimmt.)

Mephistopheles: Ein Mann, Faust, du hast dein Wort zu halten. Vollziehe.

Faust (stärker und verzweifelter): Es gibt kein Erbarmen. Es gibt keine Seligkeit, keine Vergeltung. (Er sticht sich in die Ader. Zitternd, indem er Mephistopheles das unterzeichnete Blatt reicht.) Hier — nach Schwinden meiner Frist — es wird sich zeigen — vielleicht unterliegst noch du — bin ich — nicht dein Herr — (Er fällt ohnmächtig nieder.)

Mephistopheles (entreißt ihm das Blatt): Gefangen!

(Er versinkt.)

Chor der Männer und Frauen: Gloria! — Gloria in excelsis Deo — Et in terra pax — hominibus bonae voluntatis. — Hallelujah!

(Von dem Fenster her, und wie durch alle Ritzen, fluten Morgensonnenstrahlen in das Gewölbe herein.)

(Vorhang.)

\*

ZWISCHENSPIEL.

Uralte romanische Kapelle im Münster. Kahle graue Wände. Holzbänke. Ein Kruzifix. Orgelspiel vom Hauptschiffe her vernehmbar. Gretchens Bruder durchaus in Eisen gekleidet kniend im Gebet.

Gretchens Bruder: Du, der du nicht allein der Gott der Milde und der Gnade bist; zu Zeiten auch des Zornes und der Rache und der Schlachten, als der du mir bist vertrauter: erhöre mein Gebet! Ich hatte nichts auf der Welt, als mein Geschwister, nicht Eltern, noch Weib und nichts, das mir's ersetze. Man hat es mir genommen, hat es verdorben: laß du den Mann mich finden und laß ihm Recht geschehen. Herr, der Du nicht allein der Gott der Milde und der Gnade, erhöre mein Gebet! (Er versinkt in Gebet.)

(Faust und Mephistopheles am Eingang.)

Mephistopheles: Der Mann sinnt auf deinen Tod.

Faust: Räum' ihn aus dem Wege.

Mephistopheles: Auf deine Rechnung.

Faust: Nein, ich will meine Hände rein wahren! Such' ein Andres.

Mephistopheles: Wenn er dich jetzt erkennt, kein andrer Ausweg, als daß du selbst ihn tötest.

Faust: Find' einen andren.

(Der Soldat macht eine Bewegung.)

Mephistopheles: Aufgepaßt!

Faust (gequält) : Nicht ich, nicht ich —

Mephistopheles: Er oder du.

Faust: Er schleppt sein Leben in eitler Qual, ich bin ein Mann der Tat —

Mephistopheles: Einverstanden.

(Sie ziehen sich zurück.)

Gretchens Bruder: Den Mann, den Mann, den ich suche! Erbarmen! (Er versinkt in Gebet.)

(Mephistopheles als grauer Mönch tritt langsam auf und kniet Seite an Seite des Soldaten nieder.)

Mephistopheles: Möchtest du mir nicht beichten?

Gretchens Brudes: Ich habe nicht an Bösem was getan.

Mephistopheles: Aber du hast welches vor.

Gretchens Bruder: Ich habe vor, was Rechtens ist. Weißt du's, brauch ich zu beichten um so weniger.

Mephistopheles: Vielleicht wär's doch an der rechten Zeit!

Gretchens Bruder: Gott ist bei mir. Du bist mir lästig.

Mephistopheles: Wer weiß, deine Stunde ist nicht weit.

Gretchens Bruder: Teufelsmönch, zeig deine Fratze! Ich bin ein offener Mann.

Mephistopheles: Du wirst sie bald sehen.

Gretchens Bruder: Hervor damit!

Mephistopheles: Geduld, sieh lieber nach der Tür. Hurtig! Wehr dich!

(Entfernte Trommeln und Trompeten, die herannahen.)

Mephistopheles: Man rückt heran. Es sind ihrer sechs gegen Einen. Sticht dich nicht deine Rauflust? Meine Fratze? Da!

(Er streckt ihm die Zunge und schleicht in einen Beichtstuhl. Der Soldat zieht, entsetzt, seinen Degen und stellt sich mit dem Rücken gegen die Wand. Es dämmert tief. An der Tür zeigt sich der Leutnant, der eine Patrouille anführt.)

Leutnant: Dort! Seht ihn! Verkrochen in der Kirche, der unsern Hauptmann niederschlug von hinten: Gleiches mit Gleichem, haut den Mann zu Boden! Der Oberst wird's uns danken. (Sie kämpfen. Kurz darauf fällt der Soldat erschlagen.)

Mephistopheles (aus dem Beichtstuhl mit gereckten Armen): Hier? Am heiligen Ort? Ihr seid des Teufels! Mürbe für die Hölle! Im übrigen: gut gemacht, und meinen Segen.

Leutnant: Der Mönch ist toll. Laßt ihn laufen. (Die Soldaten ziehen ab.)

Mephistopheles: Möcht euch wohl nicht anders raten. Ziehen wir die Rechnung: vorerst, Kirchenschändung; Bruder Soldat, mit einem Mordplan, ab; der weise Faust ladet's auf sein Gewissen: drei Ratten in einer Falle. (Er versinkt.)

(Ein Strahl des Mondes senkt sich auf den am Boden hingestreckten Toten. Langsam fällt der Vorhang.)

\*

## HAUPTSPIEL.

### ERSTES BILD.

Der herzogliche Park zu Parma. Während des ersten Dialoges sammeln sich Herren und Damen, die beim Antritt Faust vollzählig anwesend stehn.

Zeremonienmeister (in Gala): Nach dieser Feste rauschend bunter Reihe — wagt ich noch kaum auf Größeres zu hoffen, — der Abend kündigt sich besonders an.

Herzog: Was ist denn Selt'nes eingetroffen?

Zeremonienmeister: Ein höchst gewandter Mann. — Kein andrer, als der Doktor Faust. (Zur Herzogin) Wenn Euch nicht etwa vor ihm graust.

Herzogin: Und weshalb grausen?

Zeremonienmeister: Hohe Frau, — der weise Doktor ist nicht recht geheuer, — ich fürchte fast, daß ich mir viel getrau. — Wenn Ihr befiehlt, will ich ihn präsentieren, — doch jede Verantwortung refüsieren.

Herzogin: Wir wollen's wagen.

Mephistopheles (als Herold auftauchend): Und dabei gewinnen. — Schönheit gefällt sich in Gefahrenspiel. — Drum, schönste Frau, Ihr waget nicht zu viel, — erlaubt Ihr meinem Herrn sich einzufinden.



Herzogin: Ich bin begierig —

Mephistopheles (für sich): So bist du nicht schlimmer, — als alle Frauen. Begierig sind sie immer. — (Laut) Hier ist er selbst.

Faust (tritt auf).

Chor (leise): Mit ihm das Wunderbare. — Wir werden staunen und erschauern. — Ringsum verborgene Geister lauern, — umranken trügerisch das Wahre. — Das Nächtliche zu Tage tritt — Wir bleiben stumm und zittern mit.

Chor der Frauen: Er sieht gebieterisch und schön — das Ungewohnte ist an ihm natürlich. — Sähe er nicht stolz, wir hielten ihn für zierlich, — er schüchtert uns, doch müssen wir ihn ansehen.

Herzogin: Er ist ein Fürst in Wesen und Gebärde, — noch niemals hat ein Mann so mich bestrickt —

Herzog: Mich dünkt, die Hölle hat ihn hergeschickt.

Mephistopheles: Der Wachthund bellt. Es blökt die Herde.

Herzog (kurz angebunden): Herr Doktor, seid an meinem Hof begrüßt, — und Dank, daß Ihr uns eure Kunst erschließt. — Ich hoff', daß Ihr die Fürstin nicht enttäuscht. — Mögt Ihr beginnen?

Herzogin: O, mein Herzog, lauscht.

(Eine flüsternde Musik erhebt sich allseits.)

Faust: Verzeiht, wenn ich zu eigen handle, — Tag ist dem Wunder abgewandt, Licht, sei verbannt, — in Nacht dich wandle, — Sterne herauf, — an Himmels Rand!

(Es wird sternklare Nacht. Die Umstehenden schreien gedämpft auf. Eine mächtige Laube hat sich zur Bühne umgewandelt.)

Faust: Was wünscht die schöne Herrin zu erschauen?

Herzogin: Hab ich zu wählen? (sie überlegt) Ob jene Fürsten — frühester Zeiten — besseren Anstand — trugen als jetzt? — Dieses zu schauen — möchte mir frommen, — lasset den König — Salomon kommen.

(Der König Salomon erscheint.)

Herzog: Ein würdiges Bild.

Zeremonienmeister: Gewiß, scharmant.

Herzogin: Doch gar zu streng. — War er nicht auch galant?

Faust: So Ihr es wünscht —

(Man erblickt Salomon auf den Knien vor der Königin von Saba.)

Herzogin: Wer ist die Schöne?

Herzog (stirnrunzelnd): Sie gleicht Euch sehr.

Zeremonienmeister: Ist es Helene?

Herzogin (für sich): Wohl gleicht sie mir und Faust dem mit der Krone.

Herzog (für sich): Das ist recht dreist, es wird beinah' zum Hohne.

Faust: Balkis war sie und Sabas Königin. — Den weisen Mann bezwang ihr weiser Sinn.

Chor: Seht hier und dort, — ein doppelt gleiches Paar. — Was hier gemeint — wird offenbar. — Das kecke Spiel — beschwört Gefahr.

Herzogin (nervös): Ein andres jetzt. Könnt Ihr den Wunsch erraten?  
 Faust: Wendet den schönen Blick zu diesen Schatten.  
 Herzogin: Samson, Dalila, stehn in Lieb umschlungen  
 Zeremonienmeister: Von dieser Frau Verrat ward viel gesungen.  
 Herzogin: Daß Liebe so mit Tücke sich verbände —!  
 Faust: Was man erzählt, gehört in die Legende.  
 Herzogin: Genug davon! Ein neues Bild. — Und gebet jetzt, wozu  
 Ihr selbst gewillt,  
 (Es erscheinen Salome, Johannes und der Scharfrichter mit erhobenem Schwerte. Letzterer  
 trägt die Züge des Herzogs.)  
 Faust: Auf einen Wink Salomes fällt das Schwert.  
 Herzogin (aufschreiend): Er darf nicht sterben!  
 Faust: Also, liebt Ihr mich.  
 (Bewegung, Gemurmelt.)  
 Herzogin: Ich — bin des Herzogs Frau...  
 Herzog (laut): Endet das Spiel!  
 Faust: Folge mir nach. — Ich führ' dich in die Unermeßlichkeit  
 der Welt.  
 Herzogin: Ich bin nicht frei — ich bin nicht ehrlos —  
 Faust: *Komm!*  
 Herzog (grimmig): Ergötzlich war die Schau. — Habt unsern Dank —  
 Ihr seid mein Gast am herzoglichen Tische.  
 (Er wendet Faust den Rücken und bietet der Herzogin den Arm. Allgemeiner Abgang.)  
 Mephistopheles: Folgt ihnen nicht!  
 Faust: Du sagst?  
 Mephistopheles: Verlaßt den Hof! Entflieht. Den Herzog habt  
 Ihr aufgereizt. Die Speisen sind vergiftet. Ich wag mich nicht hinein.  
 Der hohe Klerus sitzt, im Ornat, beim Mahle. Nützt den Augenblick.  
 Faust: Ich ziehe nicht allein.  
 Mephistopheles: Ich weiß. Das macht sich ganz wie von selbst.  
 Es liegt in *meinem* Plan: also geschieht's. Nun kommt.  
 (Sie gehen zugleich mit den letzten Gästen schnell ab. Leere Bühne.)  
 Herzogin (verschleiert und wie willenslos in der Richtung schreitend, in der  
 Faust gegangen): Er ruft mich — wie mit tausend Stimmen — er zieht  
 mich — wie mit tausend Armen — ich fühl', in Einem, tausend Augen-  
 blicke — und jeder Einzelne verkündet ihn — wer ich gewesen und was  
 ich vorstellte, ist mir entschwunden — seh nur einen Weg — den Weg zu  
 ihm — dem folg' ich — ja, ich komme — bei dir — bei dir — die Uner-  
 meßlichkeit — Faust — du, mein Faust —! (Die letz. er. Worte schon hinter  
 den Kulissen.)  
 (Plötzlicher Tag.)  
 Der Herzog (heimlich und aufgeregt, von Mephistopheles, der als Hofkaplan  
 erscheint, geführt): Was Wichtiges sagtet Ihr? Was ist's, mein Vater?  
 Mephistopheles: Ergebt Euch, Fürst, die Herzogin entkam.

Herzog: Mit — ihm?

Mephistopheles (nickt).

Herzog: Man setze ihnen nach.

Mephistopheles: Wo nach? Ins Blaue? Mit diesen beiden Augen sah ich sie auf Flügelrossen durch die Lüfte treiben. (Er nickt wieder.) Am klügsten wär's, man hielte reinen Mund.

Herzog (bekreuzigt sich und kniet nieder).

Mephistopheles: Die Macht des . . . Bösen ist nicht unterschätzbar — Ich rate, Sohn, schaut Euch nach Neuem um. Mit sicheren Waffen zieht Ferraras Herzog gen Euer Land; um dessen Schwester werbt. So läuft's in Güte ab.

Herzog (aufstehend): Der Himmel sandt' Euch diesen Gedanken.

Mephistopheles: Das ist sehr wahrscheinlich. (für sich) Der Staat Venedig schluckt sie bald selbender, beim Rat der Drei weiß ich mich wohl gelitten, und hoffe diese Kleinigkeit zu fördern. (zum Herzog) Mein Sohn, fasse Vertrauen.

(Der Herzog küßt Mephistopheles die Hand. Mephistopheles erhebt die Rechte wie zu segnender Gebärde, aber die Hand spreizt sich zur Kralle. Vorhang.)

## ZWEITES BILD

(Gaststube in Wittenberg. Faust und Studenten.)

Erster Student: — Daß ihr doch Platos Lehre recht begreift, den Teller hier mach ich zu Scherben, seht, — doch der Begriff des Tellers bleibt intakt. (Er zerbricht einen Teller.)

Zweiter: Doch der ist hin, dein Witz kann ihn nicht kitten.

Erster: Dank' Gott, wenn deiner noch zusammen hält.

Theologe: Dagegen eifern unsre Kirchenväter, — was Gott geschaffen, gilt als unzerstörbar, — doch jedes Menschen Bau zerfällt in Nichts.

Vierter: Beim nächsten Gang prügl' ich dich windelweich, lediglich um festzustellen, ob du von Gott geschaffen bist, oder gemeinhin von dem Herrn Küster, deinem Vater.

Jurist. Nach dem Gesetz ist Eigentum geschützt. (Zum Ersten gewandt) Mit deinem Tellerbrechen bist du strafbar.

Erster: Das war doch eine rein platonische Handlung.

Naturgelehrter: Alles zerfällt, doch bildet es sich neu, — geht über in verschied'ne Form und Gattung.

Ein anderer: Als wie dein lust'ger abendlicher Affe — zum melancholschen Morgenkater wird.

Erster: Der Meister spreche.

Mehrere: Ja, der Meister spreche.

Faust: Nichts ist bewiesen und nichts ist beweisbar. — Bei jeder Lehre hab ich neu geirrt. — Gewiß ist, daß wir kommen um zu gehen:



— was zwischen liegt, ist das, was uns betrifft. — Drum weis' ich auf  
des großen Protestanten lebend'gen Spruch —

Erster: Den Spruch eines Abtrünnigen —

Zweiter: Eines Helden und Heiligen —

Dritter: Eines Prahlers —

Vierter: Ich seh' ihn ganz als einen neuen Heiland, einen aufrechten  
deutschen Mann —

Erster: Der erste Heiland war doch gar kein Deutscher —

Zweiter: Ihr Päpstlichen bleibt doch die ärgsten Ketzer —

Dritter: Säßt ihr in Spanien, wärt ihr längst verbrannt —

Zweiter: Und ihr seid ausgebrannt, ein Haufen Asche —

Erster: Zum Teufel, ihr —

Zweiter: Und ihr zur tiefsten Hölle —

Faust (mahnend): Freunde, so viel ich entnehme, ihr seid über Teufel  
und Hölle einer Meinung. Der Spruch, auf den ich wies, wird euch ver-  
söhnen. Er sagt, daß Wein und Frauen, Kunst und Liebe zu den vernünft'gen Dingen sind zu rechnen.

Einige: Ein Hoch den Frauen!

Anderere: Doktor Martin lebe!

Anderere: Samt Hölle und Teufel.

Katholiken (anstimmend): Te, Deum, laudamus, — qui fecisti  
vinum, — Te, Dominum, glorificamus, — qui feminam creavisti. — Dum  
puellas adoramus, — te eiscum exultamus. — Circulate pocula in sæculorum  
sæcula.

Lutheraner (springen auf): „Ein' feste Burg ist unser Gott, — ein'  
gute Wehr und Waffen, — er hilft uns frei aus aller Not, — die uns jetzt  
hat betroffen“ u. s. w.

(Die beiden Sangweisen kreuzen sich und spitzen sich zu einem bacchantischen Lied  
zu, das mit allgemeinem Trinken abbricht. — Nachdem der Sturm sich gelegt hat:)

Ein Student: Ihr Doktor, weit gereist, erfahren, — müsset den  
Frauen viel begegnet sein. — Möchtet Ihr nicht ein Weniges verraten?

Faust (wird nachdenklich).

Einige: Wie die Erinn'ung sichtbar ihn ergreift.

Anderere: Er sieht nicht glücklich aus.

Anderere: Wie Einer, der Vergangenes wiederkaut.

Faust (der die letzten Worte aufgegriffen): Nur der blickt heiter, der nach  
vorwärts schaut. (Wieder nachdenklich.) Von allen Frau'n, die mich geliebt,  
die Schönste, war eine Herzogin aus welschem Lande —

Einige: Hört, eine Fürstin —

Anderere: Gar eine Französin —

Faust: An ihrem Hochzeitstag gab sie sich mir.

Einer: Ihr habt sie wohl verzaubert.

F a u s t: Wenn Wohlgestalt und Geist und Mannheit zaubern, so hab' ich sie behext in aller Form.

E i n e r: Ist's lange her?

F a u s t: Wohl kaum ein Jahr, doch ferne liegt's hinter mir. Die Spur hab' ich verloren. Ob sie noch meiner denkt —?

M e p h i s t o p h e l e s (als bestaubter Kurier): Laßt euch nicht stören. Zu melden hab' ich: Die Herzogin von Parma ward begraben, dies schickt sie Euch als letztes Angedenken.

(Er wirft Fausten ein totes neugeborenes Kind vor die Füße.)

A l l e: Entsetzlich — wer ist der Mann? — Verdächtiger Geselle — wohl ein gedungener Helfer — ein Verbrecher — ein Mörder ist's —

(Sie wollen Mephistopheles zu Leibe.)

M e p h i s t o p h e l e s: Gemach, ihr Herr'n, den Boten — trifft keine Schuld. Ich selber leide, — daß ich mit nichts Gefälligerem kann aufwarten. — Nehmt's nicht zu tragisch. Seht genauer hin. — Ein Püppchen ist's aus Stroh — (Er holt von der Stelle, wo das Kind lag, ein Strohbündel hervor.) und nicht einmal recht täuschend nachgeahmt. — Und zur Ergötzung wollen wir's verbrennen, — auf daß der böse Schreck sei ausgetilgt. — (Er zündet das Bündel an, worauf er sich ernster zu Faust wendet.) Also verbrenn' ich, — was ist gewesen; — ein Schöneres soll dir — zum Trost erstehn —

F a u s t: Was gaukelst du mir vor?

M e p h i s t o p h e l e s: Hab' erst Geduld. Sie schreitet aus entleg'nen Zeiten — und schleppt nach sich das Schicksal zweier Völker, — maßlos an Schönheit, unerschöpft an Liebe, — an Jugend unvergänglich, Helena.

(Die Flamme steigt höher.)

F a u s t: Helenen sollt' ich schauen?

M e p h i s t o p h e l e s: Und sie halten.

F a u s t: Ein Trugbild.

M e p h i s t o p h e l e s: Nein, sie selbst.

F a u s t (für sich): Er spricht nicht wahr.

M e p h i s t o p h e l e s: Ducke dich, Flamme. — Rauchsäule, steige. — Nimm an Gestalt. (Die Rauchsäule ballt sich zu menschlichen Umrissen.)

F a u s t: Mich durchschauert — Vollkommenheitsgewalt. — Werd' ich's ertragen?

M e p h i s t o p h e l e s: Sieh, wie die Laffen sich seitwärts schlagen.

(Die Studenten schleichen fort.)

M e p h i s t o p h e l e s: Der Akt vollzieht sich. — Die Luft ist rein. — Ein Dritter müßte stören. — Ich laß Euch drum allein, — hoff' noch davon zu hören. (Er geht ab.)

F a u s t (allein): Traum der Jugend, Ziel des Weisen — Reinster Schönheit — Bildvollendung — dich zu üben — dich zu preisen —



dich zu lehren — war mir Sendung — Unerkannte — Unerreichte — Unerfüllte — tritt hervor! — Was ich sehnte — was ich wähnte — höchsten Wunsches — Rätselform.

(Ein vollkommen schönes, junges Weib, in durchsichtigem Schleier, im übrigen nackt, steht unbeweglich.)

Faust: Ich schaue dich! Und nun werd' ich dich halten. — Nur Faust berührte je das Ideal. — Du weichst — entrinnst — kannst du dich vielgestalten? — Ich greife dich — und wieder nicht — o Qual! (Faust nähert sich der Gestalt. Sie entweicht und führt, solches wiederholend, einen gemessenen Tanz aus. Faust folgt, nach ihren Bewegungen. Als er sie, endlich, zu halten wähnt, zerfließt die Gestalt in Nichts.) Endlich — zu mir! . . . Ach, abermals betrogen. — Entschwunden nun für immer! (Pause.) Der Mensch ist dem Vollkomm'nen nicht gewachsen. — Er strebe denn nach seinem eignen Maße — und streue Gutes aus, wie's ihm gegeben. — Ich, weiser Narr, ich Säumer, ich Verschwender, — nichts ist getan und Alles zu beginnen: — der Kindheit fühl' ich wieder mich genähert. (Pause.) Weithin schaut aus mein Blick: junges Gelände, — dort unbebaute Hügel, die anschwellend, — zu neuem Aufstieg führen. Wie verheißend lächelt das Leben.

(Als er sich umblickt, gewahrt er, schemenhaft umrissen, drei Gestalten.)

Faust (für sich): Naht das Verhängnis? (laut) Wollt ihr euch nicht nennen?

Die Drei: Studenten aus Krakau.

Faust: Ihr seid's. Und welcher ist heute euer Wunsch?

Erster: Das Buch zurückzufordern.

Zweiter: Den Schlüssel.

Dritter: Mir die Briefschaft.

Faust: Ihr fordert vergeblich. Ich vernichtete sie.

Die Drei (starr): Faust, deine Frist ist um. Zu dieser Mitternacht bist du vergangen.

Faust (aufrecht): Ihr meint vielmehr: zu dieser Mitternacht werd' ich vollenden. — Doch hierzu bedarf ich Eurer nicht. — Ihr seid entlassen.

(Mit weltmännisch-gebieterischer Gebärde weist er die Drei hinaus, die in Dunst aufgehen.)

Faust: Frei liegt der Weg. Willkommen, — du meines Abends letzter Gang.

(Vorhang.)

#### LETZTES BILD.

(Verschneite Straße in Wittenberg. Links einer der Eingänge zum Münster. Um die Ecke, an der nämlichen Mauer, ein lebensgroßes Kruzifix mit Kniestufe davor. Es ist Nacht. Man hört in der Entfernung das Horn des Nachtwächters. Gleich darauf)

Des Nachtwächters Stimme: Ihr Männer und Frauen, laßt euch sagen, — die Glocke hat zehn geschlagen — Zehn geschlagen. — Bewahrt



das Feuer, bewahrt das Licht, — daß kein Schaden der Stadt geschieht. — Zehn ist die Glock'.

(Es treten, nacheinander, einzelne Gruppen von Studenten auf, die vor dem Eingange des Hauses, das rechts dargestellt erscheint, sich aufstellen und versammeln. Zuletzt Wagner, ehemaliger Famulus, jetzt Rector Magnificus, umgeben von seinen Vertrauten.)

Erster Student: Die Antrittsrede Euerer Magnifizienz war unvergleichlich —

Zweiter Student: Meisterlich —

Dritter Student: Cum perfectione —

Alle (akklamierend): Gratulor, — Doctor Christophorus Wagnerus, — Rector Magnificus!

Wagner: Qualis orator, talis oratio. — Ich war wahrlich darauf nicht gefaßt.

Mehrere: Euere Magnifizienz hätten Ihr hohes Amt nicht glänzender antreten können.

Einer: Endlich der eines Faustens würdiger Erbfolger.

Wagner: Je nun, der Faust war mehr von einem Phantasten; als Gelehrter nicht eigentlich vollwichtig, und, gnade uns Gott, sein Wandel war anstößig. Genug: ich bin das Feiern nicht gewohnt — die späte Stunde — die gewaltige Arbeit — kurzum, ihr Herren, gute Nacht.

(Er zieht sich in das Haus zurück.)

Studenten: Euerer Magnifizienz wohl zu ruhen. (Sie stimmen an) Wenn das Wissen mit der Tugend, — Würde sich dem Manne paart, — dann ergreift unsere Jugend — Ehrfurcht vor dem langen Bart. — Hut ab vor dem alten Haus, — ihm gebühret summa laus. — Euerer Magnifizienz — untertänigste Reverenz.

Stimme des Nachtwächters: Ihr Männer und Frauen, laßt euch sagen, — die Glocke hat elf geschlagen. — Bewahrt das Haus, bewahrt die Ehr', — daß der Nachbar nicht sich beschwer'. Elf ist die Glock'.

Studenten: Wenn die Schöne mit der Tugend, — Anmut sich dem Mädchen eint, — dann ergreift unsere Jugend — —

(Der Nachtwächter erscheint; die Studenten flüchten wie Knaben um die nächste Ecke.)

Einige: — — die Flucht.

Andere: Fugam.

Alle: Fugam, die Flucht. (Man hört die Studenten draußen zu Ende singen.) Wenn die Schöne mit der Tugend, — Anmut sich dem Mädchen eint, — dann ergreift unsere Jugend — etwas, das am hellsten scheint. — Würde schreitet hölzern-alt, — Weisheit fühlt sich an so kalt. — Vor des Weib's Magnifizienz — allertiefste Reverenz.

(Faust tritt auf. Man erblickt auf den Eingangsstufen des Hauses eine bisher unbemerkt gebliebene Bettlerin, einen Säugling im Arm.)

Faust: Das Haus ist mir bekannt, es war das meine. Weiß auch, wessen das Lichtchen ist, das glimmt dahinter. Da sitzt du, Pedant, auf

meinem Stuhl, und wähnst dich sitzend höher als ich saß. Quälendes Herz, du kennst keine Vernunft. Die Mutter lehrte mich, ein gutes Werk bringt Heilung dem, der's tut. (Zur Bettlerin) Du ärmstes Weib, nicht elender als ich, mein letztes Gut sei dein. (Die Bettlerin erhebt sich und streckt Faust das Kind entgegen. Er erkennt in ihr die Herzogin.) Ah!! Die Toten leben fort.

Bettlerin: Nimm, nimm das Kind, — zum dritten Male — schenk' ich es dir. — Noch ist es Zeit — — noch ist es Zeit, vollende — vollende du vor Mitternacht das Werk.

(Faust empfängt das Kind, die Bettlerin schwindet.)

Faust: Meine bösen Geister treiben ihr Spiel. Ein Höherer soll euch bannen. Nun stehe, Gott, mir bei.

Er wendet sich zur Kirchentüre, um einzudringen. Gretchens Bruder, geharnischt, tritt stumm aus derselben.)

Faust: Auch du! — Laß mich hinein, ich hab' zu beten.

(Der Geharnischte streckt das Schwert entgegen.)

Faust: Zergehe, Höllenspuk, noch bin ich Herr.

(Der Geist schwindet. Faust, das Kind im Arme, schleppt sich zur Stufe des Kruzifixes, wo er mit gesenktem Haupte verweilt.)

Faust: Ach, beten, beten! Wo die Worte finden? Sie tanzen durch's Gehirn wie Zauberformeln. — — Gib mir das gute Wort, gib du's mir ein; ich will wie ehemals zu dir aufschauen.

(Er richtet den Kopf auf. Der Nachtwächter, von hinten herangeschlichen, hebt seine Laterne. In ihrer Beleuchtung verwandelt sich der Gekreuzigte in Helena.)

Faust: Verdammnis! Gibt's keine Gnade? Bist du unversöhnbar?

(Der Nachtwächter entfernt sich, Faust reckt sich neugekräftigt auf.)

Faust: So sei das Werk vollendet, — euch zum Trotze, — euch allen, — die ihr euch gut preist, — die wir nennen böse, — die ihr, — um eurer alten Zwistigkeiten willen. — Menschen nehmet zum Vorwand — und auf sie ladet — die Folgen eures Zankes. — An dieser hohen Einsicht meiner Reife — bricht sich nun euere Bosheit, — und in der mir errungenen Freiheit — erlischt Gott und Teufel zugleich.

— — — — —  
Hilf, Sehnsucht, — Urzeugin, — zwingende, — erfüllende Kraft, — dich ruf' ich an zu höchstem Tun.

(Er legt das tote Kind auf den Boden, deckt es mit seinem Mantel, löst den Gürtel, tritt in den Kreis.)

Faust (beschwörend, verzückt): Blut meines Blutes, — Glied meines Gliedes, — Ungeweckter, — Geistig-reiner, — noch außerhalb aller Kreise, — und mir in diesem — innigst verwandt, — dir vermach ich mein Leben: — es schreite — von der erdeingebissenen Wurzel — meiner scheidenden Zeit — in die luftig knospende Blüte — deines werdenden

Seins. — So wirk' ich weiter in dir — und du zeuge fort — und grabe tiefer und tiefer — die Spur meines Wesens — bis an das Ende des Triebes. — Was ich verbaute, — richte du grade, — was ich versäumte, — schöpfe du nach; — so stell' ich mich — über die Regel, — umfasse in Einem — die Epochen — und vermenge mich — den letzten Geschlechtern: — ich, Faust, — ein ewiger Wille. (Er stirbt.)

Stimme des Nachtwächters: Ihr Männer und Frauen, laßt euch sagen, — das Wetter hat umgeschlagen, — der Frost kündet sich an, — die Glocke schlägt die Mitternacht.

(Während dieser Strophe ist an der Stelle, wo das tote Kind lag, ein nackter, halb-wüchsiger Jüngling aufgestiegen, einen blühenden Zweig in der Rechten. Mit erhobenen Armen schreitet er über den Schnee in die Nacht und in die Stadt hinein. Der Nachtwächter [Mephistopheles] erscheint, leuchtet mit der Laterne über den dahingestreckten Faust.)

Mephistopheles: Sollte dieser Mann verunglückt sein?

(Er ladet Faust auf seine Schultern und zieht langsam ab. Vorhang.)

Finis.



*Hermann Hesse:*  
HERBSTABEND 1918

In der Ulme rauscht Nacht,  
Der Garten lacht voll Gespenster,  
Ich habe mein klirrendes Fenster  
Und mein Herz wieder zugemacht.  
Scherben erblitzen scharf und kühl,  
Wind aufbrausend vom Westen  
Löscht mir das Licht und weckt in den Ästen  
Tiefe Seufzer und feuchtes Gewühl.  
Ach, was sollen wir hier auf Erden,  
Dichter und Kinder und Narren sind fremd in der Welt —  
Laßt uns Beamte und Professoren werden,  
Oder verrückt, oder wilde Tiere im Feld!  
Laßt uns Wein aus schwankenden Flaschen schenken,  
Schmeißt die Würde zum splitternden Fenster hinaus,  
Nur nicht ewig das alte Elend denken!  
— Und da kommt aus der Ulme der Mond heraus,  
Mond von damals, Mond der seligen Nächte,  
Weinend seh' ich zu dir empor,  
Sinnbild aller mütterlich-göttlichen Mächte,  
Alles Guten und Lieben, das ich verlor!  
O zu dir ist mein Herz noch voller Vertrauen,  
Du allein betrogst und belogest mich nicht,  
Dir ins alte kühle Auge zu schauen  
Ist noch immer Musik und tröstendes Licht.  
Bald kommt die Zeit,  
Da scheinst du auf unser kleines Grab,  
Blätter sinken und müde Sterne herab,  
Und es windet und schneit,  
Und alle diese Angst und Pein  
Wird weit, wird weit  
Und endlich tot und ganz vergessen sein.

*Alfred Wolfenstein:*

## ÜBER ALLEN ZAUBERN

Das dicke kleine Buch trieb das Auge des Lernenden im Zickzack hinab — und hinauf in die neue fremde Seite. Aber er machte plötzlich ein Ende — sprang träumend hoch hinaus wie durch die Dachluke ein Verbrecher — über die schwindlige Höhe hetzte die Verfolgung aller Wirklichkeit hinter ihm her, Hunde piffen über die Gipfel der Schornsteine, er sprang durch die Luft, aber das Gesetzbuch in seiner Hand lehrte laut immer weiter —

Franz schüttelte sich und schlug mit den Knöcheln auf die Blätter, er sah wieder hinein, — es ging nicht. Diese Sätze packten ihn nicht. Diese hackenden Sätze wollten gepackt sein — Er aber dachte bei ihnen nur — an seine Gedanken — er fühlte sich leidenschaftlich durch die Welt sausend — bewußt und teilnahmslos im Stuhle sitzen und die Wanduhr laut wie sein Herz klopfen. Seine Handflächen wurden so trocken, daß es ihn quälte, unaufhörlich hineinzuhauchen.

Aber dennoch —: Wüstel schrie er und starrte das Buch an, ich will, ich will über dich herrschen —! Du ziehst durch mein Gehirn — und bleibst gesiebter Sand darin — ich will dich — muß dich — Fast Tränen in den Augen lehnte er sich zurück, warf sich wieder vor, die Stirn in der Hand, und stieß mit dem Ellenbogen auf den Tisch. O — selbst wenn er weiterkommt, lernt er nur Verzweiflung, denn nicht sein Verstand, sondern sein Gefühl stellt sich ihm entgegen, die unausrottbare Form seiner Kindheit. Er ist weich, er ist menschenfreundlich, er ist unsicher, sehnsüchtig, er ist aus einer kleinen Stadt. Darum bezwingt er dies Reich der Macht nicht, das Gesetzbuch kommt aus der großen Stadt —

Er starrte in die Luft — gespenstische Fäden schlängelten sich vor seinen Augen. Paragraphen verwickelten sich, — Über dem Buche kämpften die langen Geister des Rechts, durchflogen sich leer, tauschten anteillos ihre Plätze für und wider und ihre gellenden Reden — verrannen unhörbar, fruchtlos wie Sand. In ihrer Mitte erhob sich besetzt mit immer spitzeren Gewalten die unnahbare Pyramide, wo sie in schwarzem Staat mit Messerlippen auf steifen Sesseln emporsaßen und das Recht befahlen, bis zu Einem hinauf, der von ihnen Allen angeschwollen ge-

waltig wie die Basis auf dem Gipfel balancierte und flüsterte: Über allen Gesetzen ist Ruh —

Franz, ärgerlich, daß er immer wieder versank, stand auf und sein Stuhl fuhr heftig ins Zimmer zurück wie ein Horcher am Schlüsselloch. Aus dem Fenster in die Dämmerung gelehnt, fühlte er das Haus von dröhnender Stadt erzittern, das Pflaster schwankte zwischen unterirdischem Rollen und schwarz sichtbarem Gewimmel. Aber eine scharfe Straße für sich baute krachend der Autoomnibus hindurch, ganz frei tobte die Kraft des gigantischen Kastens heran und Franz sah bewundernd den kühlen Lenker vorbeiziehn — Von der anderen Seite erschien ein anderer im Donner, mit regungslosem Statuenumriß entschwand er auf seinem zitternden Sitz. So herrschten sie durch die Stadt, ihre Linie durchzog wie ein Stahltau ihr klammerndes Auge und ließ unbeirrbar im Schlucken und Speien ihres rennenden Hauses die Riesenstadt sich abrollen.

Das war die Stadt der Gewalt, die menschenschlingenden Türme besetzt mit Gesetzen, das war die Stadt, in die er noch nicht eingedrungen war —: Wie wollte er da die Gesetze bewältigen, ihres steinernen Körpers Urzeugungen! Seelen, aufgemauert wie Berge von Leichen, Automatenhäupter, Schienennervennetz, Ordnung über Ordnung, das war die erste Treppe gegenseitiger Herrschaft. Hinaufgetreten, wer weiterkommen wollte!

Er aber versteckte sich noch immer. Er war die kleine Stadt. In ihren kindlichen Umrissen zirkte sich sein Geist ab. Idyllisch wie Fachwerkhäuserchen reihten sich die Schritte. Es verging sein Gesicht in den Massen, wie wenn jemand klein aus dem Kasernenfenster sieht und alles erblickt, doch nicht erblickt wird. Der grenzenlose Wille, mit dem er hierher kam, war grenzenloser Nebel über Wiesen und Feldern. Da bestaunte er die Nacktheit der Gewalt und schmückte sie doch immer mit Schleiern. Dann wieder breitete er wütend die Brust aus — Aber die Kindheit wie ein kleingezackter Stern legte an die Wölbungen aller Pläne ihr Maß an.

Zerstöre sie! war sein Gedanke jetzt immer — Mache die Vergangenheit zu einem Zufall, wirble hinaus in die Luft und schüttele ab, was nicht zum wurzellosen Flug gehört!

Er warf sich in den Stuhl und sah nach dem grünen Buch hinüber. Er trug den Stuhl am Gesäß wieder zum Tisch. Müde stützte er die Schläfen in die Hände und blickte hinab, wo das Buch langsam wie zufallende Lieder weiß wurde.

Es war still — — bis er plötzlich von fern Klavier spielen hörte, kühles Spielen — ein neuer Nachbar — Die oberen Töne stiegen in rasendem Lauf nach jedem Sinken höher — begruben mit tanzender Stimme die schwere Arbeit der Baßtöne — griffen immer weiter von ihnen fort über die Tasten hinaus in eisigschönem Flammenklang wie auf höhere Klaviere über — und griffen dennoch immer näher — bis in ihrem Schwung eine Stimme weiter sprach:



Ich helfe Ihnen gern.

Franz sah auf, und glaubte, ein Spiegel stehe vor ihm: ein weißes Gesicht mit dunklem Haar starrte ihn nahe an, doch hohl und langgezehrt mit schneidenden Lippen. Darunter aber wuchtete quadratisch wie ein Buch ein grüner Rumpf, mit großen Worten bedruckt, der schräg auf seinen tischkurzen Beinen lehnte. Ohne Hals stak der Kopf wie ein beinernes Lesezeichen darin. Grinsende Mundwinkel schlitzten das dünne Gesicht bis in die Luft hinaus, daß die Furche sich erst fern zu verlieren schien — Und Franz fühlte sich unter den Achseln gefaßt — hinweggehoben — Wind sauste um ihn, er fuhr auf etwas endlos Breitem — — Ohrenbetäubendes Klingeln, kalt melodisch wie hohe Klaviertöne, hörte er vorn —:

Der Mond kam heraus, und Franz sah sich die Landstraße entlang auf einer Dampfwalze reiten. Zuerst schien es ein Autoomnibus, dann schwoh eine Eisenwandung paukend und schmetternd unter ihm an — Er aber wuchs mit, ausgreifend umringten seine Beine wie Gewölbe- gurte die vor Größe fast regungslos brausende Walze. Hoch aufgerichtet saß er da, vom Lenker wehte Zuversicht zu ihm zurück, vom kühlen Beherrscher des ungeheuren Steuers, der die menschenlosen Straßen des Reiches wie eine stündliche Linie durchfuhr — auf wohlbekannte kleine Häuser zu —:

In die schlafende Heimatstadt zog tutend die Maschine ein. In frische Luft voll Sterne und Gärten wühlten sich auf beiden Bürgersteigen die Räder vorwärts — Erker sprangen vor, zerschmettert, Haufen Näh- körbchen stürzten heraus — Schaufenster schnellten auf den Damm, mit allen Vorräten zerbarst das Warenhaus, daß die Luft erfüllt wurde von glitzernden Geschenken, Kalendern, Pantoffeln, Atrappen, Heringen, Plüschmöbeln — Kreuz und quer überwirbelt mit abasierten Laternen und Bäumen, stießen sie auf den Platz hinaus, der erzitterte bei ihrem furchtbaren Anblick — Jedes Fenster war ihm hier vertraut — Alle Scheiben zersprangen, wegpolterte die Limonadenbude aus der Schulzeit. Über Wackersteinpflaster um die einstürzende Ecke — ein Ehebett ent- blößt hing im Gerippe der Balken. Schon platzten neue Ecken von der bremsenlosen Fahrt, aus einem Heer hochgestapelter Betten stoben die Schlafmützen, nirgends ein Liebespaar.

Da begannen die Kirchenglocken zu stürmen, während es rosig dämmerte — Der Lenker zwinkerte zurück, sein lachender Mund zer- schnitt seinen Kopf — Und er hielt sich nicht mehr an die zarte Linie der Straßen, schwenkte die Walze nach rechts und nach links und rannte in die Wände. Kästchenleicht kippten die Häuser auf das Pflaster, gute Stuben mit Überzügen, leiterdünne Treppen mit Barrieren, Kochgruden, Plumpen, Hofaborte mit Herztüren. Dazwischen stieg das Feuerwerk der seltenen Dinge, beim geringsten Gang immer von neuem

groß eingeprägt — die er niemals bisher aus der Erinnerung verjagt hatte: In Sekunden fielen jetzt Denkmal mit Schwert und Palmenzweig. Anschlagsäule, Droschkenhalteplatz, Bankfiliale, Villa, deren Neubau beim Sonntagspaziergang immer wieder überraschte, ein Dorf knüpft sich da einmal als Vorstadt an —

Aber mit höchster Lust nun in die Leute hinein — die kreischend in den Ruinen irrten, einst Hände in den Hosentaschen vor manchmal klingenden Läden, vor Kaffeedecken, auf Haustürbänken, in ihrem mühelosen Klatsch hübsch nah beieinander und giftig entfernt von Welten der Anderen—: Da flogen sie endlich gebrochen durch die Luft, in ungeheuren Bögen — kleinlich nachschnüffelnder Vormund, dummstolzer Bürgermeister, seit frühestem Gedächtnis unauslöschlich bestaunt, ahnungslose Oberlehrer, die an Schläfenhaaren zogen oder feig auf Finger schlugen oder die Armmuskeln kniffen, Gymnasiasten mit unaufhörlichem Gruß ohne sich zu ekeln die Kavalierstraße auf und ab. Jugendfreunde mit rasch väterlich entjungten Gesichtern, Mädchen rasch verlobt und beleibt —:

Ein Brei von Schutt und Fleisch war die kleine Stadt. Nur zwischen Umrissen huschten noch entsetzte Gespenster. Da stiegen sie ab, die Walze versank unter Donner, sie schleuderten Flammen in die Trümmerstätte, die im Feuer ganz zerschmolz — der Wind schnitt hindurch — eine leere Ebene lag da.

O herrliche Leere! Dankend sank Franz auf die Knie — Freiheit, Erleichterung, gewaltiger Platz war in seiner Seele! Aber nun — neue Fülle komm! anderes Leben in den freien Raum seines Innern! — Sie flogen schon auf hellsurrenden Tönen zurück, die aus immer höheren Explosionen in den Äther übersprangen — bis das blendende Licht der Stadt den Himmel bedeckte — Franz lehnte sich wieder in seinem Sessel zurück, Herden von Riesenwalzen weideten unter den Fenstern erschütternd vorbei — Er sah erwartungsvoll auf den Mund — der sprach:

Ja — jetzt lehre ich dich Macht — Und wie Nachklang summt es noch langsam aus: Mühelos — Dort liegt die Stadt der Macht — Aber du brauchst dich nicht zu rühren — ich verleihe dir ihren Extrakt — — und du herrschst —

Er zog die Brauen lachend hoch, sie schlangen sich über die glashelle Stirn, durch die Wand bis an den Horizont zog sich ihre Spur. Er verschwand. Dann kam von fern perlende Musik herein, eine schattenhafte Hand fingerte durch die Tür und zog ihn über finstere Korridore. Hinten leuchtete opalen eine Öffnung ihm entgegen, und eine Stimme schrie, als er die Schwelle überschritt: *Lerne Bewußtsein!*

Er schloß die Augen, aber das blendende Licht drang durch die Lider — er sah sich in einem steilen Saal mit einer Decke von blinden Scheiben — Tropfen fielen aus ihnen, sie waren Eis und tropften,



wohin er trat. Zugleich kam ein unaufhörliches Zischen — auf die brennenden Fliesen des Bodens, rot von unsichtbarem Feuer, fiel der Frost der Tropfen. Es dampfte nicht, nur ein Lichthauch schien davon zu einer Gestalt zusammen, die durch den Raum schlingerte und in wütendem Kampf sich die steinern vortretenden Zähne von oben ins Herz schlug. An horizontweiten Wänden entlang starrten wie aus bauchigen Zellen herein zahllose nackte Gesichter. Ihre furchtbaren Kinne, von Vorhängen abgeschnitten, sprangen hart in den Saal vor. Darüber wuchsen blutig kokosdicke Münder, während ihre Stirnen tief in den Vorhang zurückwichen. Zwischen den Kinnrissen, die sich mitten im Saal kreuzten, bewegte sich auf dem Boden ein schaumweißes Lager:

Davor stand der Andere. Der breite Foliant seines Rumpfes verdeckte es finstergrün —

er flüsterte: Nimm Platz —

er gellte: und sieh meiner Lust zu!!

Franz fuhr zusammen —: Zwischen dem krummen knorpeligen Dreieck der Beine sah er dort ein Auge erglänzen — zarten Blick — und jetzt mit rührendem Schimmer einen nackten Leib — Herab regneten die Blicke, die Vorhänge hoben sich geil gebläht vor den Gestalten rings und krochen heran. Der Andere wies mit grinsend geöffneter Hand auf das Weib, und indem er umherblickte, wie in der Menge einer Zauberbude, flogen seine Kleider von ihm ab. Seine scheußliche Entblößung zeigte auf Franz und im Kreise herumdrehend auf die aufgerichteten Männer — als reihe er Franz unter sie ein — — und ließ sich langsam niederknickend auf die Liegende hinab — Sein Gesicht aber schien durch seinen Kopf zurück und stierte mit züngelndem Munde Franz nach wie vor an.

Und Franz in beginnendem Banne sah die Zuschauer: Wie unter Winter-sonnen hingen aus ihren sinkenden Lefzen Eiszapfen, ihre Lippen, zwei in Nichts sich aufhebende Fragezeichen, küßten sich selbst mit einsamem Kuß, zu einem Schlangenparagraphen verschlungen. Gläsern, blau und leer blies sich um ihren Kopf eine Kugel auf, und wie sie alles Leben rings in sich abfing, erschien jetzt in ihrem kalten Spiegel der dicke grüne Rumpf, der sich von flatternden Nerven wie aufgeblättert in das Lager hinabließ. Und Franz fühlte die grauenhafte Gewalt der einsamen unfruchtbaren eisfeuerspeienden steifen Anschwellung rings, den schweigenden Chor der Lust, die Gipfel der letzten kahlsten Lieblosigkeit — noch liebloser als nicht lieben: der Liebe zusehen — Und er fühlte mit letzten Funken, wer das vermag, ist der Liebe für ewig entrückt — hat die schneidendste Waffe, hat nur Waffen, sonst nichts, und kann mit der Welt machen, was er will —

Jetzt mußte der letzte weiße Abstand vom Lager erlöschen — Da sich schüttelnd hob er seine Arme empor, packte das Eislicht — und schmetterte



durch das grinsende Gesicht des Hinterkopfes hindurch bis in die Luft — —

Und fühlte sich selbst seinem Hiebe nachsinken — und einen wunderbaren Menschenleib berühren — — ein Funke schlug hervor und zerschmolz mit Getöse die eisige Hölle. Die Augen schließend sah er des Abgrunds klaffende Ränder zusammenfahren — Und öffnete die Arme, dicht ein Herz zu empfangen, er fühlte das Feuer der Nähe, das Feuer der Nähe tausendfach flammen, er fühlte, wie alle Wege teuflische Umwege, Irrwege, Irrwillen, als leere Formen rings vergingen und nur ein Weg zum Menschen leuchtete — Ein Menschenmund nahte und plötzlich in der Haut seiner Brust sah er rot geschwungen ein Herz aufglühn — Bis ins Haupt drang ein glühendes Heer und besiegte alle starrenden Gewalten. Ein Menschenmund gebärte neu sein Herz, damit es nun herrsche!

Noch ein Mal hoben sich, um mit heftigerem Schwung in die Seligkeit der Nähe hinabzusinken, seine Schultern zurück —

Er sah auf — — in eine blasse Lampe, die auf dem hell besonnten Tisch vor ihm mit schwachen Fäden brannte. Mit starrem Nacken blickte er aus den Winkeln der schmerzenden Augen seitwärts und sah sich am Rande des blauen Himmels sitzend, in dem der Tag schallte.

Seine Arme lagen steinhart vor dem Buch auf der Tischkante — Aber mit allen Gelenken griff er danach, sprang jubelnd auf und warf es zum Fenster hinaus — —:

Liebe!

Über allen Zaubern: Liebe!

Die Kindheit ist zerstört — aber nun ist die Jugend! Durch den gelichteten Raum der Seele wälze sich nicht Gewalt weiter — — Gefühl erblühe im gelichteten Raum! Aber groß nun, frei für die Welt!

Dies Buch für den, der alt oder blind ist —! Traum sah ihn aus Nacht, aus Morgenanfang und ewig an — Gott, die Dämmerung aller unfruchtbaren Qual sah ihn an — und schenkte ihm das Wissen —!

Er dehnte die Brust in die Strahlen: O Menschen, euch tötet, kaum daß ihr entstanden seid, die Qual, wie ihr lernt, lehrt, leert! Vom Pflaster zaubern Stufen und Geländer euren Straßengang herauf — bis zum Dach, nicht höher. Aber Liebe ist darüber, sie schwebt über dem Lernen, sie verdrängt es mit rauschendem Flügel, von Menschlichkeit rauschend.

Zu ihnen — in die Welt — zur Liebe! Werde Gärtner oder was du willst! — werde nichts! — und aller Raum bleibe für sie.

*Carl Maria Weber;*

## VOR SPÄTEM SCHLAFENGEGEHEN

Du löschst ein Licht am Rand der wachen Stirn,  
Die, leicht gekräuselt, ahnt den weiten Teich  
Süßesten Schlags. Und stehst nun, fröstelnd, bleich,  
Im großen Fensterrahmen ferneren Lichts.  
Noch kühlt die Dämmerung. Ein graues Nichts  
Hängt mantelgleich sich dir um Aug' und Hirn.

Da klirrt es silbern auf von allen Dächern:  
Gesang der Drossel steigt und reckt sein Haupt.  
Ein neuer Tag naht sommerüberlaubt!  
Will grausames Gestirn zum First erheben —  
Du wirst jetzt deinen Leib den Linnen geben,  
Nahenden Traums porphyrenen Gemächern.

Du hast ja deiner Stunden Sturm geschlichtet,  
Die Augen kochen dir: nun willst du ruhn.  
Doch weißt du auch, wie viel Geschöpfe tun  
Bald ihr Geschick in dieses Tages Brand?  
Wie an erblaßten Horizontes Wand  
Unzähliger rote Qual und Tod sich schichtet?

Will dich das Los der Dienenden nicht rühren?  
Der Blick, darin sich sanftes Tier verhüllt  
Vor dem entmenschten Jäger, wenn erfüllt  
Sein kleines Dasein, an das Licht gebaut?  
Hofft nicht von diesem Morgen schweißbetaut  
Erlösung wer von gräßlichen Geschwüren?

Der du dies tragen magst und hältst noch Freuden,  
Die dir ein Kind bringt auf gewiegtem Schritt:  
Komm in den Wahnsinn der Arena mit,  
Die tobend uns umkrampft mit Blut und Wunden!  
Sind dir Gefährten nicht dahingeschwunden,  
Die dich geliebt in güldenem Vergeuden?!

Doch du bist müde und du möchtest schlafen..  
O du Verwegener mit dem leichten Sinn!  
An offner Gräfte Rand taumelst du hin,  
Vermessne Eitelkeit im Busen tragend!  
Auf anderm Stern, aus deinen Nächten ragend,  
Löst sich dein Traum. Dann suche keinen Hafen!



*Friedrich Burschell:*

## DIE NEUE SCHÖNHEIT

Wir sind trotzdem erstaunt, wieviel sich noch begibt, nicht innen; denn das wissen wir schon. Sondern draußen, im lang Abgelegten und tausendfach Demselben, aber ein Grüßen und Entgleiten, Tränen und ein so niemals gesehener Abend, süßeste Traurigkeit zweier Menschen, und es überwältigt uns; man könnte alles oder doch sehr vieles lieben. Chesterton hat auch recht: wir brauchten nicht zu reisen; denn hier in unserm Haus und ganz in der Nähe liegen Ägypten und Indien und noch fremdere, niebetretene Welten, wir geben uns nur keine Mühe.

Wir sprechen auch zu wenig oder wenn wir schon mit Worten um uns werfen, die sich hebende und senkende Hand, die Augen bedeuten unendlich viel mehr. Es singt und ist eigentlicher in uns; wir fühlen, ein kleiner Ruck nur, und die Herzen sprechen, weicher, schöner, klingender und alles wird getroffen; Bäume sind nicht bloß Bäume und gehen mit, eine Gebärde und das hineingeschwungene Wort ändern die Zeit und den Stand der Sonne, es wird kühler oder leidenschaftlicher, wie wir es wollen. Aber es gelingt so selten.

Darum brauchen wir den Dichter, daß er für uns spreche. Wir sind es oftmals selber, in der Hoffnung und in der Erinnerung, den befeuernden und vergoldenden Kräften, nur im Augenblick, im wirklich Gelebten, bleiben wir dürftig und arm. Die Dichter machten uns sonst nicht reicher; im Gegenteil, sie ließen uns nur unsern Mangel empfinden. Sie hielten uns für ein paar Stunden im geschriebenen Buch, wir standen nicht auf von unsern Stühlen, wenn wir uns nur rührten, war schon das Unerfreuliche wieder da, die Kälte des eigenen Daseins. Sie waren nur bessere Dichter, wir können es auch, nur nicht so anhaltend und durchgeführt; sie befeuerten und vergoldeten wie die Hoffnung und die Erinnerung: das ist so schön zu denken, alles wird einmal anders werden, wenn wir noch leben, es ist nur deshalb oder wenn wir noch leben, ist es nur darum, weil alles doch so süß und unvergeßlich war; das Kleine, Quälende ist überstrichen und warum könnte es nicht wieder so sein? Aber für den Augenblick, dann, wenn wir von den Stühlen aufstehen und das Buch aus unsern müde gewordenen Händen gleitet, bleiben wir dürftig und arm. Und jetzt eigentlich brauchten wir erst den Dichter.

Jetzt eigentlich leben wir und hier ist noch alles unentdeckt und neu. Denn wir waren immer auf Umwegen oder gleich ganz auf der Flucht, und wenn in den Dörfern in Oberbayern Wegweiser stehen, auf denen zu lesen ist, daß es hier nach Rom geht, so könnten wir daraus lernen, daß wir zwar so weit nicht zu gehen brauchen, aber daß der aufgehobene Fuß schon immer ein Wunder ist. Alle Wege führen nach Rom, nur sind wir nicht demütig genug uns angekommen zu fühlen, kniend die Stufen zu bewältigen, da zu bleiben, hier auf der Stelle zu bleiben, lange und eingetaucht: hier geschieht es, in der nächsten Nähe; nur sind wir nicht demütig genug nichts anderes zu wollen, kein Morgen, kein Gestern, sondern gerade dieses Jetzt, das tiefe Dickicht, keinen Dom, keine übergebaute Wölbung, die nur den emporgedrehten Hals steif und schmerzend macht, sondern wenn du kniend eingehst, ist auch die höchste Decke dir freundlich und einbezogen. Wir haben nur keine Zeit, obwohl alles darauf zubereitet ist und dich einladen möchte. Spiegel hängen an den Wänden, aber wenn wir an ihnen vorübergingen, dachten wir an Kamm und Bürste oder zupften uns irgendwo zurecht, aber plötzlich ist es nicht mehr der Spiegel, sondern schon ein Gesicht mit den Augen darin und das völlig unbegreifliche Jetzt, um dessentwillen doch der ganze große Aufwand der rollenden Welt da ist und alle warten auf dich, Gott, die Engel, die Blumen und die Menschen, daß du nun endlich einmal lebst, wirklich, eigentlich und mit den Schlägen deines noch so unbekannten Herzens.

O solch einen Dichter, solch ein Vorbild des lebendigsten Dichters hat es aber schon in dem gütigen, warmen Charles Louis Philippe gegeben, und was in seinen viel zu wenigen, herrlichen Romanen steht, ist schon der Beginn jener ins Unendliche fortzuführenden Aufgabe den unbegreiflichen Augenblick zu erhellen, mit dem Licht des Herzens strahlend zu machen, damit wir nur gleich bereuen, was wir an Reichtum früher so blick- und gedankenlos verschliefen. Nicht viel gehört dazu, das heißt was die Menschen nicht viel nennen, nur Inbrunst und Leidenschaft; aber ein kleiner Hilfsbeamter beim Beleuchtungsdienst des vierten Arrondissements mit einem kümmerlichen, freudlosen Leben, noch dazu voll mit boshaften, quälenden Krankheiten und den Schatten eines allzu frühen, dummen Todes brauchte nur die Einsamkeit der Abende und seine Pfeife und einen Blick ab und zu auf die Bilder Dantes und Michelangelos, um die Erde wie eine Kugel zu fühlen, so sagt er selber an einer schönen Stelle, wie eine einzige lebendige Erde, wie die Erdkugel, die Karl der Große ganz und gar in seiner Hand hielt.

Dieses Gefühl und die Hingegebenheit nichts bei seinem Ausdruck zu verlieren, brauchte aber nicht neu zu sein; denn was ist überhaupt neu außer der herrlich starken Gewißheit, seit Jahrhunderten zwar schon vorhanden, aber jetzt erst völlig bestimmt und treibend, daß wir anzufangen



haben mit Liebe und unablässigem Bemühen den entrückten Gott aufzurufen und in uns ihm eine Stätte zu bereiten; was ist sonst neu und wenn wir es dennoch so nennen mit der Entdeckerfreude jugendlich begeisterter Seelen, freuen wir uns auch über die früheren, lang dagewesenen Zeugen, über den Meister Ekkehart und Sören Kierkegaard und über wen auch immer. Aber der Mystiker wäre erst in unser Bewußtsein zu übertragen und Kierkegaard war noch viel zu einsam. Darum hat Philippe recht gehabt, um so mehr als er alle Kraft daraus holte, sich am Anfang zu sehen.

Er lebte im Paris des Anatole France; schlecht gekleidet, nach Einfachheit verlangend, weil sein Herz einfach war, mit Tränen in den Augen schreibend und seine Sätze feilend, nicht damit sie gelehrt, sondern damit sie bewegt werden. Er hat uns das alles selber gesagt, in den unübertrefflich schönen und wahren Briefen an einen Freund, und es gehört dazu, daß er alles über sich sagen wollte, was er wußte, und daß nichts an ihm versteckt bleiben sollte; es gehört dazu, daß er fürchtete, in seinen Romanen, die freilich gar nicht anders sein können als voll mit seinem Leben, vieles noch vergessen zu haben und daß er auch seine Kindheit seiner Mutter noch einmal vorerzählte von der ersten Regung an, über das Zahnweh und die böse Schule bis zum Schritt in die Welt, damit er sich selber nur ja nicht fremd blieb und er sein ganzes Leben immer beisammen hatte.

Darum mußte er im Paris des Anatole France sich freilich neu und anders erscheinen, zwischen den künstlichen und gehaltenen Menschen, zwischen der reich und elegant zusammengetragenen Kultur; die Historie ist offen, Rom hat die bekannte Erde noch mit Gewalt unterworfen und dafür freilich den gespenstischen Zwang der fernsten Götterbilder über sich ergehen lassen müssen, bis die Ahnung schon und der frühe Schein des dämmernden Lebens es umwarf, und in der neuen Metropole, die der Geist sich schuf, das Hirn des Menschen, ist allerdings der Aberglaube verpönt, die fernen Mysterien sind feiner als Opiate, eingezogen, man weiß schon alles, der Rausch und das Vergessenwollen bleiben allein geschmackvoll und der Geist findet keinen anderen Stil. Der Geist ist nicht so leicht umzustößen wie irgend eine rohe Macht, die, wenn sie reif ist, ein kleiner Finger schon von den eingebildeten Thronen stürzt; soviel aber auch der Geist von der Hure und der Betschwester hat, bleibt er zähe und anmaßend und klebt auf seinen Stühlen. Darum ist die Kluft viel tiefer zwischen diesem Paris und dem neuen Philippe, der nur seine Seele hatte, aber zornig wie ein Prophet sprach, wenn er von einem Abend mit irgend einem der künstlichen und gehaltenen Menschen kam, die er bald verachten mußte, und so geschmückt ihr Leben war, es half ihm nur eine innigere Schönheit seinem armseligen Dasein abzutrotzen. Er sah ein, daß hier etwas zu Ende geht, daß eine große Tradition, die er in Anatole France vielleicht sogar noch bewun-



derte, aussterben mußte, und es ist herrlich zu sagen, daß er es nur darum einsah, weil er sich jetzt selber gekommen fühlte. Er sagte wörtlich: „Jetzt tun Barbaren not. Jetzt tut es not sehr nahe bei Gott gelebt zu haben und ihn nicht mehr aus den Büchern zu studieren. Man muß das natürliche Leben magisch anschauen können, man muß Kraft haben und sogar Zorn. Die Zeit der Süße und des Dilettierens ist vorüber. Die Zeit der Leidenschaft beginnt. Ich weiß nicht, ob der eine oder der andere von uns ein großer Schriftsteller sein wird, aber das weiß ich wohl, daß wir vom kommenden Geschlechte sind, daß wir wenigstens zu den vielen kleinen Propheten gehören, die kurz vor seinem Kommen den Christ verkündeten und schon nach seiner Lehre predigten.“

Bisher war alles vermittelt und indirekt; das Leben war eine Schau-  
bude, es stand einer davor mit einer Handbewegung, die oft hinreißend sein konnte, und lud zur Betrachtung ein; wir sahen ihn nicht selber darin wohnen oder, wenn er dennoch sich hineinbegab und mitspielte, war immer ein Abstand zwischen ihm und den andern, und wir wurden nicht froh und jedenfalls nicht so mitgezogen wie von den wirklich gelebten Dingen. In Anatole France ist das ganz deutlich geworden, mit ihm ist eine große Kunst zu Ende gegangen, er hat sie erschöpft und sie ist nach ihm nicht mehr mit Anstand weiter zu führen. Balzac ist der Beginn, der große tönende Ausrufer vor der Schaubude des Lebens, manchmal stockt er noch und überschreit sich, manchmal sind seine Farben bloß schwarz und weiß, hergeholte, aufgetünchte Farben und nicht die Farben des Regenbogens, die in sich gespannten und sich erlösenden wirklichen Farben. Balzac am Anfang war noch ein Tyrann, er wollte das Leben so haben und gleich unter sich bringen, darum terrorisierte er die Dinge, und die Gewaltsamkeit ist recht eigentlich sein Stil. Er konnte sich nicht genug tun, die Erde und alles, was bewegt und fortreißt und erschüttert und das Antlitz des Herrn der Erde hat, in glänzenden und großen Typen aufzustellen; er fühlt sich am Anfang und sagt alles von vorne an. Er hat es eben erst entdeckt und er sagt es ausführlich und mit einer oft kindlichen Freude an den Umständen, wie man zu Macht und Glanz und Reichtum gelangt. Die stilleren Erben, denen er sein ungeheures Vermögen hinterließ, verwalteten es geschickt und glichen aus, was hier noch zu viel und zu wenig war. Sie legten die große gewaltsame Geste ab, die das Spiel in der Bude überschrie, ihre Bewegungen wurden selbstverständlicher und das Spiel, zu dem sie überleiteten, gedämpfter und natürlicher und beinahe nicht mehr ein Spiel, beinahe schon der bittere Ernst, die Gerüste fallen, die Bude wird weit vor den vielen Traurigkeiten des nahen, sich enthüllenden Lebens. Aber wieder ist es hier der Hinweis, die Vermittlung, die Geste des Enthüllens, die vor dem wirklichen Leben steht und noch wichtiger scheint. Bei Flaubert

ist der Mann vor der Bude allerdings nicht mehr zu sehen, auch drinnen kommt er nicht vor; man soll ihn suchen und immer nur das Leben finden, so möchte er es haben; aber es verrät sich doch: in der maßlosen Schmerzlichkeit des Ausgangs und der nicht vergeblich und sinnlos sein wollenden, unendlichen Kunst, mit der hier eine völlig sinnlose Welt nachgebildet wird. Soll es die Kunst sein, die übrig bleibt? Soll das Leben in noch so schönen Sätzen aufgezeichnet und nur gelesen werden, wir aber fliehen und verstecken uns, wohin wird nicht gesagt? Es bleibt nicht bei der traurigen Erkenntnis, das Leben ist hart und zwingt uns. „Arbeitet, junge Leute“, meint Zola, der ernste, nüchterne Redner. Er wendet keine große Kunst mehr auf, er schreibt nur ab, rasch und fließend, unter dem Diktat sehr heller Augen, die alles gesehen haben. Seine Welt ist furchterlich, voller Elend und Verderbnis, Krankheit und Wollust, Verbrechen und Mord; es ist die Stimme eines Lehrers, der weiß und erklärt. Um arbeiten zu können, muß man zuvor den Stoff beherrschen; das ist seine Beziehung, unmittelbar kann auch er nicht werden. Er bleibt vor den Dingen stehen, nüchtern, redend, politisch, mit einem gewiß sehr schönen Sozialismus. Die Welt ist häßlich, die Reden sind schön; was hilft es, wir wollen ein anderes, einziges Leben; wir wollen uns selbst.

Alles war vermittelt und indirekt in der Reihe dieser großen Schriftsteller, denen die Erde vieles noch verdanken wird. Wenn sie auch in das Leere griffen, in die um nichts sich drehende Komödie des Narrenhauses Erde, es bleiben ihre Gesten, die prachtvolle leidenschaftliche, die Erde um jeden Preis begreifen wollende und die schmerzliche, entgleitende, im Zeigen schöne und die arbeitsame, fleißige, politische Geste. Sie haben uns vieles abgenommen, wir brauchen so deutlich nicht mehr zu werden. Sie begriffen die Welt, sie gingen ins Weite, aber sie änderten nichts. Wir gehen in uns zurück; da ist das Leben und wenn wir uns ändern, wollen wir, daß es auch draußen nicht mehr so bleiben soll.

Anatole France ist das sichtbare Ende dieser großen Reihe. Er hat die schlechteste, künstlichste, verrenkteste Geste, die Überlegenheit. Philippe sagt von ihm, er wisse alles, er könne alles ausdrücken, er sei sogar gelehrt, und er fährt fort, deshalb gehöre er zu dem aussterbenden Geschlechte, deshalb sei er der Schlußstein in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Ja, Anatole France weiß alles, er kann alles ausdrücken, die große Tradition hat ihm alles vorgearbeitet, er braucht nur zu verfügen und mit Leichtigkeit stellt es sich in seinen Dienst. Sein Stil ist die Leichtigkeit, er macht es wie aus dem Handgelenk, es scheint immer ein wenig Hexerei dabei zu sein. Es ist kein Wunder, daß ihn Zauberer, Magier, Charlatane, Komödianten und Menschen, bei denen es nicht mit rechten Dingen zugeht, vor allen anziehen. Seine Bücher sind wie gelungene Experimente und seine Handbewegungen bleiben dabei



immer sicher und elegant, so scheint es nur. Auch seine Leichtigkeit scheint nur, sie ist nicht unmittelbar. Sie wird gebrochen und zerschlagen, sie will Überlegenheit sein, wissendes Schmunzeln, die Geste verrenkt und unterstreicht sich, es genügt ihm nicht, daß er alles weiß und ausdrücken kann, er muß es betonen, wie erhaben er ist, wie er alles ein wenig verachtet. Aber die unendliche Leidenschaft ist es nicht, die ihm ein Recht dazu geben könnte, er bleibt zurückgewandt in den verschollenen Gärten Epikurs, in denen man damals vielleicht heiter sein konnte, jetzt aber sind die Hecken niedergetreten und der Witz erstirbt auf den Lippen, nur im Haschisch erblühen sie wieder. So bleibt Anatole France künstlich und im innersten leer, bloße inhaltslose Freude einer Beziehung; die Welt, die er bezieht, und die beziehende Person sind reichlich gleichgültig geworden. Er ist nichts als geschmackvoll und darum das sichtbare Ende.

Charles Louis Philippe aber ist der Anfang. Damit wäre, wir wissen es, noch nicht sehr viel gesagt. Denn es fängt natürlich mit jedem Menschen an, mit jedem neuen Menschen beginnt die Geschichte, so sollte es wenigstens sein; im schrecklichen, nichtendenwollenden, durchdringenden Schreien des Neugeborenen hat es sich schon angekündigt. Immer fängt alles mit uns an; die Kette der Geschlechter, der Boden des Landes, Meere und Kriege und Fahrten, der Tanz der Sterne, alles ist bis auf uns herunter gezogen, ihr vieles Licht brennt tief in uns hinein.

Freilich täte es not, sehr nahe bei Gott gelebt zu haben, aber es fragt sich, ob es nicht schon zu lange her ist. Ob wir nicht alles vergessen haben, den Reichtum und das Glück der Nähe, oder ob wir jetzt nur eine Sprache reden, in der vom alten Besitz nichts mehr zu spüren ist. Es kommt selbstverständlich zunächst darauf an, was man sagt; aber da auch die Wahrheiten gleich auf der Straße liegen, muß man schon darauf achten, wie etwas gesagt wird.

Nun, Philippe staunt. Das Staunen ist seine Form, er kann sich nur so ausdrücken. Er hat große blaue weitaufgeschlagene Augen, die Welt kann sich freuen, einen so reinen und tiefen Spiegel gefunden zu haben. Wenn man es nicht wüßte, könnte dieser Dichter es einem sagen, wie sehr die Welt auf das Staunen angewiesen ist; wie sehr sie noch gar nicht da ist, bevor die großen blauen Augen sie gesehen haben. Und wenn es etwas gibt, was uns noch und wieder gläubig machen kann, so ist es auch das Staunen, die aufgeschlagenen Augen.

Wir könnten uns aber nicht sehen, wenn wir nicht die Spiegel hätten. Der junge Hund ist noch wütend und bellt mit dem in der glänzenden Scheibe eingefangenen seltsamen fremden Bruder, er wittert Zauberei und knurrt und dreht sich immer wieder um; erst das Kind streckt jauchzend seine Arme aus, mit dem Ebenbild zu spielen. Nicht sich allerdings sieht der Mensch im Spiegel; das Fleisch über den Knochen und die darübergespannte Haut, die merkwürdige, weit hergeholte Bildung, sie ist es nicht;



er kann sich, ganz wie der junge Hund, schwer damit beruhigen. Er weiß zwar, daß der Hund es noch nicht weiß; er ist tiefer eingedrungen, als Kind wollte er noch mit seinem Ebenbild spielen. Nur muß er es jetzt anderswo und nicht so vergeblich suchen; hinter der Scheibe ist nichts. In den staunenden Augen aber findet sich die Welt, im Spiegel aller Spiegel, im tiefen Wiedersehen. So müssen wir glauben, daß am Menschen sich alles entzündet, nicht am sichtbaren, schwer zu durchdringenden, sondern am Unendlichen im Menschen, am Staunen, der schön gemischten Spannung aus Fremdheit und Vertrautsein; es tut wirklich not sehr nahe bei Gott gelebt zu haben; einst war uns alles vertraut; jetzt dürfen wir uns nicht zu spät daran erinnern.

Man hat von den Romanen Philippes, von dem Staunen in diesen Romanen, den Eindruck, daß die Welt vorher nicht da war, bevor der Dichter sie sah. Das Staunen ist nah bei der Liebe und eines ohne das andere nicht möglich; der Dichter fordert dazu auf, an die Liebenden zu denken, von denen es heißt, daß sie Vater und Mutter vergessen, daß die alte abgegriffene Welt ihnen versunken ist und bloß ihre Leidenschaft lebt, die süße Verzauberung; so fromm können sie sein, daß sie nichts abzubüssen haben, bis der Stab die Blüten treibt, alles blüht und ist neu und wie von ihnen erschaffen. Philippe hat es nicht schwer, das Staunen in die Liebe überzuführen, so blau sind seine Augen und so schön spiegelt sich alles wieder. Philippe liebt, was er sieht, er hat den verzaubernden Blick der Liebe. Er ist einer von den großen, seltenen Liebenden, die sanft und geduldig gegen die Welt sein können und an ihren verworfensten Stellen noch mit der Leuchtkraft ihrer gesegneten Augen das ewige, unendliche Leben durchschimmern sehen, das lebendige Leben, in dessen Dienst Philippe sich ganz begeben hat.

Aber Philippe liebt, was er sieht, nicht aus Vorsatz; er ist von Natur gut und braucht nicht viel Überwindung, die vielleicht höher angerechnet wird. Was hilft es, er hat Flammen im Herzen, die Dinge tragen sich ihm schon in der Farbe der gütigen, zärtlichen Leidenschaft entgegen; die christliche Hinneigung zu allem, was auf Erden leidet, darf ihm dennoch, dem Reinen, nicht bloß Begabung bleiben.

Da ist gleich sein erster, größerer Roman, Bubu von Montparnasse, die traurige Geschichte einer kleinen Hure. Mein Gott, was sind das für Reden, daß es nicht darauf ankommen dürfe, was der Dichter im Leben ist, wenn er nur schöne Dinge macht; kann der Dichter denn sein ganzes Leben verstecken, es kommt ja doch heraus, wer er ist, und wenn es auch immer nur die Sehnsucht wäre. Bei Philippe aber ist das ganze Leben offen und auch wenn er es nicht deutlich genug gesagt hätte, wüßte man es, daß die Geschichte von der kleinen Hure ihm geschehen ist und daß er sie sich nur vom Herzen schreibt. Gewiß, es brauchte nicht so zu sein; dem Dichter kann alles auch im Traum, in der Versenkung

seiner Leidenschaft geschehen, er kann das Fremdeste mit dem Blut seines Herzens erfüllen; aber Philippe ist nicht so. Was ihm draußen geschieht, läßt ihn nicht los; er ist vor allem und zunächst ein lebendiger, offener Mensch und dann erst ein Dichter.

Das heißt, man darf es nicht trennen. Denn was den Dichter in ihm betrifft, was zu seinem Menschen noch hinzukommt, das Vermögen des Ausdrucks, will nur besagen, daß sein Schicksal nicht nur einmal so geschehen bleibt, daß es süß oder traurig oder zärtlich oder irgendwie nach einer Seite hin benennbar in ihm zugeht, daß alles bloße Aufzeichnungen wären, wertvoll vielleicht durch die bedeutende Person des Schreibenden; sondern sein Schicksal aus der klingenden Figur seines Herzens geschrieben, auch wo es ganz nur ihn betrifft, gehört ihm schon nicht mehr an, es hat unter seinen demütigen Händen das zwingende Geheimnis des Lebens bekommen und man kann ihm nicht so zuhören, wie man selbst einem lieben Menschen nachts bei der Lampe zuhört, wo manchmal wahrhaftig die Herzen sich erschließen, aber immer wieder denkt man an sich und ob nicht etwas noch im Hinterhalt bleibt; nein, das Herz Philippes ist das Herz der Welt, in seinen Gestalten gehen wir selber um.

Was geht uns aber die kleine Hure Berthe Méténier an und der robuste Zuhälter Bubu und der träumerische Pierre, der ihr helfen will und das gewiß recht traurige Faktum, daß eine Hure doch schließlich eine Hure bleibt. Wir hätten andre Sorgen; aber wirklich, haben wir sie auch? Denn sieh nur hin, das ist es alles nicht, was er meint, oder doch er meint genau nur dies, die Hure, den Zuhälter und den Helfenwollenden; aber dazwischen und darüber und unmittelbar ist da das Leben, die große Stadt, Lichter, der schwüle Abend, das große allgemeine Verlangen nach Liebe, der Schrei in der Stadt, die vielen Frauen, und vor allen Berthe, du kennst sie gleich, zierlich, schmiegsam, plappernd, mit hellen blonden Augen, die leicht Verführbare, die so ein Mann mit harten Kaumuskeln, mit Ellbogen, mit dem wiegenden, sicheren Schritt, wenn er durch die Zähne pfeift, vom Tisch der braven Eltern wegholt und so bald nicht mehr losläßt; du siehst, wie sie sich zusammen einrichten, wie das Geld ihnen zwischen den Fingern wegläuft, wie sie gleiten, wie er zum Einbrecher wird und sie zur Hure und wie es ausgeht, im Gefängnis und mit der Syphilis; du siehst sie nicht, du gehst mit, so muß es sein und dann ist plötzlich alles fortgewischt und du weißt, worauf es ankommt; denn du bist jetzt Pierre der Träumerische, der Einsame im Abend voller Lichter, der nach Liebe verlangt wie alle, der solch ein Wesen trifft, schmiegsam, mit hellen blonden Augen, mit Schleifen im Haar, ausströmend Liebe und Zärtlichkeit und der sich ganz irdisch zu ihr neigt, an dem schwülen Abend längs der trüben Seine, den reinen Duft des heimatlichen Grases quälend im Gefühl und wie er ihren Körper nimmt,



eine warme, lebendige, entgegenkommende Sache, wie er sich loslöst von dem bösen Druck, merkt er, daß er eine Seele zwischen den Fingern hat, das Kostbarste auf der Welt, und langsam wird es zur Verpflichtung, langsam wird es zum Stück vom Heiland, den wir so gut zu verstecken verstehen, zum tränenreichen Herz der Welt, zum Händeauflegen. Hier bluten die wirklichen Wunden, nicht die eitlen Schmerzen deines unbefriedigten Selbst; eine Frau braucht fünf Francs, eine Frau hat Hunger, eine Frau liegt im Schmutz; unendlich muß deine Güte sein und wenn du auch ihre Schmerzen nicht kleiner machen kannst, sollst du sie schöner machen, wie der träumerische Helfer es konnte, der nicht an die Frau mehr dachte, als er sie warm an seinem Herzen hielt, mit verzehrenden Hingebungen, die kleine Klage des Mitleids, wie ein Flämmchen flackernd, aber er umgab sie mit allen Schmerzen, denen er fähig war und er hätte ihr gerne zugerufen: O arme kleine Heilige! Und so geht es aus, satanisch hoffnungslos, mit dem unmöglichen Stand der Güte in der Welt: sie liegt bei ihm, geborgen und behütet, müde von einer sauberen Arbeit und der Liebe, schlafend einer Jungfrau und einem schützenden Engel ähnlich, es sind zwei unschuldige, reine Menschen mehr in der Welt, aber man bleibt nicht ewig im Gefängnis, der Mann mit den Ellbogen findet die Tür auch mitten in der Nacht, er tritt ein, höflich und bestimmt und verlangt die Frau zurück, die ihm gehört, nur eine solide Ohrfeige und alles ist wieder wie es war. Die Hure bleibt eine Hure, der gütige Helfer bleibt lächerlich und allein, er könnte so, wie er ist, im Hemd und mit bloßen Füßen auf die Straße gehen und den Vorübergehenden sagen: Kommt alle herbei, hier ward eine Frau gemordet! sie würden sich nicht umdrehen.

In Tolstois „Auferstehung“ geht es freilich hoffnungsvoller zu; die Hure wird gerettet und auch der Helfer findet sich, aber der unerbittliche, genaue Rechnung führende Greis will erst im andern Buch die wahre Auferstehung beschreiben, vorher war alles schlecht und tot, jetzt wird es gut und lebendig; es ist ein harter Schnitt, nichts leitet über, es gibt nur den Sprung, der unerbittlich ehrliche Greis muß ihn noch ausstehen lassen, weil er ihn selber noch nicht ganz getan hat.

Philippe ist liebenswürdiger, westlicher, nicht von dem ungeheuren, sagenhaften Zorn des unbedingten Bessermachenwollens überschattet. So hoffnungslos es zugeht, die Liebe bleibt und steht am Ende aller Dinge. Der Zorn muß vorher gegangen sein, aber der Herr kommt mit den sanfteren Lüften und Philippe ist heilig schön, das reine Herz bringt Licht ins dunkle Leben, die Wunder sind schon hier am Platze. Wenn auch die Hure eine Hure bleibt, das Licht ist in ihr Leben gefallen und man weiß nie, wo die Rettung beginnt. Das andere Buch Tolstois, die wahre Auferstehung, das lebendige Leben ist in den wenigen Seelen- Augenblicken der Romane Philippes, von denen der eine für die andere und vielleicht noch schöneren stehe, schon enthalten; es kann wieder



untergehen, es kann hoffnungslos werden, das Leben ist doch so hart, so ohne Erbarmen, und schließlich sterben wir alle und werden faul und stinken. Aber unzerstörbar brennt die Seele, das Licht der Welt, die Fackel in den dunklen Gängen von geschäftigen Läufern immer den andern ausgespannten Händen gereicht.

Wir dürfen froh sein, daß sich soviel trotzdem noch begibt, nicht innen nur; denn das sollten wir jetzt schon wissen. Sondern gerade draußen, im längst Abgelegten und tausendfach Demselben. Der Dichter, das lebendig sprechende Herz, duldet nicht, daß wir verzagen; Schönheit ist unendlich viel um uns, und alles ist darauf zubereitet und wartet, wenn wir nur wollen, daß wir nun endlich einmal leben, wirklich, eigentlich und ganz mit den Schlägen unsres noch so unbekannten Herzens. Die Augenblicke dürfen uns nicht verdrießen, in denen es so kurz nur möglich ist. Denn das Leben zählt nicht nach der Dauer, nach Mondwechsel und Jahreszeiten; sondern in den tiefen Blicken und der Leidenschaft zum Unendlichen und Guten blühen die Frühlinge und im Herzen und den herzlich getroffenen Dingen schlägt sich schon hier, wenn wir nur hier zu bleiben vermöchten, manchmal zum ungreiflichsten Entzücken, das ewige Leben auf.

# Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM“ von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT“ von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA“ von Carl Sternheim und „DER SOHN“ von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN“ von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA“ und das Schauspiel „MADAME LEGROS“ von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN“ von Francis Jammes. „DIE URSACHE“, „DER VATER“ und „DIE KRIEGSWITWE“ von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW“, „NAPOLEON“, „SCHULIN“, das Schauspiel „1913“ von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE“ und „DIE TROERIN-  
NEN DES EURIPIDES“ von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH“ von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG“ von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA“ und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE“ und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN“ von Annette Kolb. „VERONA“ von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG“ von Franz Kafka. „DER RUHETAG“ von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT“ von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT“ von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER“ von Henri Barbusse, „HELDENTOD“ von Andreas Latzko, die „LEGENDE“ von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Cézanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Herrmann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

---

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;  
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—

**MAX RASCHER VERLAG A.-G., ZÜRICH**

**Soeben erschienen :**

- 1. HENRI BARBUSSE, DAS FRÜHLICHT**
- 2. H. G. WELLS, MR. BRITLING SCHREIBT  
BIS ZUM MORGENGRAUEN**
- 3. ANTHOLOGIE MENSCHLICHER GEDICHTE  
IM KRIEG**
- 4. LEONID ANDREJEFF, HINTER DER FRONT**
- 5. HENRY VAN DE VELDE, DIE DREI SÜN-  
DEN WIDER DIE SCHÖNHEIT**

**JEDER BAND KOSTET KARTONIERT FR. 2. —**



# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

---

**FÜNFTES HEFT ♦ 5. JAHRGANG ♦ NOVEMBER 1918**

---

## **INHALT:**

Hermann Kesser: Deutschland

H. N. Brailsford: Der Völkerbund

Wieland Herzfelde: An meinen Bruder

Fritz von Unruh: Platz!

Oskar Baum: Die andere Internationale

Johannes R. Becher: Neue Gedichte

Oskar Maurus Fontana: Die Erzählung Lasars

Walt Whitman:

Briefe aus dem amerikanischen Sezessionskrieg

Zeitsprüche von R. S.

**EINZELPREIS 2 FRANKEN  
ODER 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL. 5 FRANKEN  
ODER 5 MARK**

---

**1918**

---

**VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ**

Digitized by Google

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19,  
DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST.  
IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK  
VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE  
FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2

VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNGARN  
HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

## INHALT:

|                                                                            |       |                |
|----------------------------------------------------------------------------|-------|----------------|
| Hermann Kesser: Deutschland . . . . .                                      | Seite | 49             |
| H. N. Brailsford: Der Völkerbund. . .                                      | „     | 55             |
| Wieland Herzfelde: An meinen Bruder                                        | „     | 63             |
| Fritz von Unruh: Platz! . . . . .                                          | „     | 67             |
| Oskar Baum: Die andere Internationale                                      | „     | 71             |
| Johannes R. Becher: Neue Gedichte .                                        | „     | 75             |
| Oskar Maurus Fontana: Die Erzählung<br>Lasars . . . . .                    | „     | 81             |
| Walt Whitman: Briefe aus dem ameri-<br>kanischen Sezessionskrieg . . . . . | „     | 85             |
| Zeitsprüche von R. S. . . . .                                              | „     | 49             |
|                                                                            |       | 54, 62, 74, 84 |

## DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

AM 15. JEDES MONATS

## PRIMAVERA

Die Politik des Herzens, sagt, wie nenn ich sie?  
Den Geist. Verwirklichung des Herzens? Utopie.

•

Ihr meint, da sei ich weit entfernt von diesen Zeiten?  
Seht, wie die Herrn von gestern Arme breiten  
Und möchten in die bessere Welt eingehn,  
Ein Wind aus Rosenhagen ihrer Narben,  
Um reich an Demut wehrlos zu bestehn,  
Die elend sie in ihrer Rüstung starben.

*Hermann Kesser:*

## DEUTSCHLAND

Was geschieht? Stürzt Deutschland ein, fast über Nacht?  
Wollen alle nachstürzen, die meine Sprache reden? Nichts von alledem kann sein. Diese Sprache, in der ich vergeblich Worte in die große Dunkelheit geworfen habe, arme Worte, frierende Bettler, vor denen die Türen zugeschlagen worden sind — diese Sprache wird niemals untergehen. Mitten in die Jugendschatten hinein ließ sie sich auf mich nieder und hat mich mit Nietzsche, dem so schmählich mißbrauchten Nietzsche, und mit dem Michael Kohlhaas aus der unerträglichen Wirklichkeit in ein Jenseits gerettet. So fing es an. Zehnfach hätte ich dann sein wollen, um alles einströmen zu lassen, denn rings um mich die Straße der Geldverdiener und Geldausgeber schnürte schon furchtbar ein, und ich wollte mich wehren. „Her zu mir!“ rief ich herzklopfend ins Geistland hinein und stand gesondert und grau im monotonen Sandstrom der Wochen, zuversichtlich hoffend, daß es vorübergehen würde. Da waren



Lehrer, die nicht wußten, was sie lehren sollten, da waren Bänke mit Schülern, die nicht begreifen konnten, was zu lernen war, gereizt und dumpf hindrängend und ganz unzufrieden, aber instinktiv entschlossen, energische Betriebsmenschen zu werden, und voll von Mißtrauen und Gleichgültigkeit für Religion, Geist, Ideal, Kunst und Wort, weil das mit der schweißtreibenden Grammatik verwechselt wurde. Die Nachdenklichen standen blaß zur Seite; einige waren musikverwirrt. Die Schule war aus; nicht begeistert, nein gar nicht begeistert, eher hilflos und achselzuckend schlüpfen sie sofort in die Uniform hinein, viele für immer, und manche als Übergang. Es war doch wenigstens ein Ausweg. Und es wurde selbstverständlich der Weg und bestimmte alles. Der ahnungslos blühende Leutnant und der lebhafte Commis voyageur gingen, scheinbar ständisch geschieden, aber Brüder von ein- und derselben Mutter, auf der Geldstraße dahin. Wozu?

Das war eine Frage, die niemals eine richtige Antwort erhielt. Und so schritten sie um ihrer selbst willen zu, im Takt des schmetternden Reiches.

Bis sich dann der Krieg vor den Augen der Welt und den unsinnig blinden Stirnen eines Millionenvolkes in eine hirnloslebendige Maschine verwandelte, fortgerissen von allen politischen Geleisen der menschlichen Vernunft und Ordnung. Sie heizte sich mit den Völkerzügen, die sie hinter sich herschleppte, und mit Ländern, die überfahren wurden. Sie raste in immer größeren Kreisen, aber doch nur in Kreisen. Es war eine Arena. Man schrie auf: Arena!

Und auch das war ein Schrei, auf den niemals eine Antwort zurückkam. Furchtbare Gewißheit wurde: Daß auch diese Maschine um ihrer selbst willen so fühllos und stählern zutobte; daß sie sich totfahren mußte, weil die ganze riesige übrige Welt in gigantischen Eruptionen alle Kräfte und Menschen von sich gab, um sie zu zerstören. Eine Welt-Waffen-Wanderung, viel ungeheuerlicher als alle Völkerwanderungen, hatte begonnen. Alles bewegte sich auf die Maschine zu. Die Welt hielt Abstimmung ab und entschied mit zehnfacher Mehrheit.

Vox mundi, vox dei? — Nein, Gott hatte längst die Flucht ergriffen. Er hielt es mit keinem Land der Erde.

In der Arena revoltierte ein Volk gegen die zehnfache Mehrheit und gegen eine Welt, und weigerte sich, seinen Katastropheuren, die nur sich und nicht das Volk wollten, abzusagen; in der Arena wurde punktiert, als ob es ein Wettkampf wäre; man feierte die vergeblich niedergefahrenen Länder als Punkte; man feierte Situationen einer vorübergehenden Überlegenheit als Sieg; Flaggen zog man auf, wenn nutzlos vernichtet worden war. Das Ereignis, das unübersehbare moralische Ereignis war ein kalter Automat geworden: gewonnene Schlachten wurden hineingeschleudert; das Glück eines Volkes, so glaubte man, mußte zurückkommen. Und man jubelte über jedes Begräbnis der Wahrheit; auch der Jubel war eine Wollust des Gehorchens.

Über alledem stand in einem eisernen Strahlenkranz ein Gesicht. Es war ein feindliches und starres Gesicht von einer scheinbar allwissenden und berechtigten Energie, die sich nach allen Seiten mitteilte, von allen Dimensionen eines Volkes Besitz ergriff. Es war ein Gesicht, das sich millionenfach vielfältigte; niemals, seit wir Menschen und Zustände nachträglich übersehen können, hat sich ereignet, daß sich ein und dasselbe Gesicht mit denselben allerfolgerichtigsten Zügen so mechanisch fortpflanzen und betätigen konnte. Es war allgegenwärtig, schon am Anfang des Krieges: Es war in der Vorbereitung dieser Zeit gewesen, es tauchte auf in den ersten Eroberungen, tauchte auf in Belgien, in den beginnenden Gebärden der Gewalt — und in den Worten, die überallhin ausgeschüttet wurden. Das Unerhörte ist gewesen, wie es sofort in die vierte Dimension eindrang und sich aller Bewußtseinsinhalte bemächtigte. Man gab sich dem Imperativ des Militarismus hin wie einer Religion. Christus, Buddha, Mohammed; sie mußten sich, verglichen mit diesem Imperativ, mild und mühsam verbreiten. Sie verfügten nicht über ein publizistisches Mittel wie es die Presse ist, keiner ihrer Nachfolger ist imstande gewesen, die Gesamtheit aller gesellschaftspolitischen und



sittlichen Institutionen binnen Stunden und Tagen seinem ausschließlichen Willen zu unterwerfen.

Ich bin dem Gesicht oft begegnet. Es erschien mir — schon vordem und nachher — auf dem Antlitz der Betriebschefs, wenn sich die unversehens wärmer werdende Rede den letzten und schwersten Dingen zuwandte. Es zeigte sich mir bei Staatsmännern, Ministern und Generalen, von denen ich glaube, daß sie Menschen sein wollten. Es ging stets feindlich auf, zuweilen aus einer wüsten Verzweiflung, manchmal aus leerem Schwanken. Aber es erschien immer; die Worte froren ein, von kalten tückischen Dünsten getötet. Und ich sah es, nicht lange vor dem Krieg, an dem, der nach der Meinung der Welt sein Schöpfer sein soll; es blickte nicht starr, sondern krampfhaft, und wie von Zweifeln und Unsicherheiten betäubt. Am häufigsten kam es mir auf jenen Kaiserstraßen der großen Städte entgegen, nicht stolz und nicht freudig, weder als Glück noch als Unglück. Die Arbeitsläufer trugen es mittags und abends wie ein respektheischendes Fatum dahin; Feiernde standen so und ließen sich vom Wirbel der Geschäftsleute umkreisen; mit den Mienen der Frauen war es verbunden, und selbst in den begehrenden Augen junger Menschen schimmerte seine metallische Härte. Schlimmer, viel schlimmer ist gewesen, daß sich die vor ihm verneigten, die sich hätten abwenden müssen.

Philosophen bekränzten es mit Philosophie und sprachen schmiegsam vom Katheder herab: „Der Geist will es!“, Priester predigten: „Gott will es!“, Dichter bedichteten es, und Künstler waren für eine luxuriöse Ausstattung besorgt. Es half uns, die wir nicht teilnehmen wollten, gar nichts, wenn wir dagegen behaupteten, es seien das keine wahren Philosophen, Priester, Dichter und Künstler. Denn das Kraftwerk türmte sich unbekümmert und strotzend empor, und das kleinste Schwungrad, das im System rotierte, schuf einen unwiderstehlichen Strom, der Blut und Gehirn der Millionen mit tausend Stationen umschloß. Es nahm die Tüchtigen, die Gutmütigen, die Fleißigen, die Zufriedenen, die Gehorsamen,



es nahm die Arbeit und den Willen von Generationen hin. So besaß es alle, alle, alle. Und das höhnische kleine Lächeln derer, die nicht besessen sein wollten; die revolutionäre Anspielungssprache derer, die sich gegen die geräuschvollen Installationen erklärten; der verhaltene Schmerz derer, die litten; die Ablehnung derer, die aus besseren Zeiten übrig geblieben waren: änderte, verbesserte, hielt nichts auf. Alles, alles, alles gelang.

Verflucht die weißen, verflucht auch die roten Fahnen! Es kam doch so, daß die Kriegsmaschine, rot dekoriert, mit Laternen in jeder beliebigen Farbe dahinfahren konnte. Wer nicht mitfuhr, war zerquetschter Kiesel am Weg; der Geist warf Erbsen an eine gepanzerte Wand; das Wort hatte längst kapituliert. —

Es gibt keine Sündenböcke, es gibt nur Sünderscharen. Auch in der zehnfachen Übermacht, die über Deutschland abgestimmt hat, wird die Ewigkeit Sünder finden; jene, die sich auf das Unisono: „So bist du, deutscher Barbar!“ verderblich-frühzeitig geeinigt hatten, und jene, die sich an dem Notstand der Deutschen gestärkt haben. Aber vor der Ewigkeit, vor der die furchtbaren Tagesgespenster der deutschen Selbsthilfe, der politischen Justiz, der Schuldverteilung und Schuld-rückzahlung nicht bestehen werden, wird vielleicht der ehemals unaufhaltsame Militär-, Gewalt- und Obrigkeitsstaat nur ein grausamer Hebel sein; bestimmt gewesen, die kranke Welt in die Luft zu sprengen, damit sie sich in einer neuen und gesünderen Ordnung wieder zusammenfügen kann. Die Krankheit des Welt-Geschäftshauses brach dann dort aus, wo der *locus minoris resistentiae* vorhanden war.

Erlöst Wilson? Er allein ist ein Licht. Die Welt wartet, ob er der Hadrian oder Napoleon der Demokratie zu werden gedenkt. Allzulang hat man von einer großen Zeit gesprochen. Erst gestern ist sie reif für kommende Größe geworden.

In dem Tor, das in Zukunft und Helligkeit führt, wird auch der Deutsche stehen, mit den Füßen auf der Erde, die Augen zum Himmel gerichtet, die Hände zur Arbeit bereit.

Mit den Füßen auf der Erde: Nur der Hohlraum, auf dem die deutschen Völker aufgestellt waren, sich aufstellen ließen, fatalistisch-ergeben, nur dieser Hohlraum ist zertrümmert. Das Volk selbst, nicht zu zerfetzen, nicht zu zertrümmern, auch in der frevelhaft hinverschwendeten Tatkraft hundertfach bestätigt, es wird fort dauern, kann nie in der Runde der Menschheit fehlen.

Wer darf zum Selbstmord raten? In diesem üblen Rat ist das unerbittliche Gesicht mit dem stählernen Strahlenkranz zum letztenmal sichtbar. Es verrät sich an der gebrochenen Stimme, an der falschen imperatorischen Moral-Kategorie, an der alten Wiederholung verführender Klänge. Hört ihr nicht, daß abermals das Schicksal angerufen werden soll? Um zu entscheiden, ob die Deutschen auf einem Friedhof oder in einem Gefängnis wohnen sollen? Sie werden keines von beiden wählen. Der Grabsteine sind genug und übergenug. Wer gegen den Mord gewesen ist, wird auch gegen den Selbstmord sein müssen. Möge verzweifeln, wer Grund zur Verzweiflung hat.

Im Absturz werden künftige Deutsche geboren.

In die Hand des Schicksals ist nichts, in die Gehirne und Seelen, die das verfügte Gewand geduldet und längst eines eigenen Willens würdig geworden sind, ist alles zu legen.

Und wenn Deutschland in den Katastrophen seiner Geburt von Erdbeben durchschüttert wird, so werden sich nur nach einem halben Jahrhundert des Wartens die Gräfte öffnen: Aufstehen werden jene fruchtlos hingestorbenen Geister, die fortleben müssen, und hinsterben werden jene, die nie mehr aufstehen dürfen.

## LÖSUNG

Nur Kamerad sein! Vor den Tieren geigen,  
Die aus dem Urwald, aus den Höhlen steigen.  
Damit, daß wir nicht kämpfen, uns bewehren,  
Und, droht sie, der Gewalt den Rücken kehren.



H. N. Brailsford:

## DER VÖLKERBUND

*Bei dem Wettbewerb über das Problem des Völkerbundes, den die „English Review“ veranstaltete, erhielt die Arbeit H. N. Brailsfords den ersten Preis. Sie erschien im Augustheft der von Austin Harrison geleiteten Revue. Hier folgt der grösste Teil des Essais, nach einer Übersetzung von Alfred H. Fried.*

Die Erfahrung lehrt, daß sich in menschlichen Dingen das Böse durch die bloße Übertreibung selbst bekämpft. Der Staatenkampf hat uns zu Koalitionskriegen geführt. So wollen wir untersuchen, ob die Drohung ihrer Erneuerung in noch schrecklicherer Gestalt uns zu dem Riesenwerk der Errichtung einer einzigen Friedensliga führen kann.

Noch haben wir zu kämpfen mit den direkten und positiven Tendenzen, die in der Vergangenheit zur gewaltsamen Beilegung von Streitigkeiten geführt haben. Der Geist Europas, wie wir ihn am Vorabend dieses Kriegs kannten, war in der Hauptsache solch ein Komplex von widerstrebenden Antrieben und halb gelungenen Hemmungen, wie *Freud* und seine Schule sie im Geistesleben des Individuums nachgewiesen haben. Durch das unterbewußte Leben der meisten europäischen Völker zog sich das immer wiederkehrende Motiv eines Wunsches nach irgendwelcher organischen Veränderung, nach irgendeiner internationalen Neuordnung, die in der Welt, wie wir sie kannten, durch das normale Friedensverfahren kaum erreichbar war. Frankreichs Verlangen nach Revanche und nach den verlorenen Provinzen, die serbische Sehnsucht nach der jugo-slawischen Einheit, das bulgarische Begehren nach Mazedonien und der italienische Irredentismus sind die deutlichen Zeichen für das ruhelose Verlangen nach Änderung. Dem füge man hinzu: die romantische Sehnsucht der russischen Imperialisten nach Konstantinopel und das Empfinden deutscher Patrioten, daß die überseeische Ausdehnung des Reichs, an derjenigen Großbritanniens und Frankreichs gemessen, der Kraft des nationalen Organismus, seiner Bevölkerung oder seiner industriellen Leistung bei weitem nicht entspreche, dann hat man angehäuften Brennmaterial in Fülle und genug für einen Weltbrand. .... Selbst in günstigeren Fällen berief man sich auf die Gewalt, wenn auch beide Seiten, nach der trockenen Kriegführung der Rüstungen, am Ende vor dem gegenseitigen Blutvergießen doch noch zurückschreckten. Diese Triebe zur Änderung waren, wenn sie auch nicht direkt zum Krieg führten,



doch nicht ohne Einfluß. Sie erregten das Spiel der nationalen Kräfte, türmten die Rüstungen auf und schmiedeten Allianzen. Die angelsächsischen Völker standen allen diesen mächtigen Kriegsantrieben fern. Wir haben ja keine unerlösten Blutsverwandten, unser Besitz in der Welt ist reichlich, und alles, was Gewalt zu gewinnen vermochte, besitzen wir. Wir streben jedoch zu ausschließlich nach Ruhe und erfassen eine Friedensliga zu sehr als eine Organisation, die den status quo verewigen und die Störer der einmal errichteten Ordnung unterdrücken soll. Dieser Weg führt zur Stagnation und letzten Endes zu einer Auflehnung der lebenden Kräfte gegen einen lebendigen Tod. *Änderung ist eine biologische Notwendigkeit.* Der Fluch des alten Europa liegt nicht darin, daß die unterdrückten Triebe, die Änderungen wollten, schließlich den Weltkrieg entfesselt haben, sondern eher darin, daß der Aufbau zu starr, die Macht zum Selbstausgleich zu beschränkt, eine grundlegende Änderung ohne Krieg undurchführbar war.

Danach ist es möglich, unserm Problem näher zu treten. Wenn es das Ziel einer Staatenliga ist, rohe Gewalt zu verhindern und die Wiederholung eines solchen Konflikts, wie er heute wütet, zu verhüten, so muß sie eine internationale Organisation schaffen, die *Sicherheit* dafür bietet, *daß rechtzeitige Veränderungen bewirkt werden können*, ehe ein Volk durch unerträgliche Übelstände oder auch durch einen vernünftigen Anspruch dazu gezwungen wird, die Änderung durch die Gewalt der Waffen herbeizuführen. Diese Definition mag den befremden, dessen Bestrebungen nur auf Ruhe gerichtet sind. Doch ist es klar, daß Ruhe in jeder Gemeinschaft nur durch ständige Anpassungsfähigkeit erkauft wird. *Die Strafe für Starrheit innerhalb des Staates ist Revolution, im Leben der Staaten heißt sie Krieg.* Der Baumeister einer solchen Liga hat daher eine doppelte Aufgabe. Er muß die saturierten und konservativen Mächte überzeugen, daß ihre Ruhe auf die Dauer abhängt von ihrem Eintritt in einen Bund, der ihrer Souveränität einige Beschränkungen auferlegt, Beschränkungen solcher Art, wie sie übrigens heute jede Allianz erfordert. Er muß ferner die unruhigen wie die ehrgeizigen Mächte überzeugen, daß Bau und Verfassung der Liga gewisse Garantien für die ehrliche Erfüllung ihrer Ansprüche bieten, soweit diese mit dem Allgemeinwohl übereinstimmen. Er wird natürlich bei beiden Teilen auf starke Skepsis stoßen.

Jene Mächte, die die Liga vornehmlich als eine Versicherung gegen Angriffe betrachten, werden die Verteidigungsbasis des Vertrags mit Bedenken ins Auge fassen. Dieser Vertrag muß bei seinem Abschluß vorsehen: 1. *Die Verweisung aller akuten internationalen Fragen an ein Tribunal, den Verständigungsrat oder den Vermittler zur Beilegung des Konfliktes*; 2. *Die Unterlassung jeder kriegerischer Handlung, auch der Mobilmachung, bis die übernationale Behörde ihre Entscheidung veröffentlicht hat, sowie für einige Zeit nachher*; 3. *Die vereinigte Aktion aller Vertragsmächte zur Bekämpfung einer Regierung, falls*



~~~~~

*sie den Vertrag verletzt, durch wirtschaftlichen und, wenn nötig, militärischen Zwang.*

Das sind ungeheure Verpflichtungen. Das Risiko ist zweifach. Eine Macht kann ihren Vertrag brechen, und wenn sie sich mit Verbündeten versehen hat, wird der daraus entstehende Konflikt den gegenwärtigen Kampf, vermehrt um die Erbitterung des Bürgerkriegs, wiederholen. Außerdem ist es eine etwas weitgehende Vermutung, alle vertragstreuen Mächte würden dann ihre Verpflichtungen erfüllen und sich zur Verteidigung der Liga zusammentun. Und wenn sie es auch dem Namen nach täten, würden sie ihre Truppen auch mit der nötigen Großzügigkeit und Bereitwilligkeit zur Verfügung stellen? Diesen Zweifeln gegenüber gibt es keine endgültige Antwort, kann doch keine Menscheneinrichtung mit mechanischer Vollkommenheit funktionieren; zudem verlöre das Leben die Hälfte seines Reizes, wenn alle Gefahren beseitigt wären. Die praktische Antwort auf diesen Skeptizismus ist in Kürze die, daß wir unter keiner Bedingung dieses Risiko vermeiden können, und *daß jede andere Art der Versicherung es nur in erschwerter Form enthält.* Dagegen kann man sagen: *Die Teilsallians fordert die Kriegsgefahr heraus; sie schafft das Risiko, weil sie mit ihrer ständigen und kostspieligen Vorbeugung gegen sie die Wahrscheinlichkeit des Krieges als Zentralproblem des internationalen Lebens hinstellt.* Sie gestattet dem Denken der Menschheit, von der Meinung auszugehen, daß der Krieg unvermeidlich sei, und es ist nicht überraschend, wenn die menschlichen Leidenschaften zur Verwirklichung jener Prophezeiungen führen, die laut aus allen Verträgen und Rüstungen spricht. *Eine Staatenliga wird von der entgegengesetzten Annahme ausgehen. Sie wird verkünden, daß das Gesetz die Regel, das Verbrechen die Ausnahme ist,* und wenn dieser Glaube institutionell verkörpert ist, wird sich das Denken der Menschheit von selbst der neuen Ordnung anpassen.

Etwas schwieriger dürfte den Einwendungen der unternehmenderen Mächte zu begegnen sein, deren Interessen in künftigen Veränderungen liegen. Der Baumeister der Liga muß sie nicht nur dahin befriedigen, daß sie eine unparteiische und rücksichtsvolle Behandlung bei den Gerichten und Räten der Liga finden werden, sondern auch mit dem Hinweis auf die ziemliche Wahrscheinlichkeit, daß, wenn ein Urteil oder ein Gutachten erlassen wird, dieses auch zur Durchführung gelangt.... Allerdings zeigt sich die mehr theoretische und zweifelhafte Seite der Liga, wenn wir bedenken, daß es sich bei jenen Gegensätzen, die gemeinhin zum Krieg führen, weder um tatsächliche, noch um juristische Schwierigkeiten handelt, sondern um solche, die nur beigelegt werden könnten durch Anlegung eines moralischen und politischen Maßstabs, wie er sich von Generation zu Generation ändert, und den nicht zwei Völker gleichmäßig zu definieren vermöchten. Kann ein Versöhnungsrat zusammengesetzt werden, der nicht



nur frei von Voreingenommenheit und Vorurteil ist, sondern auch eine so große Autorität besitzt, daß beide Parteien sich vor ihm beugen? Wir wollen annehmen, daß er nicht versucht, ideale Gerechtigkeit auszuüben, — ideale Gerechtigkeit ist ein moralisches Dynamit, das jede menschliche Gesellschaft zum Scheitern brächte — sondern, daß er eher auf ausgleichende Lösungen hinarbeitet, wodurch akute Streitigkeiten erst einmal gemildert werden. Dann ist es klar, daß solch ein Rat nur unter der Bedingung Anerkennung beanspruchen, Vertrauen oder Gehorsam erwarten kann, wenn bei Errichtung der Liga ein volles Maß von Vertrauen und Wohlwollen unter den einflußreichen Mächten besteht. Diese Bedingung ist eine delikate Angelegenheit, man muß sich hüten, sie zu stark zu betonen. Es braucht das Vertrauen ja nicht sentimentale Aussöhnung, noch evangelische Bereitschaft zur Feindesliebe zu bedeuten, sondern nur einmal soviel, daß die führenden Mächte, von der Notwendigkeit einer Liga überzeugt, Zugeständnisse machen, um deren möglichst reibungslose Arbeit zu ermöglichen. Nicht Gefühl, sondern der feste Wille, eine arbeitsfähige Liga zu schaffen, ist die erste Bedingung für ihre Errichtung. Wenn wir die Liga machen sollten, so sind wir Realisten genug, zu begreifen, daß sie mißlingen müßte, wenn eine so ansehnliche Macht wie Deutschland Grund hätte anzunehmen, daß sie sich darin mit geringerem Recht abfinden müsse. Es erübrigt sich zu sagen, daß ein gleicher Geist des Entgegenkommens von deutscher Seite ebenso dringlich nötig wäre. Ohne die Wichtigkeit technischer Fragen beim Entwurf eines Statuts gering einschätzen zu wollen, hängt die Zukunft des Völkerbunds doch nur ab von der Fähigkeit, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen.

Es mag sein, daß die Mühe, eine auf gegenseitiges Vertrauen gegründete Liga zu erfassen, in Kriegszeiten von der menschlichen Natur eine unmögliche Beweglichkeit des Geistes erfordere. Wir leben in einer mit Leidenschaft erfüllten Zeit, und eine den natürlichen Stammesinstinkt leitende Propaganda hat unsere Neigung des Denkens in eine einzige Richtung gezwungen. In den für die breite Masse bestimmten Reden scheint man anzunehmen, daß Deutschland die erste Macht sei, die jemals ein Vertragsversprechen gebrochen, wenn nicht gar die einzige Macht, die jemals einen Angriff unternommen habe. Aus diesen gefühlsmäßigen Voraussetzungen ergibt sich die natürliche Schlußfolgerung, daß es die Hauptaufgabe, wenn nicht die einzige Aufgabe der Liga sein muß, in Zukunft über Deutschland Wache zu halten. *Mit solcher Gesinnung traten die Alliierten auf dem Wiener Kongreß zusammen.* Nachdem sie sich selbst zu Polizisten über Frankreich ernannt hatten, unternahmen sie es, ihre eigenen Räubereien auf Kosten der Polen und Italiener zu sanktionieren, und der Kongreß, der einen Krieg beenden sollte, traf Bestimmungen, die eine Folge von neuen Kriegen sicherten. Wenn dieser engherzig rechtliche und zwangsmäßige Geist bei der Schaffung eines Völkerbundes vorherrschen sollte, würde die Leistung



der Heiligen Allianz nicht übertroffen werden. Es ist zweifelhaft, ob der Feind Anspruch erheben würde, einer nach diesem Vorbild aufgefaßten Liga sich anzuschließen, die, wenn er beiseite bleibt, wohl eine große Defensiv-Allianz werden mag, aber niemals eine Friedensliga. *Eine Teilallianz kann niemals das Recht in der Welt sichern, aus dem einfachen Grund, weil sie mit ihrer unvermeidlich auf das Mächtegleichgewicht gerichteten Tendenz nicht immer wagen wird, den Ungerechtigkeiten ihrer eigenen Partner entgegenzutreten.* Zweifellos muß eine Weltliga ihren Zwangsapparat vorbereiten und kann der unumgänglichen Sanktion durch kooperative Gewalt nicht entbehren. Denn sonst könnte kein Gefühl der Sicherheit in Europa aufkommen, und jede Macht würde gegen künftige Gefährdung sich weiter mit der alten Technik des bewaffneten Friedens wappnen. Aber wir würden die Liga schlecht errichten, wenn wir versuchten, ihr Fundament lediglich auf Gewalt aufzubauen. Ein kluger Baumeister wird es vorziehen, sie jedem zivilisierten Volk durch die ihr innewohnenden Vorteile zu empfehlen. *Sie muß eine Gesellschaft sein, die ihren Mitgliedern so unbestreitbare Vorteile bietet, daß keiner zivilisierten Macht daran gelegen sein kann, außerhalb zu bleiben, sich loszulösen oder sich durch eignes unloyales Verhalten der Ausschließung auszusetzen.*

Die Entwicklung der beiden großen Allianzen während dieses Krieges hat gezeigt, welcher Art die grundlegenden Vorteile der Liga sein müssen. Sie muß sich anschicken, gleichmäßig über die ganze Welt jene Vorteile auszubreiten, die heute jede Teilallianz ihren eignen Mitgliedern vorbehalten möchte. Das Rohmaterial, einschließlich der Hauptnahrungsmittel, sind der Angelpunkt der Weltpolitik geworden, und wenn Horaz jetzt seine Ode nochmals schreiben könnte, würde er nicht mehr vom auri sacra fames, sondern von Erzhunger sprechen. Entweder werden wir Baum- und Schafwolle, Metalle, Gummi, Öl und Korn jedem nach seinem Bedarf zuerteilen, oder wir müssen ein Menschenalter voll Aufruhr, Intrigen und Krieg zur Erzwingung dieser Zuteilung gewärtigen. Es gibt für die Völker ebenso ein „Recht auf Arbeit“ wie für die Individuen, und der Neumerkantilismus, der die Industrie-Materialien für eine Macht oder eine Gruppe von Mächten monopolisieren wollte, würde zur Ursache künftiger Kriege werden, die für die Arbeiter eine ebensolche Lebensfrage wären wie für die Kapitalisten. In diesem einzigen Auskunftsmittel haben wir wahrscheinlich den Schlüssel für die Schaffung und Aufrechterhaltung der Liga. *Mit einer internationalen Kontrolle über den Strom des Rohmaterials jenseits der Grenzen könnte die Liga jeden zivilisierten Staat in ihre Reihen bekommen, und mit der Macht, diesen Strom aufzuhalten, stände ihr eine Sanktion zur Verfügung, die jeder Staat fürchten müßte.* Wenn die Liga als die Quelle angesehen wird, die der ganzen Welt ihren regelmässigen Bedarf an notwendigen Dingen sichert, wird sie sich rasch ein Vertrauen erwerben, wie es durch einen übernationalen Strafgerichtshof niemals erreicht werden

könnte. Es gibt auf wirtschaftlichem Gebiet noch andere Vorteile gleicher Art, deren Organisation empfehlenswert, und deren Vernachlässigung gefährlich wäre. So würde es für die Liga gefährlich sein, Zollkriege innerhalb ihres Bereichs oder die Bestrafung einiger ihrer Mitglieder durch andere wegen politischer Gründe zu dulden. Solche Zolltarife würden wie Haßgesänge in Prosa wirken. Es erscheint wünschenswert, wenn nicht gar unerläßlich, daß sich alle Mitglieder der Liga gegenseitige Meistbegünstigung gewähren. Auch der Kampf um Erwerbung von Kolonien wird weiter eine Kriegsursache bleiben, sofern nicht die Gewährung der offenen Tür für alle zivilisierten Handeltreibenden in allen nicht sich selbst regierenden, den Mitgliedern der Liga zugehörenden Gebieten zur Regel wird. In der Handhabung dieser direkten Vorteile haben wir die Lösung für das Problem des Vertrauens und Wohlwollens. Eine Liga, die diese Vorteile allen ihren Mitgliedern gerecht zukommen läßt und allen die Möglichkeit zu leben und zu wachsen bietet, wird durch diese Mittel allein die nötige Atmosphäre des Vertrauens schaffen.

•

Es ist nicht die unbedeutendste Empfehlung der Liga, daß ihr Vorhandensein zunächst dort die Demokratie stärken und die öffentliche Meinung wappnen wird, wo die Demokratie bereits einigermaßen eine Wirklichkeit ist. Man kann ruhig sagen, daß am Vorabend dieses Krieges jedes europäische Volk außerhalb des Balkans einen Stand moralischer Entwicklung erreicht hatte, in der es aufrichtig einen Angriffskrieg verwarf. Das ängstliche Bemühen der deutschen Regierung, ihrem eigenen Volk klar zu machen, daß sie in der Verteidigung handle, ist ein Beweis, wenn dieser überhaupt nötig ist, daß die große Masse des deutschen Volks keine Ausnahme von dieser Regel bildet. Der allgemeine Fortschritt in der Moral, der die Zivilisation soweit gebracht hat, war jedoch völlig unfähig, den Krieg zu verhindern, und unter gleichen Bedingungen würde es immer so sein. Der schwindlige Ablauf der Krise, die uns zum Abgrund führte, das Geheimnis der Verhandlungen, die Leichtigkeit, mit der die Regierungen nach Kriegsausbruch ihre eigne Sache mit ihren selbstausgewählten Tatsachen einem erregten und alarmierten Volk darlegen konnten, verhinderte jede vorhergehende Prüfung des Streitfalls durch die öffentliche Meinung. Aber selbst bei mehr Muße und mehr Öffentlichkeit kann man Zweifel hegen, ob irgendein Volk in seiner Masse den historischen Sinn und jene Objektivität besitzt, um, nachdem einmal die Leidenschaft aufgerüttelt ist, der Richter seiner eigenen Regierung in einem komplizierten Streitfall zu sein. Wir alle verurteilen den Angriff, wo war aber die Richtschnur, nach der der Angriff festgestellt werden konnte? Die Idee der Liga gibt hierfür ihr eigenes, fast mechanisches Kriterium. *Die Demokratie wird nicht länger mehr nötig haben, die Handhabung verwickelter diplomatischer Vorgänge seitens ihrer eigenen Regierung zu bekritteln. Für sie ist der*



*Angriff fest definiert.* „Habt ihr euren Streit vor den dafür bestimmten Rat gebracht? Habt ihr seine Entscheidung ohne krieglerische Handlungen abgewartet? Nehmt ihr die getroffene Entscheidung an? Habt ihr, kurz gesagt, unser Abkommen beobachtet?“ Wo gibt es eine so einfältige Demokratie, daß sie nicht diese Fragen stellen würde? Wo ist die Regierung so gesichert, daß sie es wagte, sie zu ignorieren? Wenn es richtig ist, daß die Entwicklung der Demokratie den Frieden fördert, ist es ebenso richtig, daß die Sicherung des Friedens eine Stärkung der Demokratie bedeutet. Die Wahrscheinlichkeit zugunsten des Friedens annehmen, die allgemeine Hoffnung stärken, daß der Friede bei gutem Willen immer bewahrt werden kann, bedeutet eine Schwächung jener Argumente, mit denen der Militärstaat seine innere Disziplin aufrecht erhält. Die Beendigung des bewaffneten Friedens der alten Ära macht gleichzeitig einen Anachronismus aus dem preußischen Staat, der seine Ablehnung der Demokratie nur als eine Verteidigungsmaßnahme gegen Feinde darstellt, die ihn auf „zwei Fronten einkreisen“. Die wesentliche Probe auf die Eignung eines Staates für die Liga liegt also darin, daß er sich ihren Bedingungen zu unterwerfen wünscht. Laßt uns glauben, daß die Wirkungen der Ursache folgen werden. Wenn ein Staat abrüstet, muß er seine Politik des Feudalismus aufgeben, und wenn ein solcher Staat in die Liga der Nationen einzutreten sucht, so wird er durch diesen Akt mit eignen Händen seinen Militarismus vernichten.

\*

Wir werden nur langsam die Lehren der Geschichte begreifen, sofern wir nicht bei dem Feuerschein des Zusammenbruchs die Unvollkommenheit unserer Vor-Kriegs-Moral erfassen. *Ein Völkerbund verlangt von uns nichts anderes, als den Aufstieg von der bisher üblichen internationalen Nebenbuhlerschaft zu dem Ideal der Kooperation.* Die materielle Entwicklung unseres Jahrhunderts hat die Zivilisation zu Aufgaben gedrängt, für die sie nicht reif war und hat sie mit physischen Kräften ausgestattet, die ihr soziales Gewissen nicht zu meistern vermochte. Wir hatten sozusagen neue Sinne und neue Glieder erworben, doch als wir mit entschlossener und mächtiger Kraft uns in die entferntesten Ecken der Erde begaben, brachten wir zu unsern neuen Berührungen mit zahlreichen Rassen nicht gerade die nötige Sympathie mit. In der internationalen Prüfung dieses Krieges haben die christlichen Kirchen versagt, und im Gegensatz zum internationalen Sozialismus wissen sie nicht einmal, daß sie versagt haben. Die Entwicklung, auf die man rechnen kann, liegt nun darin, daß die neuen Institutionen, indem sie die Menschen in neue Beziehungen setzen, schließlich deren Denken umwandeln müssen. England aus der Heptarchie zu gestalten war nicht weniger ein Wunderwerk, als Europa aus sechs Großmächten herauszuschreiben. Wird die soziale Einheit erweitert, muß dem äußeren Wandel eine gewisse Erweiterung unserer



sozialen Instinkte folgen. Die Gewohnheit, den fremden Handel als eine Art Kriegführung zu betrachten, könnte solch eine neue Tatsache wie die Rationierung der Welt-Rohstoffe durch eine übernationale Behörde kaum überleben. *Die Erkenntnis der gemeinsamen Bedürfnisse und der gemeinsamen Abhängigkeit bedeutet den Beginn der Umwandlung wirtschaftlicher Motive.* Die Gewohnheit, eroberte Gebiete und unterworfenen Völker vom Standpunkt des Besitzers und des Eigentümers zu betrachten, hatte seine Wurzel in den Institutionen der Vergangenheit. Sicherheit hing von der Menschenkraft ab, und die Erwerbung neuer Völkerschaften, die rekrutiert werden konnten, erschien als Garantie der Sicherheit. In einer Welt des wirtschaftlichen Kampfes war der Besitz von Gebiet der natürliche Weg, sich den Zugang zu den Rohstoffen zu garantieren. *Neue Garantien der Sicherheit auf kooperativer Grundlage gewinnen und so die gleichmäßige Verteilung der Weltrohstoffe sichern, heißt die Wurzeln des besitzenden, wie des erwerbenden Nationalismus gleichzeitig abschneiden.* Die allmähliche Umwandlung der Begriffe, die der nationalistischen Volkswirtschaftslehre zugrunde liegen, muß in dem Maß vor sich gehen, als die Staatenliga nach und nach ausgebaut wird. Ideen müssen Hand und Fuß haben und auf der Erde stehen. Laßt uns keine Gelegenheit verpassen, den neuen Institutionen eine sichtbare Gestalt zu geben, ein vereinigendes Symbol und einen sozialen Brennpunkt. Die Menschen werden immer die „kleinen Pelotons“ lieben, zu denen sie gehören; Aufgabe der Erziehung ist es, sie zu lehren, daß eine „göttliche Taktik der Geschichte“ ihnen vorschreibt, einen bestimmten Platz, ihren Platz, einzunehmen und die vorgeschriebene Entwicklung in einer größeren Armee von Kameraden mitschaffend zu erleben.

## FREIHEIT

Spielen können, spielen, spielen!  
 Und wir fliegen, die wir fielen,  
 Auf den Marsch macht sich das Ziel  
 Uns entgegen. Denk, wieviel  
 Werden deine Arme halten,  
 Wenn sie zwanglos mit sich schalten,  
 Die ermüdet bis zum Krampf  
 Führen noch im Schlaf den Kampf,  
 An sich raffend, was sie spenden,  
 Traumerbebend an den Lenden.

*Wieland Herzfelde:*

## AN MEINEN BRUDER

Nicht die Gezeiten des Bluts,  
Der Augen und Hände Gerank,  
Weckende Strahlen des Worts  
Meiner Schritte Wanderzelt nicht —  
Dir, mein Bruder, gehört  
Der Stern über mir.  
Du aufwühlender Sturm,  
Wenn mich Nebel begraben,  
Gewölk auf mir lastet,  
Und Wasserlinsen trüben den Irissee.  
Deiner Stirne Geklüft:  
Alpen hängender Insel,  
Deren schwebendes Wimpergebüsch  
Auffängt meinen Sturz  
In Erwachens gähnende Helle.  
Das Dynamit deiner Tränen  
Sprengt Steinbrüche in mir,  
Daraus Himbeeren leuchten  
In trägen Atems bittre Luft,  
Eidechsen meine Finger warnen,  
Verkrampft an Gittern zu erlahmen.

Bei deines gezeißelten Mundes  
Stummer Glocke der Armut,  
Deinen gekreuzigten Armen,  
Die mich seiden gebettet,  
Da, grinsendes Wrack,  
Ich fahl und beschmutzt

Mich im Spiegel bespie:  
Mir schmelze die Zunge,  
Verkohlten die Lippen,  
Würde mit verschränktem Gruße  
Die Aussätzigen und Geächteten  
Ich vor mir niederbeugen;  
Blutig schloße sich dein Auge,  
Wüchse zur Hornisse meiner Nächte.

Nein! Denn unsre Blicke  
(Ruhlose Wildkatze deiner,  
Der meine: saugender Falter)  
Sind vereint zum Habichtsflügel paar:  
Unbegrenzt und stetig kreisend  
Trage ich von fremden Widerständen  
Über Sümpfe, verankerte Wipfel,  
Meeres- und Wüstenerwartung  
Aus der Menschen kreischendem Gehopse  
Dich hinweg zu dir.  
Aber du: erspähend den Maulwurf,  
Wie Wiesen, vertrauende er zerwühlt,  
Schmierige Ratten und Amphibien,  
Die die betenden Wasser vergiften;  
Erlauschend die Quelle  
Unter sandigem Sterbebett,  
Den tonlosen Schrei eines Kindes  
Durch asphaltner Decken Alp —  
Du reißt mit spaltendem Stoß,  
Erlösung sprühendem Anprall  
Mich hinab in den Schaum  
Der epileptischen Erde,  
Von ihm zu reinigen  
Ihren regenbogengegürteten Leib,  
Den mit gleichem Herzschlag,  
Nimmermüde, kindliche Gebieter  
Wir beschlafen.



Ohne dich, mein Bruder,  
Blicke ich von ihrem Schoß verbannt,  
Hätte nie der Sternbilder  
Mutterhände ich erkannt.

Doch Menschen, Länder, Wasser  
Können uns nicht trennen:  
Meine Sprache ist  
Das Echo deines Atems,  
Schattengleich folgt meiner Spur  
Talisman dein Schlafgesicht,  
Regen sendest du  
Auf meines Lächelns Saaten,  
Glocken hänge ich  
In deiner Fäuste Turm.  
Lebende Panzer  
Schützen wir einander  
Vor entlaubenden Insekten,  
Gasen gärender Einsamkeit.

John und Wieland:  
An die eigenen Wunder  
Gläubiges Gauklerpaar!  
Keine Folter, John, kann deinen Zähnen  
Unsre Fahne (blitzumgitterte Sonnenblume) entreißen:  
Wielands Haar umweht  
Zu Knospen dir die Eisenstacheln,  
Daumenschrauben wandelt  
Zu Lianen sein Betasten,  
Wein der Freundschaft  
Trinkt der Mund  
Aus Wunden kalten Bajonetts,  
Peitsche zähmt  
Zur gleitenden Schlange  
Meiner Stimme Urwaldhorn,  
Bannend zu wiegsamer Blüte

Ihres Lachens Giftgezügel;  
Ja die Hölle hebt sich,  
Flammende Tulpeninsel  
Dornlos dir aus meinem Blut,  
Dir, der mir der Heimat  
Sommerfäden wirkt  
In brennenden Traum  
Auf eisigen Steinen:

Unter ungeschlachten, Todschweiß  
Pressenden Himmels Stahlhelm  
Wank' ich zwischen hohen, engen Mauern,  
Kahlen, rot und feucht,  
Endlos, ohne Tor und Biegung;  
Doch wo meinen trock'nen Blick  
Zur Verzweiflungsschneiden  
Sie einzuengen drohen,  
Die in meine Brust sich senken:  
Dort kommst (Harzgeruch durchdringt mich),  
Sichtbar wachsend, du  
Mein Bruder, mir entgegen,  
Leicht zubröckeln das Gemäuer  
Deine Arme, Birkenstämme,  
Meinen Weg versilbernd.  
Dunkles Moos verdrängt  
Der Wände Starrnis,  
Aus dem Mondschein  
Steigen Königskerzen  
Und Kastanien neigen,  
Ahorn, Schleierweiden,  
Lautlos sich auf meine Schultern,  
Blau umspült dein Dasein  
Meine Stirn, o John.

*Fritz von Unruh:*

## „PLATZ!“

Eine Szene aus dem zweiten Teil der Trilogie „Ein Geschlecht“.

(Der Oberherr, der sich aus Furcht vor der Abrechnung als tot in den Sarg geflüchtet hatte, erhebt sich aus ihm, während im Palaste Anarchie tobt. Er ist allein auf dem Platz.)

## 35. SZENE.

Oberherr (richtet sich im Sarge auf):

Wird jede Tat gebucht, die wir begangen?  
Und nichts vergessen? Jeder Widerspruch,  
der sonst im Bürgerleben sich verschlingt —  
uns blieb er aufgezeichnet, fett und schwarz!  
Schmelz ich nun hin und lerne Tränen saufen?  
O bitteres Getränk! Am Grabe mir  
von dem empörten Volk noch nachgeschüttet!  
Uns trieb die Eitelkeit in Helm und Harnisch,  
daß wir beim Galaessen den Pokal  
auf jede Raubtiertugend lachend leerten! (zur Stadt)

Wer von euch allen kennt die stillen Stunden,  
wenn uns Gespenster, gräßlicher, als ihr  
aus Bett und Prunkluft auf den Platz herjagten,  
bis wir, das Nachthemd von den Rippen fetzend,  
der weiten Kreatur Gelübde schworen; —  
doch schon der erste Weckruf der Fanfare,  
des Rappen Wiehern, junger Burschen Sang —,  
das ganze Blitzgeflimmer der Parade  
warf unsern Vorsatz um — und wir erlagen!

Der Mörder findet seinen Anwalt heute;  
erlauchte Geister tauchen in ihn nieder,  
bis wir entwaffnet auf dem Grund der Übel  
sein Schuldlos sehn. — Ein Strohalm — weiter nichts!  
Als ich ein Bübchen war, hing man mir Waffen  
und Uniformen um, die Diener grüßten,



erst wußt ich nicht, warum, bis Exerzieren  
 mich so gedrillt, daß dieses Herrscherkinn  
 den Hals in dutzend Falten eingepreßt  
 und mein Gesicht erstarrt zu Stahl! O Volk,  
 warum flogst du ins Knie, fuhr ich durchs Tor?  
 Warum o Volk, der Weihrauch, das Hurra!  
 Ist dies das Ende, hätte jeder Affe  
 den Purpur durch die Straßen schleppen können!  
 Entschuldigts mich? Gibt es Entschuldigung?  
 Ich fühle in der Brust noch tausend Schäden,  
 von denen keiner weiß, als ich, als ich!  
 Von mir verlangt nicht, daß ich meine Leiche  
 zu eurem Spaß mit eigener Hand sezieren.

(Er steigt aus dem Sarge.)

Die Brücken zu dem Volk sind abgebrochen —  
 nun irr' ich in die uferlose Schuld! —  
 Die Krone auf . . (er tuts) Ich fälle selbst mein Urteil,  
 es lautet so: Tritt ab! Tritt ab für immer!  
 Die Zeit rauscht über dich hinweg, verwelkt  
 hängst Du wie vor'ges Laub im Frühlingswalde! —

Die Silberschnur von dem Paradebett . ., (Er löst sie ab.)  
 das letzte Ordensband um meinen Hals! (Er legt sie um den Hals.)  
 Und schreiben wird man: Herren, zahllos lebten,  
 die ihre Völker wie ein Felsen drückten —,  
 doch einer war, der räumt sich selber fort  
 und brach die Tafeln seiner Ahnen, so: (Er zieht die Schlinge an.)  
 Ein Schatten waren wir auf dieser Erde,  
 wie eine Wolke unfruchtbar und leer! —  
 Ein Federstrich! Wie oft gemacht! (Selbstmordversuch) Gescheh's!  
 (leise) Soll ich ins Jenseits schleichen, wie ein Dieb?  
 Kein Trommeln, Präsentieren? (stürzt hin) Fluch und Wehe  
 euch allen, die ihr uns zum Spott gemacht! (Er richtet sich auf.)  
 Was denn erwartet ihr? Was? Überfluß  
 und Luft voll Melodien? Menschen, Menschen!  
 Wir stürzen um und neue stehen auf!

(Lärm im Palast.)

Ach, eures Daseins Grund wird Schlamm! Nur Schlamm —  
 aus Habgier, Sinnlichkeit und Rachelust,  
 wo ist Gerechtigkeit, die uns verwarft!  
 Die Blutflut steigt und Hölle ist das Ende . . .

## 36. SZENE.

Die beiden Soldatenführer (eilig mit roter Leibwache):

Sie riefen uns!

Oberherr: Zu spät! Zu spät!

Der andre Soldatenführer (durch den Schnauzbart hustend):

Für uns?

Wir haben noch getreue Korps und Kugeln!

Oberherr: Dann, Jäger, gebt den Gnadenschuß!

Ein Soldatenführer: Herr, Herr . . .

(Wachsender Lärm im Palast.)

Der andre Soldatenführer:

Herzensklappen dicht!

Ein Soldatenführer (zum Palast):

Sie schreien nach uns! Nach uns!

Der andere Soldatenführer (lachend zum Palast):

Die Leute treiben es wie Dilettanten  
auf einer Sternwarte bei Nacht! Sie fordern  
in einer Stunde die Milliarden Träume —  
und schauern vor dem Okular zusammen,  
wenn solche Welt dann plötzlich, groß und einsam  
im schwarzen Raume hängt!

Oberherr: Kein Schwatzen hilft!

Der andre Soldatenführer:

Empörungstrunken klettern sie zurück  
und lästern, wo die Astronomen schweigen  
den hehren Zwang, durch den das Weltall lebt.  
Wir haben Nacht für Nacht den strengen Gang  
geheimnisvoller Linien abgelauscht  
und unserm Handeln vorgesetzt. Drum, Herr,  
eh' nicht vom Himmel die geführten Sterne  
wie Märzenhagel auf uns niederschlagen,  
verdichtet solche Tollheit nur die Einsicht,  
daß wir Gesetz und Weg der Menschheit sind!

Oberherr (fassungslos):

Schneemänner ihr! Vor jenem Bilde schmelzend,  
das wie ein Nagel in mein Hirn getrieben!  
Ja, lacht nur, Riesen! Ihr seid auch nur Menschen,  
müßt nießen, wenn ihr in die Sonne guckt!  
Ich weiß etwas, das gräßlich ist zu wissen —  
und Mond ist ein Betrüger, wenn er lächelt:  
der Morgen wird ein einziges Gemetzel,  
aus dessen Blut noch Pharaonensklaven

sich Wut und Auferstehung trinken werden —  
und wer sich je den Bügel halten ließ —  
wird von der Zukunft untern Huf getreten!

Der andere Soldatenführer:

Solang wir Schatten werfen, stehen wir!

Oberherr:

Könnt ihr's beschwören? Doch, was ist ein Schwur?

Was ist ein Kopf! Selbst solcher da, was ist's!

Rasch abgehaun! Ich denk' wir wissen das!

Fort! Fort! Wir müßten neu geboren werden —,

im Kittel gehn, auf Uhr und Pfeife horchen,

im Schweiß der Arbeit stinken wie die andern,

das wär ein Panzer, der uns schützen könnte!

Der andre Soldatenführer:

Der wilde Augenblick verwirrt Sie ganz!

Oberherr:

Hellsehend bin ich! Ihr, die Dächerwandler!

Wer sind wir denn? Legt euch, wie ich ins Grab,

da flüstern euch die Sphären manches zu!

Betrüger, von Äonen ausgemeißelt!

Ein Soldatenführer (Der Purpur wird als Fahne vom Volk auf dem Palast gehißt:) Im Dach mein rotes Tuch? (Fällt um.)

Der andre Soldatenführer:

Der Pöbel kommt! (Bemächtigt sich des Oberherrn.)

Oberherr (wehrt sich):

Ach, unsre Tat loht wie der Steppenbrand,

vor dem die Seele flieht wie die Gazelle!

Und lieber, als in eurem Weizen weiter

die Vogelscheuche sein —, lauf ich zum Volk

und will mein Mittagbrot aus Körben fressen —

und mit dem Rest die armen Spatzen füttern!

Es naht ein Tag, da es uns besser wäre,

wir wüßten nichts vom Apparat der Macht

und könnten Dielen scheuern, Tinte füllen,

wenn sich die Menschheit setzt, Gericht zu halten.

(Volk auf den Treppen.)

Der andre Soldatenführer (vor dem einen Soldatenführer):

Traf dich der Schlag? (Er packt dann den Oberherrn.) Leibwachen her!

Und vorwärts! (Sie schleppen den Oberherrn mit sich ab.)

### 37. SZENE.

(Der Feige auf dem Thronessel wird auf den Platz getragen.)

•



Oskar Baum:

## DIE ANDERE INTERNATIONALE

*Ein Aufsatz des feinen Prager Dichters, der zur Grenz-  
überschreitung genau ein Jahr gebraucht hat. Geschrieben  
wurde der Aufsatz im Mai 1917.*

Warum ist zwischen all dem beweglichen Auf und Nieder überkommener politischer Vorstellungen und Überzeugungen in dem blutig geweckten, nun so lebhaft in Fluß gekommenen öffentlichen Denken gerade der mittelalterlich starre Begriff von der alles bedeutenden Wichtigkeit der Staatsgrenzen hoch und drohend stehengeblieben? Will man ehrlich die brüderliche Völkergemeinschaft als Grundlage künftiger Weltordnung, dann ist nicht einzusehen, weshalb es eine Existenzfrage bleiben muß, ob der Ausgang ans Meer von der eigenen oder einer fremden Regierung verwaltet wird, ob ein „Einfallstor“ in der Hand eines kleinen oder großen Gemeinwesens, einer fremden oder verwandten Rasse ist, nicht einzusehen, weshalb die Erlösung von Sprach- und Volksgenossen gerade darin bestehen muß, daß die von ihnen bewohnten Gegenden in den Nationalstaat einbezogen werden.

Wer verträgt sich besser, ist in seiner menschlichen, nationalen und kulturellen Entwicklung ungehemmter und gesicherter? Die in der Schweiz beisammenlebenden oder die in selbständigen Nationalstaaten gesonderten Franzosen, Italiener und Deutschen?

Von den hinterlistigen Ausreden des Imperialismus ist die gerechte Durchführung des Nationalitätenprinzips zweifellos die gefährlichste. Wenn allen Bürgern in und zwischen allen Staaten der Welt Freiheit des Denkens, Redens und Handelns, völkische Selbstbestimmung selbst den kleinsten Gemeinden gewährleistet ist, was kann es dann ausmachen, wo die Grenzen verlaufen?

Ihre Wichtigkeit kann nur eine wirtschaftliche sein. Aber bedenkt man die grundverschiedenen Wirtschaftsgebiete innerhalb aller großen Staatsterritorien (Rheinlande und Ostpreußen, Provence und Nordostfrankreich, New York und Texas) und die ohne fühlbaren Schaden möglich gewesene, durchaus nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus rein ideellen Gründen durchgeführte Verschmelzung industriell so verschieden entwickelter Gebiete, wie es die deutschen Bundesstaaten vor 46 Jahren waren, kann man die Möglichkeit eines unter gewissen Vorbehalten und allmählich heran-

entwickelten geschlossenen Handelsstaats der ganzen Welt doch vielleicht nicht ganz als Unding und lächerliche Träumerei weltfremder Schwärmer abtun. Doch gesetzt selbst den Fall, daß die Zollschränken vielerorts vielleicht für lange hinaus nicht entbehrt werden könnten, — wird ein Geschäftsmann, dessen Konkurrent im Nebenhaus wohnt, aus dessen erbittertstem Wettbewerb und Neid eine Lebensgefahr für sich oder seine Familienangehörigen ableiten? Nein, weil es Polizei gibt. Vielleicht! Die Weltvereiner fordern ja eben auch die zwischenstaatliche Exekutive. Aber überfiel zur Zeit des Faustrechts jemals ein Kaufmann den andern? Ein Kaufmann wird immer nur über kaufmännische Mittel im Konkurrenzkampf brüten. Die Ritter waren es, die neuerworbenes Verständnis für kaufmännische Werte mit dem alteingewurzelten Gefühl des Überlegenheitsrechts ihrer Mannes- und Standesvorzüge: Tapferkeit, Waffentüchtigkeit und Kraft verbanden.

Und diese Kasten sind auch naturgemäß in allen Staaten heute noch der Kern der Konservativen, die die Abschaffung des Krieges nicht für möglich, ja in heiß und ehrlich geglaubtem Idealismus nicht für wünschenswert halten, den Niedergang der Menschheit kommen sehen, wenn nicht mehr der unbedenkliche ganze Einsatz von Körper und Seele jedem Einzelnen für sein Volk, für eine Idee abgefordert werden könnte.

Ich will mich durchaus nicht erkuhnen, die Frage hier etwa als sachverständige Autorität entscheiden zu wollen, ob die brüderliche Völkergemeinschaft, wenigstens in dem doch gewiß bescheidenen Ausmaß des Nebeneinanderlebens der Individuen und Familien im bisherigen Staat verwirklicht werden kann, ob wie fünfzig oder hundert Millionen bisher sich auch 1500 oder 2000 Millionen einem Gesetz und einem obersten Gerichtshof gefügig und zufrieden unterstellen würden, ob, was in der Schweiz unter drei Nationen auch in der Welt unter vierzig möglich ist, daß ohne ein Herrenvolk Ordnung gehalten werden kann, und ob eine unparteiische oberste richterliche Gewalt nirgends und nie als unerträgliche Tyrannei empfunden werden würde, ob unter den sechs oder sieben großen und 35 kleinen Völkern auch bei lautersten Absichten (also selbst ohne die pessimistische Annahme unausrottbaren Machtgelüstes) durch verschiedene Gruppierung bei Abstimmungen im Tribunalkomitee, bei Meinungsverschiedenheiten also, eine vielleicht geistig kulturell höher stehende Minderheit gegen ihre Überzeugung zu handeln, zu leben gezwungen werden könnte.

Ich will mich nicht erkuhnen zu entscheiden, ob es möglich oder wünschenswert sei, aber eines erscheint mir als wichtigste, dringendste, als letzte unumgängliche Forderung: daß die, die eine zwischenstaatliche Exekutive mit entsprechender Gewalt ausgerüstet für notwendig, möglich und ausreichend halten, die den Traum von der friedlichen Menschheit mit irdischer Amtsgewalt vor Weckern behüten zu können glauben, die Schaffung



dieser aber auch als das einzige (nicht nur oberste) Kriegsziel anerkennen und festlegen müssen und nur das Wie dieser zwischenstaatlichen Exekutive, nichts anderes zunächst als Gegenstand der Friedensverhandlungen zulassen dürfen. Selbst die Formel „Ohne Annexionen“ trifft die Frage nicht ins Herz, von der die Menschheit ihr Schicksal erwartet. Auch sie nimmt die Heiligkeit der genauen Absperrungspunkte, der Scheidelinien zwischen einem Gemeinwesen und dem andern zu pathetisch tief und ernst. Ist in geordneten Staatswesen eine Grenzänderung von Dörfern, Städten, großen oder kleinen Bauerngütern mit blutigen Aufregungen verbunden, oder geht sie einfach auf dem Papier vor sich? Und in wirtschaftlicher Beziehung sind solche Vorgänge für die Betroffenen gewiß oft gar nicht unbedeutend.

Aber auch die Gegenfüßler müssen den Mut haben, sich offen und ganz zu ihrem Programm zu bekennen, wenn sie es wirklich für das Beste und das einzig Mögliche halten. Fort mit dem schlaun „Angenommen, wenn auch nicht zugegeben!“ Annehmen oder nicht zugeben!

Dies eine sollte man in die Welt schreien: Zwei Parteien, nur diese zwei dürfen, sollen, müssen sich nun in allen kämpfenden und auch allen zusehenden Völkern und Staaten bilden: Die an den Völkerbund glauben und ihn haben wollen und ihn folglich mit allen, allen ersinnbaren Mitteln anstreben müssen, sei es selbst durch Kriegsverlängerung bis zum Verbluten! Und die überzeugt sind, daß es damit nicht geht, und daß es auch gar nicht gut wäre.

Ehrlich muß sich jeder Abgeordnete, jeder Staatsmann und jeder Wähler zu dieser oder jener Partei bekennen! Keine Kniffe! Keine Heuchelei und diplomatische Halbverbeugung nach beiden Seiten! Denn ein Kompromiß zwischen diesen zwei Parteien ist unmöglich! Das eben in ganzer Schärfe einzusehen ist das Wichtige: „Unmöglich!“ Oder sollte die listige verkleidete kleine Alltagsklugheit schon so mächtig geworden sein und so sehr alle Köpfe verwirrt haben, daß die große klare einfache Vernunft nicht mehr erkannt wird und keine Tür mehr hat?

Wie lächerlich und traurig zugleich, wie erschütternd widersinnig ist es, wenn die Gläubigen, die Weltvereiner den Friedensschluß als Machtfrage und die Rückforderung ehemals verlorenen Gebiets nicht als Annexionslust ansehen. Sie wollen die Ordnung der Welt aufrichten auf dem unbegrenzten Vertrauen von Volk zu Volk, aber sie haben nicht das Vertrauen, daß es ihren Volksgenossen beim Nachbarn je so gut gehen wird, wie zu Hause.

Die Heldischen wiederum, die das göttliche Feuer nur in den Funken sehen, die aus dem Aufeinanderprallen alleinseligmachender Überzeugungen sprühen, sprechen nur von Grenzregulierungsnotwendigkeiten im Interesse des ewigen Friedens, von herausgefordertem Verteidigungskrieg, dessen Methoden sie „grundsätzlich“ — jawohl, das sagen sie — verabscheuen. Man redet von der allgemeinen Abrüstung nach dem Kriege als von etwas Selbstverständlichem, und im selben Atem zählt man unter den



Friedensbedingungen auf, daß ein bestimmter Staat kein Heer werde halten dürfen.

Keinem ist mit diesem Verwischen gedient. Wenn man das doch einsehen wollte! Friede kann nicht kommen, solange diese beiden Ziele und Wege für irgendwie vereinbar gehalten werden.

Jeder sei aufgerufen, zur reinlichen Scheidung dieser Gegensätze im kleinsten wie im größten Wirkungskreis das Seine zu tun. Zwei Fahnen sollen aufgerichtet werden, und der Kampf soll losbrechen zwischen denen, die Vertrauen haben zur milden vergeistigbaren Seite der Menschennatur, zur Liebessehnsucht, und denen, die nur Vertrauen haben zur Weiterentwicklung durch notgepeitschte äußerste Kraftanspannung, durch über sich — hinaus — gerissenen Willen.

Es gibt zwei Gattungen Menschen. Wer würde das nicht sehen? Wer es leugnen wollen? Es ist hier vielleicht etwas, wozu mit geredeten Gründen und Beweisen allein nicht bekehrt werden kann. Aber beide können nicht befehlen, eine der Gattungen wird sich fügen müssen.

Nicht die beiden Staatengruppen also, sondern diese beiden Parteien in allen Staaten müssen um den Sieg ihrer Überzeugung miteinander ringen. Der Kampf hat ja auch schon vor unser aller Augen begonnen.

Und darum vielleicht scheint die Beendbarkeit dieses Krieges so außer aller Menschenmacht zu liegen, darum fühlt jeder gute Wille sich ohnmächtig, weil dieses eigentliche allgemeine Weltbürgerduell noch gar nicht in seinem Charakter und in seiner Wichtigkeit erkannt ist und noch die meisten Menschen beiden Parteien angehören zu können glauben.

## DER EINE MENSCH

Ihr mögt die Tode Recht und Freiheit heißen,  
Ich habe nicht den Mut, den Mord zu preisen.  
Und führte seine Namen er mit Recht,  
Es darf nicht sein, daß wer sich blutig rächt,  
Du nimmst dir selbst, was ich an dich verlier!  
Ihr sollt nicht stärker sein, als wie das Tier.  
Und schwerer, als es in uns loszulassen,  
Ist jener Kampf, für nichts niemand zu hassen.

*Johannes R. Becher:*

## NEUE GEDICHTE

### MORGENLIED

Kissen Fels, daraus ich tönend hebe  
Haupt-Gestirn, des Leibes Strahl.  
Städte sich um unsere Knöchel weben.  
Aufflamm Sonn mein Aug ob schluchtenem Tal.

Wälder Gründe aus der Stirne streichend.  
Weitester Gletscher Blank-Gefild.  
Flüsse tätowieren buntere Zeichen.  
Sphären schwimmend um die Schläfen mild.

Ach, wie kann ich euere Türme tragen!  
Flur der Hände, Kelch-Baum, weit gespannt.  
Muskel-Viadukte Züge jagen.  
Wind tönt licht von Lippen Küsten-Rand . .

Stell dich, Mensch, schmetternder Früh!  
Dicht von Kreaturen überschwemmt.  
Arme gigantische Säule gestemmt.  
Klirrend Gelenke ziehen.

### DER NEUE MENSCH

Der rollt gezückt aus dumpferen Schimmel-Höfen —  
Mit Striemen tätowiert; zernagt von Pest.  
In dessen Mantel knurren noch Gewitter.  
Er bläst Gift-Dolde der Asyle aus.

Mit Hebel-Armen. Brust: Turm. Stirnen Schild  
 Er schreitet! Schreitet!! Sternen Chöre flossen.  
 Und schreitend! Schreitend . . . Haare Fahnen schossen!  
 Er schwingt sich auf gens blühende Gefild.

O Tänzer in Azuren! Brüder: Tänzer!  
 O Heimat: Erde! Sonnberauschter Pfühl.  
 Du trägst der Zeiten Schwinge am Gelenk.  
 Solch Sonn-Haupt groß im Äther-Frühling hängt.

O neuer Mensch! Gebirg der Tausend Rassen!  
 Geschliffene Früh. Nun gleichen alle dir!  
 Und wieder Gott du steigst aus Efeu-Wassern.  
 Mütter Terrassen  
 Umtauen jubelnd dich . . .

O neuer Mensch . . . zerfleischte Schultern: Wiesen!  
 Und schleppend dich und zerrend dich: Empor!  
 Und greifend dich und flehend dich: Empor!  
 Empor!

Empor! Empor!.. Baldhochaller Venen-Purpen jagend.  
 Wille zur Menschheit bohrt mit Flammen-Stürmen.  
 So müssen wir dich, Gott des Tags, bald sichten.  
 Pest Hydra rast in strotzenden Gewürmen . . .  
 Ja mathematisch dich Gestirne schon gestalten.  
 Schon längst du Feuer in Gesängen waltend . . .  
 So muß du dich ein Glühender errichten!!

### GEBET PFINGSTEN 1917

Die Völker schlachten sich. O Gott: Gesetze  
 Zertrümmernd kreischen an gezücktem Dolch.  
 Ja, Berge wandern. Rings Gefilde klaffen.  
 Nur Himmel hält sich steil und ewig offen.  
 Verhüllt und heulend aufgebliebene Söhne:  
 O Scham! O Scham! — : Mensch solcher Nacht zu heißen.



O Scham! O Scham! — . . . Verstrickt im Wirrnis-Knäuel . . .  
Aug rostet. Stirn: Schlamm. Hände: blutige Pfützen —  
Mund füllet Aas! Gedärme fest verschnürt . . .  
O Scham, o Scham! . . . Voll Unrat der Tyrannen.  
Verstopft das Ohr mit blutigem Leichen-Grind.  
O Kinder — : Mörder. Schulternd schon Gewehre.  
O Henker-Feixen! Stern Haupt grinst im Helm.  
Lakaien-Brut. O Fieber morsche Schöße . . .  
Mann-Ungetüm so jäh im Rausche strotzt!  
O Scham! O Scham! Mensch solcher Nacht zu heißen.  
Dein Leichenantlitz füllen Graben-Falten.  
An Schläfen baumelnd Bomben . . . Brüste quöllen  
Im Plätze-Teich . . . Nun schmetternd los Idioten.  
O Scham! O Scham! . . . wo züngeln Straßen schleißend . . .  
Empor! Empor! In Äther-Früh . . . o Tag-Mensch!  
O Muskelmensch! O Mensch der reinen Ströme!  
Heiliger Mensch! O hilfreich Mensch! O Mensch der Strahlen!  
Mensch erhoben breit wie Mordgebirge!  
Vollwiesen-Mensch! O Mensch der Katarakte:  
O Gletscher-Mensch! O Mensch der guten Taten!  
Ja, Heros stürmisch gen die Höhen blitzend.  
O Anfang-Mensch! Ur-Mensch . . . o Chaos-Falter . . .  
Mond-Strähne silbert. Mensch eindeutiger Rede . . .  
Ja, Bruder Mensch, o Mensch der Völker! Strahlen-Hirte:  
Aus dessen Finger rollend Balsamquellen . . .  
O Schreite-Mensch: leicht bändigend Mord-Taifune.  
O Mensch! O neuer Mensch! O Mensch der Träume!  
Erdacht! Erfleht! Ersichtet doch im Fernsten.  
Magnetisch sprühen deine Silberhäute.  
Wie tönst du hell. Voll Brust. Von Schiff-Tribünen.  
Wie nahst du Majestät. O Paradiese!  
Der Kreaturen Umhang krönet deine Schultern.  
O Führer. Mensch. O Mann. O Bruder. Freund.  
Mit leichterem Griff entläßt du Tod-Gewitter . . .  
— — — — —  
Du reiß uns auf! Du fülle unsere Ader!

Gestaltet ihn! Du unser sprühendes Programm.  
 Du Schrei und Schrei. Du immer ausgelassen.  
 Wir halten fest dich. Ankernd in dir. Gottes Küste.  
 Du Richter unseres Tags. Du Sternbaum unserer Arbeit.  
 Oase kühl. O Atem: Strahl-Schwert deiner Kämpfer.  
 Du großer Stärker unseres Willens-Griffs . . .  
 Du zur Entscheidung Dränger. Tat-Gewohnter.  
 Du Voll-ins-Antlitz-Sprecher. Frei gefügter.  
 Du ohne Falsch. Du reiner. Reinst-Gewisse.  
 Du abgestreift der wimmelnden Spelunken . . .  
 Wie blühst du ganz in unserem Vorwärts-Wind.

— — — — —  
 Wir fassen Segel dich an allen Enden,  
 Dein Name sich aus jedem Satz verkündend . . .  
 Posaunen-Pflüge Gräber-Böden wenden.

## AN DIE DICHTER

Dichter — : Feuer : gen Verwesung psalmend!  
 Kreaturen tönend in euch drängt . . .  
 — Schädelstätten fernste qualmen —  
 : im Trapez aus Stern-Schwarm ihr verhängt.  
 Schreitend Phosphor-Engel durch die Nächte!  
 Völker Preiser eurer hellsten Bahn.  
 Lava ihr tiefst brodelnder Geschlechter.  
 Menschheit zündet mit Gesängen an!  
 Bumerangs gleich Gedichte schleudert! Brüder  
 Tutet auf welch höllisches Revier!  
 Säulen Glanz erstiegen Knochen-Glieder!  
 Atem Kots entström gleich Früh-Zephir . . .  
 Ja Gedichte — : singende Armeen!  
 Schmettert Breschen Hymnen! Morgen schlug  
 Weich aus Gründen Gas! O Tiere drehen  
 Chöre ein sich ungeheuerem Zug.

Schwebt Tribünen! Jäh — : Gehirn-Turm-Schiffe!  
So verankert im berauschten Platz.  
Sprecht, o Dichter: Bombe eurer Worte platz  
Stäubend auf Trottoire: blank und wie geschliffen!

## ABENDLIED

## I.

Menschen rings entschlafen.  
Euch Gestirn glänzt treu!  
Leucht-Turm febrichten Hafens . . .  
Antlitz wölbt sich neu.

Mosaik der Fluten:  
Mystisch sich verspinnt.  
Magische Ströme walten.  
Man schluchzt Atem: Kind.

Hand — Baum schwenkt im Grund.  
Träume Schaum — Gefild.  
Krämpfe tauchen unter.  
Überflutet mild.

O daß wir uns höben  
In Morgen — Klarheit grad!  
Ekstatisch Glieder streben!  
Helft euch zu guter Tat!!!

## II.

Wenn tönend wir erwachen.  
Stürz auf uns ewiger Fluß.  
O Wasser — Tier los prust!  
Früh — Winde schmetternd krachen . . .  
Du mußt! Du mußt!



Wir dürfen himmlisch schreiten.  
O —: Straßen zügelnd licht.  
Geschliffener Willen breite  
Euch Panzer im Gesicht!

Kopfhügel, Lanzen starrend,  
Stemm durchs Gewimmel jäh.  
Nun rauschen Duft — Grün — Farren . . .  
Beneigt von Enzian — See!

Arm — Bajonette rasen:  
Gezückt ausrott! vertilgt!  
Wunder — Tuben blasen . . .  
Mittags — Donner quillt.

Erwacht! Erwacht! Aus Schlafen,  
Schlaf — flächen, Schlaf — Trümmer süß . . .  
Nirwana sinkt. Traum — Hieroglyphen  
Kristall — hell deuten sich.

*Oskar Maurus Fontana:*

## DIE ERZÄHLUNG LASARS

Lasar saß in den Stuhl vergraben, blinzelte, hielt den Kopf schief, schien aufmerksam zuzuhören. Dennoch — in seinem Gesicht war seltsame Fremdheit und rätselhaftes Anderswosein. Als hätte das Begouja, der Herr des Hauses, gespürt, unterbrach er sich plötzlich, wandte sich an Lasar: „Erzähle du. Von Chicago. Wie dein Arm verloren ging. Es wird sie interessieren. Warum soll ich immer reden? Bundesbruder, rede auch du!“

Lasar schlug die Augen auf, in deren taube Trübheit sternhaftes Licht versprengt war, sah nicht nach rechts oder links, blickte nur Begouja an, auch während er erzählte, aber sein Blick haftete nicht, ging durch, als säße keiner vor ihm. Er wehrte sich nicht, mit einer sehr leisen, des Sprechens ungewohnten Stimme, begann er folgsam wie ein Schulkind, manchmal unterbrochen durch ein schüchternes Hüsteln:

„Ich ging nach Amerika, weil Hunger und Not die heilige serbische Erde drückte. Ich kam nach Chicago, trat in die Schlächtereien des Milliardärs Benjamin Stone ein. Es waren große Schlächtereien und viele und in jeder wurden Tag für Tag hundert Schweine gestochen. Stones Büchsenfleisch, ich sah es später einmal wieder in Belgrad bei einem Kaufmann. Das kam von den Schweineschlächtereien Chicagos. Mir ging es gut. Ich hatte nicht zu klagen. Ich brachte es bald zum ersten Schlächter, ich hatte eine Harpune, mußte so zustoßen, daß das Schwein beim ersten Stich tot war. Dann wurde es fortgerissen, geteilt, geschnitten. Ich weiß nichts davon. Ich hatte meine Harpune. Neben der Schlächtereien waren die Geleise der Eisenbahnen. Die Züge, die kamen, waren voll mit lebendigen Schweinen. Die Züge, die gingen, waren voll mit gepökelten Schweinen, schon verpackt und verkaufsbereit in den verzinnnten Weißblechbüchsen der Stoneschen Kompagnie. Das sah ich drei Jahre und vier Monate jeden Tag in der Frühe, wenn ich zur Arbeit ging, jeden Tag am Abend, wenn ich von der Arbeit ging. Ich sagte schon, es ging mir gut, ich hatte nicht zu klagen. Ich muß es noch einmal sagen, weil es sehr wahr ist.“

Er unterbrach sich, schöpfte tief Atem, sah ins Leere mit dem Blick eines geschlagenen und getretenen Esels, demütig, sanft und leidend. Begouja schenkte ihm Wein ein, aber er trank nicht, erzählte weiter.

„Wie das anders wurde, weiß ich nicht mehr ganz genau. Angefangen aber hat es so. Wir hatten unter den Arbeitern der Schlächtereien einen Russen.

Er wurde, erinnere ich mich, im Verpackungsraum verwendet. Er war einmal ein Mönch gewesen oder so was, glaube ich. Er kümmerte sich um nichts in Chicago und verrichtete still und langsam seine kleinen Arbeiten. Aber am Abend, wenn wir alle müde waren — und wir waren entsetzlich müde von der immer gleichen Handbewegung, die ein jeder von uns machen mußte, von dem Geruch des Blutes und dem Geschrei der zum Sterben geschleppten Tiere — erzählte er uns von dem Reiche Gottes, das einmal kommen werde. Keine Diener, keine Herren, alle Brüder. Wir waren müde, wir hörten zu, und wenn wir ihm vielleicht auch nicht jede seiner Prophezeiungen glaubten, so war es doch schön und löste die Müdigkeit, zu hören, zu hoffen, daß einmal auf Erden Himmel sein werde. Wir liebten ihn. Es waren alle Nationen in Stones Schlächtereien und alle Nationen hörten den russischen Mönch am Abend reden. Zuerst waren es nur ein paar gewesen, die ihm zuhörten, aber dann kamen mehr und schließlich waren es alle, die zuhören wollten. Es war sehr schön, und wäre es so geblieben, mein Leben wäre vielleicht anders geworden.“

Er schloß die Augen. Als er sie aufschlug, glänzte Haß in ihnen.

„Ich sagte es schon, der Russe tat nichts, als vom Reiche Gottes zu reden. Er tat niemand was zuleide und war wie ein kleines Kind, so ungefährlich. Ich weiß nicht, was Benjamin Stone einfiel, ich glaube, er wußte nichts davon, und es war so ein Angestellter aus den zahlreichen Kanzleien, der es in seinem Namen tun konnte — dem Russen wurde das Reden verboten. Er wollte gehorchen. Aber das litt keiner von uns. Am selben Abend noch redete er zu uns allen. So schön, wie nachher niemals wieder. Daraufhin wurde er entlassen. Und nun kam es Schlag auf Schlag. Da erfuhr ich zum erstenmal, wie reich Reichtum und wie arm Armut ist, wer das Reich Gottes auf Erden verhindert und den Himmel nicht aus den Wolken zu uns läßt. Wir legten die Arbeit nieder, erklärten, wir würden nicht eher in Stones Schlachthäuser gehen, ehe nicht der Russe wieder aufgenommen sei. Es war eine Kleinigkeit für Stone, es war eine Lächerlichkeit. Was war in diesem Betrieb ein Packer, der durch die Vordringlichkeit irgend eines Inspektors entlassen worden war? Benjamin Stone brauchte nur die Feder einzutauchen, nur seinen Namen zu schreiben und alles war gut, die Gerechtigkeit gerettet. Aber Benjamin Stone gab nicht nach, er wollte vor seinen Schlächtern und Packern nicht weichen. Wir blieben im Ausstand, wir wurden unterstützt von den Arbeitern ganz Amerikas. Ein Monat ging, ein zweiter, ein dritter — auf einmal war es ein halbes Jahr. In Stones Schlächtereien ruhte die Arbeit. Unsere Mittel waren aufgezehrt, erster Hunger nagte an uns. Da kam es, daß der Russe nicht länger mehr die Not seiner Kameraden mit ansehen wollte und zu Stone bitten ging. Er selber wolle fort, aber alle Arbeiter seien wieder einzustellen. Stone sagte: Ja, aber mit niederen Löhnen. Es war Übermut, er fühlte uns schwach werden, er wollte uns leiden lassen, wie groß er sei, wie klein wir. Ein



Wutschrei: Der Russe und die alten Löhne müssen bleiben, das war unsere Antwort, als der arme Mönch uns zitternd von seinem Besuch beim Milliardär erzählte. Und der Kampf ging weiter, einen Monat, noch einen und wieder einen und es war ein Jahr. Ein Jahr, daß in Stones Schlächtereien nicht mehr geschlagen wurde, ein Jahr, daß wir müßig waren und von dem Unseren leben mußten. Und wären wir auch ausgewandert nach Frisco oder Baltimore — das war die boshafteste Macht des Reichen — kein Betrieb, keine Fabrik in ganz Amerika hätte einen von uns aufgenommen. Wir waren ausgesperrt. Das hatten die Herren unter sich ausgemacht. Wir waren am Ende unsrer Kraft. Skelette in Lumpen. Der Krieg mit Benjamin Stone ging weiter. Es war kein Friedeschließen mehr denkbar, nur noch Kampf zwischen uns und dem Milliardär. Wir hungerten. Er fuhr im Auto durch die Stadt, täglich. Wir sahen sein gelbes Automobil durch unsere Straßen jagen, wie es ihn von seiner Villa in die Bureaus der Stoneschen Kompagnie brachte. Immer um zehn Uhr gellte seine Huppe mit einem Jägersignal durch unser Viertel. Er war stolz, er bog nicht an unseren Häusern vorbei, fuhr mitten durch unsere Gassen. An einem Morgen im Februar — es war Nebel und kalt, standen wir alle auf der Straße. Niemand hatte uns gerufen, gesammelt, wir standen da. Wir sprachen nicht, aber ein jeder von uns wußte, weshalb wir dastanden. Als das Automobil Stones kam, warfen wir uns ihm entgegen, die Weiber voran, die Gummiräder sprangen über Leiber, über Knäuel niedergeworfener Körper, aber endlich war es ein Hügel, das Auto konnte nicht weiter, stand. Wir zogen Benjamin Stone aus dem Wagen. Er war ein alter Mann von siebzig Jahren. Ich sah ihn damals zum erstenmal genau. Er hatte schöne weiße Haare, ganz blaue Augen und so schimmernde Zähne, wie ich sie nie mehr sah. Er stand im Wagen, er hatte sich aufgerichtet und erwartete uns so. Er hatte keine Waffe in den Händen, nichts. Sie staken in weißen Handschuhen, Dessen kann ich mich genau erinnern. Er sah uns an. Einen Augenblick stockten wir, aber dann rissen wir ihn an uns. Bis dahin war alles ganz still geschehen, als wären wir alle stumm gewesen. Jetzt aber scholl ein Geheul von Stimmen, die nicht mehr von Frauen und Männern zu kommen schienen. Es fuhr mir kalt über den Rücken, als ich sie und mich so schreien und johlen hörte, und ich ließ die Harpune fallen, die ich unter dem Rock verborgen gehalten hatte. Es war die Harpune, mit der ich Stones Schweine mit einem Stich tot gemacht hatte. Die Harpune kam hoch, Stone sah sie und seine blauen Augen wurden groß und hart, als wäre kein Leben in ihnen und sie Stein. Dann fuhr die Harpune in ihn, er sank um, war augenblicklich tot wie eines seiner Schweine. Und so behandelten sie ihn auch. Sie zerrissen seinen Körper, sie taten mit ihm die Verrichtungen, die ein jeder in der Schlächtereie gelernt hatte, sie waren dabei, auch aus ihm Stones Büchsenfleisch zu machen. Dann kam die Miliz. Schutzleute ritten in uns hinein, einer hieb mich in den rechten Arm. Ich verlor die Besinnung. Ich erwachte im Spital des

Gefängnisses. Der Säbelhieb hatte den Nerv durchhaut, der Arm verdorrte. Was dann kam?"

Lasar lächelte leise und schwieg. Dann fuhr er fort, wieder in seinem ruhigen teilnahmslosen Ton.

„In den Schlächtereien der Stoneschen Kompagnie wurden wieder Schweine gestochen. Es war alles, als ob nichts gewesen wäre. Nur der Russe hatte sich umgebracht, er hatte es nicht ertragen können, daß seinetwegen Blut geflossen war. Ich schiffte mich ein nach Europa, kam wieder nach Serbien und esse bei meinem Bundesbruder Begouja das Gnadenbrot. Und“, er machte eine Pause, sagte dann leise und innig, wie zu sich: „Warte.“

## NEUGEBURT

Es geht ein großer böser Wind,  
Der hebt uns her und wirft uns hin  
Und macht uns haltlos wie die Spreu,  
Ich wollte ruhen, und ich tob',  
Injurie wandelt sich in Lob,  
Den Greis, der sinkt, erschlägt sein Kind,  
Eindeutig Wort wechselt den Sinn,  
Dem Lamm verfällt im Sprung der Leu,  
Die helfen kam, die Hand, muß würgen,  
Der Gläubiger stellt sich als Bürgen.  
Ein großer guter Wind entfesselt  
Den Menschen, bis er haltlos bittet:  
Nichts, als mein eigenes Gesicht,  
Vor dem die Zeiten wahrhaft fließen!  
Nichts, als der Hände stilles Licht,  
Das Herz des Bruders zu erschließen!  
Nichts, als das eigene Gericht,  
Mich zu verstoßen, mich zu kiesen!

# BRIEFE AUS DEM AMERIKANISCHEN SEZESSIONSKRIEG

Den Briefen, die folgen, fehlt der pathetische Schwung, der die Gedichte Whitmans auszeichnet. Der Leser darf weder sprachliche Schönheiten besonderer Art, noch ungewöhnliche Gedanken erwarten. Nichts gibt es hier zu entdecken, nichts zu genießen. Fast alle Seiten könnten ebenso gut von irgend einer Krankenschwester oder einem Dienstmädchen geschrieben sein. Sie zeigen eines großen Dichters Herz in seiner Einfalt. Ganz einfach und ungeformt liegen die Dinge und die Gefühle in den Händen des ersten besten Menschen, der zwischen Kranken und Sterbenden an seine Mutter schreibt. Ein einziges Mal spricht Whitman davon, wie er „berauscht“ sei von „Glück zu helfen“. Das ist, in der Ausdrucksweise dieser Notizen, ein Gipfel. Einen Herzschock weiter begänne das Gedicht. Aber immer sieht und ruckt, ein wenig ungeschickt, ein wenig übereifrig, wie bei einem „richtigen Bursch“ vom Lande (der oft erwähnt wird), die Freude des Verliebten, an seiner Freude und dem kleinsten Geschenk, womit er sie bestätigen kann. Ja, manchmal waltet sogar die Laune des Verliebten. Und dann verschlägt es ihm den Atem, so erfüllt ihn sein Gefühl. Nach einiger Zeit weiß man nicht mehr, ist es ein Kind oder ist es ein Greis, der da durch die Krankensäle geht.

Ich war gestern im Campbell-Spital, um zwei Jungens aus Brooklyn, vom 51. Regiment, zu besuchen. Sie wußten von meinem Aufenthalt in Washington und hatten mich brieflich gebeten, zu ihnen zu kommen. O liebe Schwester, wie würde dein Herz bluten, wenn du so durch die Reihen der verwundeten jungen Leute gingest, wie ich: manchmal bleibe ich stehen, um ihnen ein gutes Wort zu schenken. Da lagen sie,





Ach! Die meisten von ihnen waren erst grüne Bengels. Mir war wehmütig zu Mut; denn die auch, waren sie nicht unser Fleisch und Blut? Viele Verwundete unter ihnen sahen ganz elend aus, beschmutzt und in Fetzen und waren doch schöne junge Männer! Mutter, ich kann dir nicht sagen, was ich alles beim Anblick dieses Gefangenenzuges empfunden habe!

\*

Sehr liebe Mutter; diese Woche schreibe ich etwas später. Meine armen, armen Jungens nehmen mir alle Zeit weg — ich bin alle Tage bei ihnen, manchmal auch nachts.

Schrieb ich dir schon von einem jungen Mann, der eine schwere Beinverwundung hatte und Höllenschmerzen litt? Das Bein mußte ihm gestützt werden; ein Wärter ließ immerzu, Tag und Nacht, Wasser darüber fließen. Eine Weile hoffte ich, er werde es überstehen. Aber vor einiger Zeit war es plötzlich ganz schlimm geworden. Er starb noch am selben Tag um 3 Uhr. Aus sehr guter Familie, hübsch, intelligent, 20 Jahre ungefähr, verheiratet: er hieß John Elliott, aus Cumberland Valley, Grafschaft Bedford, in Pennsylvanien, und gehörte zum 2. Kavallerieregiment dieses Staates.

Ich schrieb an seinen Vater; eine Antwort habe ich bis heute nicht erhalten. Kein Freund, kein Verwandter war da: sie hatten wohl alle gar keine Ahnung. Er war so schwach, daß die Chirurgen die Amputation nicht vornehmen wollten, doch blieb schließlich nichts anderes übrig. Aber scheußlich zu berichten, Mutter: man trug ihn tot vom Operationstisch fort: er war unter den Händen der Ärzte gestorben, und das hatte ich befürchtet und geahnt. Armer Junge, er hat so schrecklich viel gelitten, seit so langem schon, und ertrug die Qualen so geduldig, daß man seinen Tod als eine Erlösung ansehen muß. Ich glaube, daß Chirurgen und Wärter alles taten, was in ihrer Macht lag. Für die Amputation mußte er chloroformiert werden. Alles wurde versucht, um ihn zur Besinnung zurückzurufen; man arbeitete 3 Stunden lang, hielt ihm scharfe Salze unter die Nase und wendete noch sonst verschiedene Mittel an.



✱

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN





da ein Orangestückchen zu schlucken!) Und ich muß zugeben, mag man das Dünkel nennen oder nicht: wenn er sich wirklich erholt und auf die Beine kommt, so bin ich es, der ihm das Leben gerettet hat. Mutter, ich wiederhole es dir, du machst dir keinen Begriff, wie sich diese kranken und siechenden Kinder an einen Menschen anklammern, und wie das einen berauscht, trotz all des Traurigen, all der abstoßenden Todes-szenen im Spital!

Im selben Spital, wie dieser junge Kavallerist, haben sich 15—20 Kranke mir anvertraut, um die ich große Sorge trage. Zwei aus Brooklyn: Georges Monk, von der Kompanie 4 vom 78. Regiment New York, und Stephan Redgate (an dessen Mutter, eine Witwe aus East Brooklyn, ich geschrieben habe), sind ziemlich schwer verletzt, und beide sind noch nicht 19 Jahre. Da, Mutter, wenn ich durch die Reihen der kleinen Betten gehe, kommt es mir etwas hart vor, daß solche Kinder aufgenommen und diesen frühzeitigen Leiden preisgegeben werden konnten! Ich widme dem Spital von Armory-Square viel Zeit, weil da vor allem die schweren Krankheiten und gräßlichen Verwundungen zu finden sind, die meisten Schmerzen und das größte Trostbedürfnis. Ich gehe regelmäßig hin, jeden Tag, oft auch abends, und bleibe manchmal bis spät in die Nacht. Niemand stört mich, weder die Wärter, noch die Sanitäter, noch die Ärzte: man läßt mir vollkommen freie Hand.

\*

Ich habe mir folgende Handlungsweise angewöhnt: erst durchlaufe ich alle Säle nur ganz flüchtig und versuche, jedem ein Wort der Ermunterung zu schenken, wenn nicht noch etwas mehr, und widme dann meine Pflege solchen, bei denen sie am meisten notzutun und am wirksamsten zu sein scheint. Mutter, ich bin wirklich stolz darauf, dir sagen zu können, daß ich mir bewußt bin, auf diese Weise manch ein Menschenleben zu retten, indem ich die Leute nicht verzweifeln lasse und lange bei ihnen bleibe. Das sagen die Kranken und auch



Mit manchen ist abgemacht worden, daß ich am Abend nicht

\_\_\_\_\_

Digitized by Google

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN



nicht wissen. Die ganzen Abende verbringe ich im Spital, oft auch die ganzen Tage. Ich teile ein wenig Geld aus, in geringen Beträgen, was ich gerade geben kann und dann eine Menge anderer Dinge: Eßwaren, Kleidungsstücke, Briefmarken (ich schreibe eine Unmenge von Briefen), hier und da ein paar Krücken usw. Ich lese ihnen auch vor. Alle Kranken des Saales, die gehen können, bilden dann einen Kreis um mich und lauschen.

\*

Jetzt ist wieder ein neuer Schub Verwundeter eingetroffen. Seit drei Tagen strömen sie herbei: Kranke und Verwundete, erst lange Ambulanzenzüge mit Kranken und gestern eine große Zahl von Schwerverletzten mit roten und schwarzen Wunden. Ich dachte, ich sei schon abgehärteter und an das Schauspiel gewöhnt. Aber beim Anblick von einigen konnte ich doch kaum an mich halten.

Mutter, gestern war mir das Glück beschieden, viel Gutes tun zu können. Ich hatte einen Vorrat an Eßwaren eingekauft, der eigentlich für einen andern Ort bestimmt war. Aber ich hatte sie gerade da unter der Hand und konnte sie unverzüglich an die neuen Ankömmlinge verteilen; sie waren schwach und ganz verhungert, durch die lange, mühevollen Fahrt zermürbt, schmutzig und zerfetzt, aschfahl und mit Blut beschmiert. Der Vorrat wurde verteilt und ich gab auch Sanitätern, die ich gut kannte, und die ihre Schutzbefohlenen gut versorgten. Außerdem fand ich in der Nähe eine große Ration Austernsuppe, die ich auf der Stelle kaufte. Mutter, gerade wenn die Leute so ankommen, ist ihr Anblick am traurigsten, glaube ich. Ich muß mich ermannen und mein Herz halten, denn es sind alles so hartgewordene junge Menschen, meistens Kavalleristen.

\*

Mutter, wenn der eine oder andere meiner kleinen Soldaten dich aufsuchen sollte (denn oft verlangen sie meine Adresse in Brooklyn), handle sie, wie es so deine Art ist, ohne Förmlichkeiten. Wenn du zufällig ein Stückchen übrig hast oder du

ihnen sonst einen Bissen vorsetzen willst, tue es ohne Rückhalt! Und wenn ich heimkomme, will ich dir ein paar Briefe von ihren Müttern, Schwestern und Vätern zeigen, du wirst mehr als belohnt sein.

Gestern brachte man mehrere Hundert von neuen Kranken. Ich blieb heute den ganzen Tag bei ihnen, und das genügt, einen düster zu stimmen. Trotz ihrer Jugend sind viele nur mehr Ruinen; in mancher Hinsicht ist Krankheit schlimmer als Verletzung. Ein sechzehnjähriger Bursch aus Portland in Maine, der vor einem Monat erst angekommen ist, ein Rekrut, liegt im Spital, schwerkrank und niedergeschlagen. Ein richtiger Bauer, aber ich halte ihn für schwindsüchtig. War nur eine Woche beim Regiment. Ich blieb lange an seinem Lager, denn ich merkte, daß ihm das wohl tat. Anderen gab ich zu essen. Das macht mich ordentlich stolz zu sehen, wie oft es mir gelingt, die Leute zum Essen zu bringen, wo es kein anderer fertig bringt. Manche rühren sonst unter keinen Umständen, keinem anderen Menschen zulieb, die Speisen an. Das ist oft sehr erschütternd, glaube es mir. Heute zum Beispiel erlebte ich so einen Fall: einem, der ein Halsleiden hat und sehr herunter ist, habe ich ein ganzes Mittagessen eingegeben. Seine Kameraden ringsum sahen ganz verblüfft zu, und nachher erzählte mir einer, daß der Kranke seit 3 Monaten nicht soviel auf einmal zu sich genommen hatte. Mutter, ich will für einen Augenblick viel Mut haben; schreibe mir alles Neue von zu Hause.

\*

Der arme Junge, der eine schwere Gehirnentzündung hatte und schwer litt, ist gestorben. Kaum 19 Jahre alt und von reichen Eltern. Obwohl er seit acht Tagen nur mehr hindämmerte, war er immer gelassen und hatte noch eine ungefähre Vorstellung von den Dingen. Kein Verwandter, kein Freund: es war sehr traurig. Ich blieb lange Zeit an seinem Lager, nur um ihn zu beruhigen. Er phantasierte immerzu, und was er sagte, war manchmal ergreifend. In den letzten 24 Stunden sah man deutlich, daß es mit ihm zu Ende ging. Seit einigen

Monaten erkrankt, war er ins 6. Invalidenkorps gesteckt worden — man hätte besser getan, ihn nach Hause zu schicken. Einen Tag nach seinem Tod kam sein Bruder an.

Mutter, mir kommt es vor, als ginge es immer schlechter hier in den Spitälern. Der Auswurf sozusagen aller Krankheiten und des größten Elends aus den letzten drei Jahren kommt hierher. Hundert- und tausendmal triffst du die Diarrhöe mit ihren schmerzlichsten Folgen; wahrscheinlich wegen der schlechten Ernährung in der Armee. Ich möchte dir, liebe Mutter, jetzt nicht mehr soviel über die Kranken schreiben, und doch weiß ich, wie sehr du wünschst, daß ich es tue. Die Menschen sind so gleichgültig. Das ist die allgemeine, ewige Klage. Die Verpflegung ist elend. Oh, wenn ihr da wäret — ich meine Frauen wie du und Mat — daß ihr in Schwärmen da wäret, als Beschützerinnen und Vorsteherinnen bei diesen armen Kranken und Verwundeten! Eure Anwesenheit allein würde genügen! Wie gut ihnen das täte! Das ekelt mich ja an, wenn ich die Leute ansehe, denen sie ausgeliefert sind — diese berechnenden und förmlichen Menschen, die Angst haben sie anzurühren.

\*

Mutter, das war eine schreckliche Nacht, letzten Freitag — schwarz, von wildem Wind geschüttelt, Sturzregen — und da war einer (o nur ein Beispiel für sechshundert andere hier!): furchtbar jung, ganz klein noch. Er stöhnte ein wenig, als die Träger ihn zum Tor des Spitals hinaustrugen, und als sie die Bahre zur Erde niederließen, um nach ihm zu sehen, war er tot. Man trug ihn in den Saal zurück, der Arzt kam sofort: es war nichts mehr zu machen.

Was das Grimmigste ist: er war vollständig unbekannt, keine Angabe auf seinen Kleidungsstücken, kein Mensch, der etwas über ihn aussagen konnte, und nun bleibt er ewig unbekannt. Wahrscheinlich werden seine Angehörigen nie erfahren, was mit ihm geschehen ist. Er schien kaum 18 Jahre alt.

In letzter Zeit habe ich das Gefühl, als müßte ich etwas Ruhe haben. Es geht mir gut, ich fühle mich wohl, meine Gesund-



heit war überhaupt nie so befriedigend, aber ich habe die ganze Zeit so schmerzliche Aufregungen erlebt. Schlimmer und schlimmer wird es mit den Kranken, und die, die mit ihnen zu tun haben, werden immer härter und teilnahmsloser. Mutter, wenn ich mir die Leiden der Soldaten vergegenwärtige und sehe, wie alle Welt sie nur ausnutzt, was für Mumpitz und Gaunerei mit ihnen getrieben wird, in jeder Hinsicht — bis zu jener Kanaille von einem Sanitäter, der den Körper eines sterbenden Soldaten absucht, um ihm sein Geld zu stehlen, oder einfach unter das Kopfkissen der Kranken langt, was alle Tage vorkommt, und wenn ich an alle die täglichen Todesqualen denke, bekomme ich Angst vor den Menschen!

\*

Mutter, wenn ich das alles überlebe, werde ich scheußliche Gedanken und Träume haben. Daran wird es nicht fehlen. Aber es ist so erhebend, wahrhaft Gutes zu tun, diese Schmerzen und furchtbaren Wunden zu lindern oder gar Menschenleben zu retten. Das ist das einzige, das einen aufrecht hält.

\*

Gestern verbrachte ich einen großen Teil meines Nachmittags neben einem Jüngling von 17 Jahren, Charles Cutter, aus Lawrence City in Massachusetts, von der Batterie M im ersten Schwer-Artillerieregiment dieses Staates. Tödliche Unterleibsverwundung. Wie ich so neben ihm saß, dachte ich mir, welcher Trost es trotz alledem für seine Eltern wäre, wenn sie sehen könnten, wie wenig er leidet. Er lag ruhig ausgestreckt im Halbschlaf, die Augen geschlossen. Da es sehr heiß war, fächelte ich immerzu über ihn hinweg und wischte den Schweiß von seinem Gesicht. Schließlich öffnete er große Augen und blickte fragend um sich. Ich sprach ihn an: „Was ist, mein Lieber? Willst du etwas?“ „O nein,“ erwiderte er ruhig mit gutigem Lächeln, „ich wollte nur sehen, wer neben mir sitzt.“ Er hatte ein ganz klein wenig Delirium, und war doch so ruhig, am

Rande des Todes. Er sah aus wie ein richtiger Junge vom Land mit schlichten Manieren, er war hübsch. Zweifelsohne ist er diese Nacht gestorben.

\*

Mutter, wenn der Feldzug nicht so fort dauerte, würde ich nicht mehr hier bleiben. Denn ich beginne jetzt ein wenig die Wirkung von alledem zu spüren. So viel schwere Verletzungen, Wundfieber, arge Wunden, bei denen ich mich etwas zu lange aufgehalten habe! Doch wie die Dinge stehen, bleibe ich hier, bis eine Entscheidung fällt. Ich kann jetzt unmöglich aufhören, zu verschiedenen Kranken zu gehen, und diese Gänge bringen mich zu andern, und so geht es weiter. Ich komme eben von Oscar Cunningham (aus Ohio), todkranker, hoffnungsloser Fall, zum Heulen! Wenn man ihn ansieht, auch das härteste Herz müßte zerfließen: er sieht aus wie ein Skelett und 50 Jahre alt. Weißt du noch, was ich dir schrieb, als man ihn vor einem Jahr herbrachte? Ich nannte ihn das schönste Exemplar aus dem Westen, wahre Riesengestalt, und immer ein Lächeln um die Lippen. Oh, welche Veränderung! Seit langer Zeit verträgt er keines Menschen Nähe mehr außer mir; er ist einfach hingeschmolzen.

Mutter, über den ich dir schrieb, ist gestorben. Weißt du, der vor einer Woche, letzten Sonntag, mit schwerer Verletzung an der Brust, eingeliefert wurde! Durchschnittlich stirbt hier im Hauptspital von Armory-Square einer in der Stunde.

Mutter, heute morgen sehe ich alles sehr düster, da zwei junge Leute, die ich gut kannte, gestorben sind. Der eine gestern abend, der andere vor einer halben Stunde, ehe ich kam. Weder von dem einen noch von dem andern hatte ich es erwartet. Furchtbar, furchtbar, beide noch ganz jung!

Da sehe ich, daß ich schon wieder nur einen Brief über die dunkle Welt geschrieben habe. Ich fühle mich nicht so wohl wie sonst.

Deutsch von Iwan Goll.

# PAUL CASSIRER VERLAG

**ERNSTBARLACH:** Der arme Vetter. Drama mit einer Originalsteinzeichnung des Verfassers 6 M.; geb. 7.50 M.

**WALTER HASENCLEVER:** Antigone. Tragödie. 4 M.; geb. 5.50 M.

**ADOLF VON HATZFELD:** Franziskus. Eine Novelle. Mit einer Originalsteinzeichnung von Ernst Barlach 3.50 M.; geb. 5 M.

**ELSE LASKER-SCHÜLER:** Mein Herz. Ein Liebesroman mit Bildern n. wirklich lebenden Menschen 4 M.; in Leinen geb. 5.50 M.  
— Meine Wunder. Gedichte. 2 M.; geb. 3.50 M.

— Der Prinz von Theben. Ein Geschichtenbuch. Mit Zeichnungen der Verfasserin und 3 farbigen Tafeln von Franz Marc. . . . . 5 M.

**RENÉ SCHICKELE:** Benkal der Frauentröster. Roman. 4 M.; geb. 6.50 M.

— Der Fremde. Roman. 4 M.; geb. 6.50 M.

— Hans im Schnakenloch. Schauspiel. 4 M.; geb. 6.50 M.

— Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. 4 M.; geb. 6.50 M.

**RUNO SCHÖNLANK:** In diesen Nächten. Gedichte. 3.50 M.; geb. 5 M.

## NEUERSCHEINUNGEN

**HELLMUTH FALKENFELD:** Die Musik der Schlachten. Aufsätze zur Philosophie des Krieges. Etwa 5 M.; in Halbleinen geb. etwa 7 M.

**WALTER HASENCLEVER:** Die Menschen. Drama. Etwa 4.50 M.; geb. etwa 6 M. Signierte Vorzugsausgabe 100 Ex. in Halbleder geb. 50 M.

**OSKAR KOKOSCHKA:** Vier Dramen. Etwa 4.50 M.; geb. etwa 6 M. Vorzugsausgabe mit einer signierten Ori-

ginalsteinzeichnung des Verfassers. 100 Ex. in Halbleder geb. etwa . . . . . 100 M.

**WLADIMIR KOROLENKO:** Die Geschichte meines Zeitgenossen. Übersetzt von Rosa Luxemburg. Mit einem Porträt des Verfassers. 2 Bände 12 M.; in Halbleinen geb. . . 15 M.

**RENÉ SCHICKELE:** Die Genfer Reise. 6 M.; geb. 8 M.; Vorzugsausgabe 100 signierte Ex. in Halbleder geb. etwa . . . . . 50 M.

BERLIN W 10



**MAX RASCHER VERLAG A.-G., ZÜRICH**

**Soeben erschienen :**

- 1. HENRI BARBUSSE, DAS FRÜHLICHT**
- 2. H. G. WELLS, MR. BRITLING SCHREIBT  
BIS ZUM MORGENGRAUEN**
- 3. ANTHOLOGIE MENSCHLICHER GEDICHTE  
IM KRIEG**
- 4. LEONID ANDREJEFF, HINTER DER FRONT**
- 5. HENRY VAN DE VELDE, DIE DREI SÜN-  
DEN WIDER DIE SCHÖNHEIT**

**JEDER BAND KOSTET KARTONIERT FR. 2. —**

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

---

**SECHSTES HEFT ♦ 5. JAHRGANG ♦ DEZEMBER 1918**

---

## **INHALT:**

René Schickele:

Revolution, Bolschewismus und das Ideal

Georges Duhamel:

Die Zukunft des Glücks

Lesebuch

Zeitsprüche

**EINZELPREIS 2 FRANKEN  
ODER 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL 5 FRANKEN  
ODER 5 MARK**

---

**1918**

---

**VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ**

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19,  
DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST.  
IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK  
VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE  
FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2

VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNOARN  
HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

## INHALT:

René Schickele: Revolution, Bolsche-	
wismus und das Ideal . . . . .	Seite 97
R. S.: Zeitsprüche . . . . .	„ 130
Georges Duhamel: Die Zukunft des	
Glücks . . . . .	„ 131
Lesebuch („Genfer Reise“) . . . . .	„ 143
R. S.: Zeitspruch . . . . .	„ 146

## DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

AM 15. JEDES MONATS



*René Schickele:*

## REVOLUTION, BOLSCHEWISMUS UND DAS IDEAL

DER 9. NOVEMBER

Wir machen, auf dem Heimweg, halt. Es ist am Freitag, im alten Westen, spät abends. Im Haus Viktoriastraße 1 richten Jäger ihre Maschinengewehre ein. Der Oberkommandant in den Marken hat die Jungens nach Berlin beordert, um die Revolution niederzuknallen. Sie stellen die Feuerbüchsen im Vorgarten auf und schaffen die Munition über den Platz, in dessen Mitte der versteinerte Roland in Ewigkeit strammsteht. Die grauen Munitionskästen haben graue Autos gebracht, deren Chauffeure Zigaretten rauchen und gelassen die Vorgänge betrachten. Die Jäger unter den Stahlhelmen, die die Knabenhaftigkeit dieser Soldaten noch verdeutlichen, bummeln hin und her zwischen dem Auto und dem Eckhaus, aus dem sie morgen schießen sollen, ein Feldwebel blickt angestrengt in den Himmel und hofft, daß ein Sternbild seine Zweifel löse, vier Schutzleute drehn sich langsam und mit großen Lücken im Gespräch um die Frage, welches Morgen sich unter den Sturmhauben der kleinen Jäger verberge. Nichts gibt ihnen Gewißheit, daß die Munitionskästen, einer nach dem andern, an ihnen vorbeiwandern. Die Helme sind so, daß man den Jungens nicht ins Gesicht sieht. Keine Maske könnte ein Gesicht besser verbergen.

Ein Trupp Mädchen blüht, wunderbar, in der Bellevuestraße auf und fällt schnurstracks in den Vorgarten des Eckhauses. Gleich sind die kleinen Jäger geschmückt und schon halb berauscht. Man lacht und bewegt sich wie zu einem Menuett den

Bürgersteig hinauf, den Bürgersteig hinunter, nach rechts und nach links. Die vier Schutzleute nehmen die Haltung des Roland an, sie stehn regungslos in einer Reihe über dem Schiebetanz der Soldaten und Mädchen. Sie ragen. Versteinert. Ein Denkmal der Urzeit. Ihren Sockel umglänzt, weithin, der Asphalt. Und das Auto unten kann warten. Die Chauffeure unten ziehn eine Zeitung heraus und lesen. Eine religiöse Stille umgibt die Kinder beiderlei Geschlechts, die einander in einem leisen Reigen ernsthafte und folgenschwere Artigkeiten sagen. Sie schweben zwischen Unten und Oben. Schwebend lassen sie sich gehn — sie wollen gar nicht wissen, wohin.

Nach einer Viertelstunde stecken die Kraftfahrer die Zeitung ein und machen sich ohne weiteres davon. Der Bann ist gebrochen, weithin kommen die Dinge in Fluß. Die Schutzleute wechseln den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Sie machen „Links kehrt!“ und glotzen dem Auto nach. Es ist schon lange verschwunden, da ragen sie noch immer, in einer Reihe, den Blick in die Ferne gebohrt, in die das Auto gestürzt ist. Dann raten sie einander, mit einem Blick, „Rührt euch!“, murmeln etwas und setzen sich unauffällig in Bewegung. Weg sind sie, niemand will wissen, wohin. Die Mädchen schieben unter jeden Stahlhelm einen Kuß. Hält er, der Kuß? Sie befestigen ihn — für jeden Fall — und machen sich auf den Weg die Siegesallee hinunter zum Reichstag. Dort liegt das nächste Kommando Jäger.

Die bis an die Zähne bewaffneten Jungens drücken sich durch die Gartenpforte des Hauses Viktoriastraße 1. Sie wollen schlafen gehn. Sie werden gut schlafen. Noch nie, seitdem sie vom Krieg gehört haben, noch nie waren sie so friedlichen, so zufriedenen, so heiteren Gemüts.

Darf man mit euch reden? Wir möchten wissen, ob ihr morgen schießt.

„Wir schießen?! Morgen zwischen zwei und drei kommen die Jugendlichen und holen unsere Waffen. Am Abend fahren wir nach Hause.“

Das ist ein Wort. Damit läßt sich munter nach Hause gehn.

Morgen legt der deutsche Michel seinen Helm ab und geht nach Hause. Morgen. Am neunten November. Von dem es in den Schulbüchern heißen wird: „Neunter November, Ausbruch der Revolution.“

Und was geschieht am neunten November, wie vollzieht sie sich, die Revolution? Die Maschine bleibt von selbst stehn. Der Atem ist ihr ausgegangen. Fertig. Mag nun die Welt am deutschen Wesen genesen oder nicht. Der deutsche Michel ist es müde, mit überspannter Muskelkraft nachzuhelfen.

Die Soldaten bis zum Feldwebel aufwärts erhalten die Revolution umsonst. Aber die Offiziere bezahlen mit einer bösen Viertelstunde. Man reißt ihnen die Achselstücke ab, mitten auf der Straße, und die Kokarde, und reißt ihnen den Säbel vom Leib. Die sich dieser nicht nur dekorativen Symbole freiwillig entledigt haben, rührt keiner an. Die andern lassen, bleich und zähneknirschend, mit sich geschehn. Das Publikum applaudiert. Der Kasernenhof hat sich in die Straßen ergossen und nimmt seine Revanche. Ich mache mich aus dem Staub.

Gegen drei Uhr rückt die rote Prozession in der Viktoriastraße an, ein Trupp Mädchen und Burschen dringt in den Vorgarten des Eckhauses ein im selben Augenblick, wo die kleinen Jäger brav ihren Maschinengewehren zustreben. Ihr werdet doch nicht —? In einer Minute ist die Angelegenheit erledigt. Gewehre und Mitrailleusen auf der Schulter schließen die Jugendlichen sich dem Zug an, der nicht gestockt hat, und ihre behelmten Kameraden — knapp achtzehnjährig, Spielgenossen — ! kehren ins Haus zurück und holen ihre „Sachen“ . . . So einfach ist das Leben! Eine Viertelstunde später traben sie, mit einem Strahlen, das ihnen wie ein Bart unter dem Sturmhelm heraushängt, zum Bahnhof.

Auf dem Potsdamerplatz fahren die rotgeflaggten Autos auf, einer hält eine Rede, die keiner versteht, alle rufen dreimal „Hoch!“, der Wagen knattert weiter, und das nächste rotgeflaggte Auto stemmt den nächsten Redner. Blitzblank, schön, gewinnend und sehr würdig sind die Matrosen, die auf dem Trittbrett mitfahren. Sie sind noch vom ersten Aufgebot . . .



Die Masse kommt angeschwemmt, flutet über, sie staut sich, wo eine Insel, ein Wehr entsteht, wo ein Redner auftaucht, nimmt, ohne daß sie im Lärm ein Wort zu verstehn brauchte, die Verkündigung seiner Herrschaft entgegen. Und mißt, weiterwandernd, die Stunde seines Geburtstages und blickt selig drein.

Mitten in Berlin, so in der Mitte wie noch nie, liegt der Reichstag. Er gehört den Soldaten. Sie purzeln herein und wollen wissen, was los ist. Was mit ihnen zu geschehn habe. Wie und wo sie Ordnung in das festliche Durcheinander bringen sollen. Einen Ausweis verlangen sie, Brot und Munition. Zu den Füßen Wilhelms des Großen in der Mitte der Halle liegen die Maschinengewehre aufgehäuft wie altes Eisen. Matrosen in den Klubsesseln putzen ihre Gewehre. Andre, die meinen, daß es nun geschafft und eine Zigarre erlaubt sei, haben ihre Glieder im weichen Leder gelöst und ruhn im siebenten Himmel. Andre schlafen. Wir lassen uns im Sitzungssaal des Bundesrats nieder und füllen Waffenscheine aus. Matrosen sammeln sie ein und tragen sie zum Vollzugsrat, wo sie unterschrieben werden. Dann verfassen wir Plakate und Flugblätter. Dann durchsuchen wir das Haus nach den Führern und Delegierten, die gebraucht werden. Wir finden sie, aber es ist unmöglich, sie fünf Minuten beisammenzuhalten. So nimmt die Suche kein Ende. Schließlich konsolidieren wir uns als Auskunftsstelle. „Zimmer 15, Zimmer 3 a, den Gang entlang, die Treppe hinunter, die Tür rechts.“ Für die einen braucht der Häuptling nicht immer da zu sein, die ernsthafteren Pfadsucher führt man zu ihm. Welche Enttäuschung, wenn auch er nicht Bescheid weiß oder nicht sofort, auf der Stelle helfen kann! Welche Genugtuung, ihm die Hand gedrückt zu haben! Wir tun, was wir können, aber was wir können, ist so gut wie nichts. Was Umwälzendes geschieht, geschieht von selbst. Wir sind die fleißigen Statisten. Es gibt keine Pausen. Manchmal findet einer ein Stück Brot in seiner Tasche, das man teilt und verschlingt. Es geht zu, wie es immer zugeht. Bereits erregen, bereits weiden die Premierentiger sich in Gerüchten von gegenrevolutionären Anschlägen. 1914 warfen die

Franzosen Bomben auf Nürnberg, jetzt haben sich, ebenso amtlich verbürgt, Offiziere im Dom verbarrikadiert und schießen. 1914 waren es die Goldautos, jetzt ist es die Potsdamer Garnison, die auf Berlin marschiert.

Alarm!

Nach Mitternacht rasseln Kraftwagen auf den Potsdamerplatz. Jeder, der die Hand ausstreckt, erhält ein Gewehr, eine Pistole, einen Säbel. Das Volk wird bewaffnet. Matrosen sperren den Potsdamerplatz und die Seitenstraßen ab. Das Volk soll kämpfen. Um drei Uhr, heißt es, werden die Potsdamer zur Stelle sein. Ganz Berlin ist entschlossen, sich zu wehren bis auf den letzten Mann. Aber da niemand sie weckt, bleiben die Potsdamer in ihrem besten Schlaf. Nach einer Stunde wachen nur noch Patrouillen und Huren.

Im August 1914 übernahm die Zensur das Kommando über die deutsche Presse. Die Spartakusleute sind bescheidener; sie besetzen den „Lokalanzeiger“ und drucken die erste Nummer der „Roten Fahne“.

Ein Freund bekommt vor lauter Glück einen Weinkrampf, als ein Haufen Schutzleute entwaffnet, wie geprügelte Wölfe mit ausgebrochenen Zähnen, vorbeizieht. „Daß man das erlebt!“

Daß man das erlebt. Ums Himmelswillen, sorgt dafür, daß es so bleibt! Stellt die Republik auf die Beine. Schafft, ohne eine Minute zu zögern, den Apparat, der einen Staat schafft und ihn erhält. Da liegt, von Trümmern bedeckt, der weite Platz. Säubert ihn und errichtet darauf die neue Stadt. Und beginnt sofort, um euch selbst zu bestätigen, wenn auch nur darum, und damit man euch glaube, mit der Verstaatlichung der Betriebe. Beginnt, zum Beispiel, mit der Nationalisierung der Rüstungsindustrie. Kein Bürger wird mit der Wimper zucken, nicht einmal der Aktionär, den schon lange das Gewissen drückt.

Die Revolution des neunten Novembers war der Zusammenbruch der Autokratie. Die Autokratie erklärte sich selbst bankrott. Sie trat, kampflos, ab. Am selben Tage begann die sozialistische Regierung die Dekrete zu erlassen, die der



Demokratie die Türe öffnete. Der Demokratie. Der neunte November war, in ihren Handlungen, eine bürgerliche Revolution.

Hierauf, Sozialisten, wäre es an der Zeit, Ernst zu machen. Zögern wir, so versuchen es die Spartakusleute mit dem Dreinschlagen. Alle wissen, dabei ist viel zu verlieren, keiner weiß, was zu gewinnen.

Inzwischen feiern wir. An diesem einen Tag wurde an Freiheit mehr erobert, als in fünfzig, in hundert Jahren erhandelt worden wäre. Wir feiern. Feiere auch du! Feiert alle! Mit allen Abzeichen der Freude gleitet in die Masse. Blickt nicht nach rechts, nicht nach links, laßt nicht eure Sorge sich im Sprung über den Jubel hinwegsetzen, bewahrt den Gedanken an das russische Beispiel für morgen, zieht den warnenden Finger ein, der sich erheben will. Wir sind keine Russen, keine Brussilow-Offensive ist auf uns zurückgeprallt, hinter Ebert und Haase rumoren nicht die Heinzelmannen, die Kerenski und Martoff die Fersen geheizt haben . . . Bitte, danke, jauchze, überlasse dich fraglos den Wundern, denn nie, nie wieder hältst du und trägst durch entzückte Straßen das Geschenk eines solchen Tages. Genügt es dir nicht, so sprich es aus, — nur: sage es droben, auf der Festtribüne, höher treibe mit deiner Rede die Freude, steigere sie dem Ideal entgegen, fordere mehr an Glück, aber mache es nicht schlecht, das Glück, weil es eben erst begonnen hat.

## JETZT!

Jetzt, jetzt. Endlich. Jetzt!

Die neue Welt hat begonnen. Das ist sie, die befreite Menschheit! Das Bild von Sais hat sich enthüllt. Ein Gesicht erscheint im Atmosphärenwust der Angst und Lüge: das Gesicht des Menschen. Das Gesicht einer Kreatur, überirdisch glänzend. Davonfliegend im Licht. Und dennoch, erdhaft gebunden, einer Kreatur. Jetzt macht er Ernst, der Mensch. Endlich. Ernst mit sich, der leben will für sein Glück. Es gibt nur das eine und unteilbare Glück des Menschen, an dem alle teilhaben, die des



Morgens eine menschliche Stirn heben vor dem aufziehenden Tag und den Mund bewegen zu Lauten, die für seinesgleichen das Erkennungswort sind im kosmischen Tumult.

Jetzt! Beginnen wir, befreit vom Gepäck des Mittelalters, den Marsch in die Neuzeit! Los! Von selbst, wie ein Fluß, enteilt der Zug der Kameraden und biegt um die Ecken und entdeckt immer von neuem den Horizont.

Ich rufe die Namen von Freunden, die, durch den Krieg versprengt, gehofft haben in allen Demütigungen und Niederlagen. Was sage ich? Gehofft? Geglaubt haben sie, das ist tausendmal mehr. Wie undeutliche Funksprüche haben unsere Zurufe einander erreicht in diesen unsäglichen Jahren: Irrwische, sprechende, des Glaubens, hinflitzend über den Blutsumpf. Kaum wußte man, von wem das Zeichen kam, nur: daß es das Gedenken eines Freundes war, der litt und, vor der falschen Glorie der Zeit verkrochen, sich bereit hielt, indem er Gutes tat.

Wie taten wir Gutes? Mein Gott, es war nicht viel, es war elendes Machwerk der Güte. Kaum, daß wir durchdrangen damit. Als ob wir auf einer Halbinsel verbarrikadiert gewesen wären, zwischen speienden Vulkanen, in Wäldern, die an einem verpestenden Ausschlag gelitten, in der Gesellschaft menschenähnlicher Phantome, die, der Vernichtung kaum entronnen, sich noch zu deutlich erinnert hätten.

So blieben wir auch in der Entfernung unter ihnen, die töteten und sich töten ließen, dienten ihrem Leben, dem geistigen und dem körperlichen. Ihnen, den Wahnsinnigen, zum Trotz, und um uns vor Ansteckung zu schützen, um den Menschen nicht zu vergessen, übten wir, Kinder der neuen Zeit, und ein wenig wie Kinder im Dunkel die Angst versingen, übten das Alphabet der Menschlichkeit . . . So war unsere Güte, nicht mehr. Sie war, genau besehn, die primitivste Form der Selbsterhaltung.

Freunde, es war eine elende Zeit! Zum zweitenmal überlebte ich sie nicht.

Freunde, es war, im Vergleich zu dem, was unsere Kameraden in der Feuerlinie an Blut und Kot zu würgen hatten, ein Rentnerleben. Eine Villeggiatura. Ferien. Mit erhebenden Genug-

tuungen, herzhaften. Dabei ließ sich leben, wenn auch nicht arbeiten. Träumen ließ sich, wenn auch nicht leben. Immerhin, es ließ sich allerhand arbeiten, was über die krasse Wirklichkeit des Geschehens wie mit Opiaten, aber auch mit großen, mit denkwürdigen Signalen: „Das Ideal lebt noch!“ hinweghalf.

Wie gern gäbe ich zu, daß wir feig und träge und selbstsüchtig gewesen seien. Aber das wäre eine Lüge. Feig waren wir nicht. Nein. Auch nicht träge. Und selbstsüchtig nur insofern, als wir oft krank und auf uns angewiesen waren. Vielmehr ließen wir es uns viel kosten, geduldig zu bleiben und, nichts als ein Maulwurfshaufen in der bengalischen Beleuchtung des falschen Heldentums, die Dunkelheit und die Stille um uns zu prüfen, ob wir wahrhaftig seien... Wir hatten nichts für uns, nichts, als die Zweideutigkeit und das Dunkel unserer Lage. Als diese Stille.

Freunde haben mir gesagt, daß sie in solcher Stille durch das Sperrfeuer gewandelt seien..

Plötzlich aber geschah es. Endlich. Was? Das Ungeheure. Das Flügelbreiten, groß wie im Traum, und die Erhöhung.

Jetzt fangen wir an. Wir sind beisammen, du und ich und alle Kinder der Erde. Durch unsern einmütigen Entschluß allein schaffen wir das Elend aus der Welt. Die Trauer. Den bösen Zorn. Und, mit dem frechen Glanz des Herrn, den bitteren Aufstand des Sklaven, der der Herr sein möchte, um nicht länger der Sklave zu sein. Der Unterweisungen und Gesänge waren genug: in den Trümmern des Zusammenbruchs liegt das neue Werk und wartet, handgreiflich, daß es getan werde.

Der Tag der unromantischen Verwirklichung ist da. Jetzt ist die neue Zeit da, die sozialistische. Es wird erklärt: Die Erde gehört den Menschen. Alle Menschen sind gleich vor ihrer Erde. Allen gehört sie zugleich. Jeder hat, um sie zum höchsten Blühen zu bringen, das gleiche zu leisten, allen gehören die Früchte zugleich. Und es wird mit den Maßnahmen begonnen, die diese Gleichheit der Ernteverteilung ebenso sicherstellen, wie die Gleichheit in der Arbeit. Wie wird damit begonnen? Auf eine Art, die kleinbürgerlich und pedantisch aussieht, die in Paragraphen einhermarschiert, was immer ein peinlicher Anblick



ist, mit polizeihaft aussehenden Avantgarden vorn und viel Troß hinterher, auf die Art, wie Menschenhorden sich nun einmal fortbewegen, wenn sie auf dem Marsch sind und der eine Trupp vor dem andern durch Ordnung geschützt sein will . . .

Am Marstall wird geschossen. Jeder Schuß sagt, wie ein mystisches Kommando, das von weither kommt, ohne an Eindringlichkeit das geringste eingebüßt zu haben:

In vier Wochen muß der Sozialismus begonnen haben, werktätige Arbeit aller für alle zu sein — oder Europa verfällt der Barbarei.

In vier Wochen muß mit der Vergesellschaftung der Produktion begonnen sein — oder Wirtschaft, Zivilisation und Kultur gehn in Bandenkämpfen unter.

Jetzt, endlich, ist die Menschenfrage klar gestellt: willst du für dich leben oder gegen dich?

Klargeworden ist, daß jeder gegen sich, gegen seine Art lebt, der nicht zugleich für den Mitmenschen lebt. Der eine und unteilbare Mensch ist sich — in welcher Not! — bewußt geworden.

Seht im Sozialismus nicht die Erfindung eifernder Rabbiner, noch den Schwarm roter Meßknaben, noch das Ressentiment einer Klasse. Seht in ihm die einzig menschenwürdige Ordnung der Gesellschaft.

Jetzt oder nie haltet euch an das kommunistische Manifest, das erklärt: „Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten, aber im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuern Mehrzahl im Interesse der ungeheuern Mehrzahl.“ Jetzt muß die ungeheuere Mehrzahl zu ihrem Recht kommen. Und dann erst unsere Minderheit. Dann erst der ewige Einzelne und seine Eigenart. Dann erst, dann aber auch die Minderheit der Philosophen, Künstler und aller Geistigen, die unausrottbar ist, wie der Traum und die Liebe, und ohne die das Leben ein einziger trüber Tag wäre und eine Nacht ohne Sterne.



## AM ANDERN TAG

Mit drei Geräuschen stellt Berlin sich an meinem Bett ein. Ein Hahn kräht, die Elektrische schnurrt, ein Maschinengewehr knattert.

Gestern war der Aufschwung. Gestern war die Verbrüderung. Tief unten im Sumpf versank der Krieg, weithin versanken, mittendrin, die gepanzerten Kommandoposten: winzige Geldschränke. Am Abend zogen die Berliner in tapferer, vertrauensseliger Kindheit durch ihre Straßen und zeigten sich einander. Durch die selben Straßen, die sie bisher mit ihren mürrischen oder frechen Gesichtern, ihrer Hast, ihrem herausfordernden und entwürdigenden Witz erniedrigt hatten. Gestern war Feiertag. Wie er alle paar Jahrhunderte einmal die Schleusen der geknechteten und verdorbenen Herzen sprengt und die Städte und Länder mit Großmut überschwemmt. Gestern hätten wir, wenn so etwas möglich wäre, an diesem und einem Tag die Gemeinschaft der Menschen aufgerichtet, mit Häusern, Straßen, Plätzen und dem tausendfach verschlungenen Netz von Beziehungen, die bedächtig geknüpft und sorgfältig unterhalten sein wollen, damit jeder in ihm seine Freiheit und Sicherheit habe. Oh, gestern hätten wir spielend errichtet . . . wie es nennen? Ich suche ein Wort für „Cité“. Gemeinschaft ist zu abstrakt. Und „Cité“ haben wir im Deutschen nur in der Form von „Gottesstadt“. Sagen wir: die Freie Stadt, die Freistadt. Das ist die Stadt, die der Ausdruck, die Verkörperung, das sichtbare Leben unserer Gedanken ist. Die Stadt im großen Garten des Landes, das sie ernährt und mit Wäldern, Flüssen, Seen und Feldern winkt, melodischen, spiegelnden, die hohe, dichte Stadt im weiten, weiten, aufgelösten Land. Hier sausen die Fabriken, und dort bereiten die Brüder das morgige Brot. In zehn Stunden hätten wir die Freie Stadt aufgerichtet. Gestern. Wenn man uns nur hätte machen lassen. Wenn wir nur gleich zusammengekommen wären und das Nötige sofort ausgeführt hätten. An nichts hat es gefehlt, als daran. An dem: sofort das Nötige zu tun. Wir fanden wieder einmal nicht die Zeit. Wir wußten wieder einmal

~~~~~

nicht, wie es anstellen. Die Freude hatte alle auseinandergeblasen. Sie waren auf der Straße. Sie hielten Reden, in Automobilen zwischen zwei Maschinengewehren. Im Reichstag. Auf dem Denkmal Albrechts des Bären. Sie riefen: „Hoch!“ Sie rieben sich die Augen, und, um es wahr zu haben, riefen sie noch einmal „Hoch“ und hielten noch eine Rede. Denn, wahrhaftig, es war ein Wunder.

Und jetzt?

Was tun?

Die Welt ändern, wie Rubiner sagt, und ich habe, seinerzeit, begeistert beigestimmt. In einem Punkt allerdings waren wir uns, seinerzeit, nicht einig: Ich meinte, mit der Peitsche sei sie gewiß ebensowenig zu ändern wie mit dem Säbel. Und er, Rubiner, hatte aus Verzweiflung über die Trägheit, die Feigheit, die Heimtücke der Zeitgenossen eine Vorliebe zur Peitsche gefaßt. Die Meinungsverschiedenheit ist, über Nacht, akut geworden. Und so verwandeln sich Literatensorgen in geistige Weltepidemien. Entpuppen sich als eine alles beherrschende Zeitfrage, das Entweder-Oder, werden zum Gedränge am Scheideweg. Das Handgemenge im Café im Jahre 1906 und 1916 — da haben wir es auf der Straße, auf allen Straßen Europas und, morgen, der Welt. So gewaltig, daß es uns, ohne jeden Grund, imponiert. Wie der verspätete Erfolg eines Buches einem imponiert, das man seit langem kennt und das einem von jeher imponiert hat. Was nun?

Was nun?

Unbedenkliche Initiative oder Geduld? Haß im Dienst der Liebe oder der Versuch, den Haß durch Liebe zu entwaffnen, damit die Menschen erst einmal lieben lernen? Das Gesicht Radeks taucht vor mir auf im Café du Théâtre in Bern und auf der Tribüne im Volkshaus, es sagt, mit einer Entschlossenheit, die an Zynismus grenzt: „Nach uns die Liebe und der Friede auf Erden! Unser Horoskop kündigt Kampf.“ Wie die Sonnenblitze über einen See, flitzen die langen fanatischen Blicke Lenins über sein Lächeln, das die Milde selbst ist. Und Sinowieff, ein stämmiger Bursche mit Armen, die kurzerhand anpacken, was



man vielleicht vorsichtiger behandeln sollte, tobt wie ein Hausknecht, der sein Abitur gemacht hätte.

Sie fahren nach Rußland. Deutschland verliert den Krieg. Barth sammelt Waffen, Haase läßt es gern geschehen, Liebknecht wird befreit, und am neunten November, das war gestern, erklärt das alte Preußen sich bankrott, ohne viel Schwierigkeiten zu machen. Plötzlich ist das Volk da, ist da und obenauf, und niemand widersetzt sich seiner Herrschaft, und als ich um Mitternacht in den Reichstag gehe, um Haase aufzusuchen, — wie sehe ich den Sitzungssaal wieder, den ich seit den Verhandlungen über Zabern nicht mehr betreten habe? Ausgeschlagen mit rotem Tuch, voller Menschen mit roten Abzeichen, die sich gar nicht langweilen, die sich, nach aufgehobener Sitzung, langsam verkrümelnd, ohne daß sie dabei im Gefühl ihrer Überflüssigkeit verschwänden; man raucht, und Haase, Haase steht auf der Tribüne des Bundesrats und unterrichtet einen schlanken, gutgebauten Burschen, der ihm, unten im Saal, mit zurückgebeugtem Kopf klug zuhört, über die Diktatur des Proletariats.

Da haben wir's! Es heißt jetzt Diktatur des Proletariats. Und gleich stellt sich heraus, sie können nicht genug Diktatur haben. Nicht genügt, daß das Proletariat Deutschland ohne Widerspruch beherrscht, nicht einmal das Maschinengewehr an jedem Ausgang des Reichstags kann sie beruhigen. Die Verhaftungen fehlen, die Besetzung der Banken, eine standrechtliche Demonstration hie und da. Revolution? Schön, aber es geschieht nichts Revolutionäres. Die Schießerei hat aufgehört und damit, fürchten sie, die Revolution. Nun, Robespierre war die Sachlichkeit selbst, weder gut, noch grausam. Und sehr bedächtig. Und Robespierre, meine ich, verdient durchaus, daß man ihn einen Revolutionär nenne. Nicht wahr? Aber der Bursche, dem Haase — wie gütig, wie geduldig! — sich widmet, leidet an der Psychose des Attentats. Er will hingehn und expropriieren. Ahnt er, daß er sich nur selber expropriierte? Und, im Handumdrehn, verschwendete, entwertete, was sein Eigentum ist, das er auf eine Art und Weise an sich bringen soll, daß bei der „Überschreibung“ möglichst wenig verloren geht? Er ahnt es



nicht, und wenn er es ahnte — er piffte darauf. Er will gar nichts für sich haben. Er will dem andern nehmen. Und er will es ihm so nehmen, daß der andere begreift, was die Uhr geschlagen hat und die Rache spürt. Jawohl. Er will ihn demütigen. Er will als Herr auftreten. Er will der Polizeikommissar sein, der die Hand auf die Schulter legt und spricht: „Im Namen des Gesetzes . .“ Denn die Revolution ist ein Gesetz wie ein anderes . . Wenn man dem Mann sagte, daß die Revolution kein Gesetz sei, sondern der Umsturz des bisherigen Gesetzes, so würde er erwidern: „Sehr wohl, und meine Initiative ist das neue Gesetz, das aus dem Umsturz hervorgegangen ist . .“ Also begnügt Haase sich, den Drängler des Sozialismus, dem die Ellenbogen jucken, davon zu überzeugen, daß die Diktatur des Proletariats tatsächlich ja schon bestehe . . Im Werk von Marx steht kein Wort, das Haase ins Unrecht setzen könnte. Er hält die orthodoxeste Predigt. Er spricht gut, und er spricht lange . . Hat er den Genossen überzeugt? Der dankt, aber er kaut an seinem Schnurrbart, und seine Augen sind ebenso erregt wie zuvor . . Jeder trägt in solchen Tagen doppelt und dreifach sein Schicksal. Wer weiß, was den so ungeduldig gemacht hat? Und was man Gesindel nennt — immer soll Gesindel im Spiel sein, wenn Arme die Geduld verlieren! — so sind das Leute, die erst die Beherrscher von Land und Meer zu Piraten und Banditen gemacht haben. Sklaven nehmen immer die Mentalität ihrer Herren an, und das gerade ist es, was sie unerträglich macht . . Haase wendet sich strahlend um. Gütigster, geduldigster Mensch. Im Dienst des Ideals. Das macht, daß er sich nicht verlieren kann. Daher kommt es, daß sie ihn, links, einen Opportunisten schelten (denn immerhin dient er auch in ihren Augen, wenn auch schwächlich, dem Ideal) und rechts einen Fanatiker (denn er kreist nur um das Ideal, er verläßt es nicht).

Die Peitsche oder die helfende Hand, die offene Hand, die jedem gehört, der sich in sie geben will, Hand ohne Krampf, wandelnd in zielsicherer Geduld?

Alle waren wir in diesen Jahren — wenn auch noch so heimlich — ein Chaos von Instinkten, Erkenntnissen, Forderungen.

~~~~~  
Jetzt stehn wir auf der Straße, und die Straße wandert. Wohin? Das wissen wir. Das Wesen und die Schnelligkeit ihrer Bewegung bereiten uns Sorge. Da kann ich nur bekennen, was mein Glaube ist. Ein Glaube, der wissenschaftlich, das heißt: „erkenntnistheoretisch“, so gut untermauert ist, wie es meinen Verstandeskräften entspricht. Ich glaube,

daß der Sozialismus kommen muß mit einer großen, tiefen Flut von Licht, die alle Menschen durchdringt,

daß er wachsen muß, nach innen und außen, in einer Atmosphäre, die alle Menschen verwandelt,

daß er jene völlige Erneuerung sein wird, von der die Ärzte sagen, daß der Körper sie in bestimmten Perioden erfahre, die völlige Erneuerung der Menschheit in ihrem ganzen Organismus,

ich glaube, daß er die Stationen aller Schöpfung und jedes Lebewesens zurücklegen wird, vom Keim zur Blüte, vom Kind zum Mann.

Die Menschheit besteht aus dem Leben und Sterben der einzelnen, sie wird leben, solange Menschen leben. Sie ist unser ewiges Leben in der Idee, und auch körperlich. Deshalb erscheint mir die sozialistische Gesellschaft, die einfach die freie, zwanglos, kraft der Solidarität organisierte Menschheit ist, als die reife Männlichkeit der Kreatur, die, in Mühe und Genuß, ihren endgültigen Ruhepunkt gefunden hat. Sie wird stark genug sein, die wildesten Ausschweifungen des immer unruhigen Geistes ohne Erschütterung zu ertragen, und es wird weder der Parnass, noch das Kapitol fehlen, von den Weisesten und ewig neu Liebenden gehütet, wo die anarchischen Kinder des Geistes sich sammeln. Vielleicht wird der Arbeiter nichts von ihnen wissen, vielleicht ihnen mißtrauen oder ihnen gar das Recht auf ihr Leben absprechen. Wäre das neu für sie? Eine Überraschung? Eine Enttäuschung? Es wäre die mildere Form des Mißverständnisses und des — ach, so wirkungslosen! — Bannes, mit denen die bürgerliche Gesellschaft sie von jeher belegt hat.

Jedoch, mich dünkt, daß die von der materiellen Not befreite Menschheit — Herz und Hirn frei für viele Stunden des Tages, ein Zwang fast, den Sinn auf das Spiel zu richten! — in jeder



Hinsicht Wunder wirken muß . . Die Geistigen, die Angst vor der dauernden Diktatur des Fabrikwebels haben — und wir haben alle gelegentlich Angst davor — übersehen, daß der ein (invertiertes) Geschöpf der bürgerlichen Gesellschaft ist und mit ihr erst verkümmern, dann verschwinden wird.

Eine einzige Gefahr droht, und ich schätze sie nicht gering ein. Der Sozialismus könnte sich verbürgerlichen. Tut er das nicht, so wird er in einigen Generationen eine geistige Höhe erreicht haben, zu der das Bürgertum nie emporgestiegen wäre. Auch daran glaube ich, und damit ist mein Glaubensbekenntnis beendet.

Die Elektrische surrt, ein Hahn kräht. Das Maschinengewehr ist verstummt.

## EXEGESE

Um den roten Tisch sitzen die Schriftgelehrten und fahren einander in die Haare. Darunter Kautsky und Lenin, beide Marxisten. Jedoch in der Auslegung der Schrift klaffen sie weit auseinander. Da ist vor allem die Diktatur des Proletariats. Der Ausdruck kommt vor in einem Brief, den Marx 1875 geschrieben hat, in folgendem Zusammenhang:

„Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andere. Der entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts anders sein kann, als die revolutionäre Diktatur des Proletariats.“

Darauf hat Lenin sich berufen, als er an die Macht kam. Und dies wiederum hat Karl Kautsky veranlaßt, eine Schrift über die Diktatur des Proletariats zu verfassen, die, weil sie der Versuch einer brüderlichen Aussprache ist, die wütigen Beschimpfungen durch die bolschewistische Presse durchaus nicht verdient hat \*).

Hören wir also zu. Und ich bitte zu entschuldigen, daß ich hier und auf den nächsten Seiten des längeren zitiere: ich möchte den Menschen, um die es sich handelt, möglichst

---

\*) Karl Kautsky, Die Diktatur des Proletariats. Wien, Verlag der Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co.



zu ihrem Recht verhelfen, statt von vornherein zwischen sie und dieses ihr Recht zu treten, wodurch die meisten Polemiker sich ihre Aufgabe zu erleichtern suchen.

Kautsky also legt den Begriff der proletarischen Diktatur aus:

„Marx hat es leider unterlassen, näher anzuführen, wie er sich diese Diktatur vorstellt. Buchstäblich genommen bedeutet das Wort die Aufhebung der Demokratie. Aber freilich buchstäblich genommen bedeutet es auch die Alleinherrschaft eines einzelnen, der an keinerlei Gesetze gebunden ist. Eine Alleinherrschaft, die sich von einem Despotismus dadurch unterscheidet, daß sie nicht als ständige Staatseinrichtung, sondern als eine vorübergehende Notstandsmaßregel gedacht ist.

„Der Ausdruck Diktatur des Proletariats, also Diktatur nicht eines einzelnen, sondern einer Klasse, schließt bereits aus, daß Marx hierbei an eine Diktatur im buchstäblichen Sinne des Ausdrucks gedacht hat.

„Er sprach hier nicht von einer Regierungsform, sondern einem Zustande, der notwendigerweise überall eintreten müsse, wo das Proletariat die politische Macht erobert hat. Daß er hier keine Regierungsform im Auge hatte, wird schon dadurch bezeugt, daß er der Ansicht war, in England und Amerika könne sich der Übergang friedlich, also auf demokratischem Wege vollziehen.

„Wohl sichert die Demokratie noch nicht den friedlichen Übergang. Sicher aber ist dieser ohne Demokratie nicht möglich.“

Einverstanden, antwortet Lenin, schwarz auf weiß in der Schrift: „Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht“<sup>\*)</sup>:

„Die erste Aufgabe jeder Partei der Zukunft ist, die Mehrheit des Volkes von der Richtigkeit ihres Programms und ihrer Taktik zu überzeugen. Diese Aufgabe stand unter dem Zarismus, wie auch in der Periode der Verständigung der Tschernoffs und Zeretellis mit Kerenski und Kischkin auf dem ersten Plane. Jetzt ist diese Aufgabe, die gewiß bei weitem noch nicht vollendet ist, und die niemals bis zur Neige erschöpft werden kann, in ihren Hauptzügen gelöst, denn die Mehrheit der Arbeiter und der Bauern Rußlands steht wissentlich auf der Seite der Bolschewiki, wie es der letzte Kongreß der Sowjets in Moskau unbestritten zeigte. Die zweite Aufgabe unserer Partei war die Eroberung der politischen Macht und die Unterdrückung des Widerstandes der Ausbeuter.“

<sup>\*)</sup> N. Lenin, Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht. Belp-Bern, Promachos-Verlag. Der Verlag ist anläßlich des Landesstreiks im November 1918 von der Schweizer Regierung gesperrt, die Bestände sind beschlagnahmt worden.

Den Gegensatz zwischen Kautsky und Lenin kennzeichnen zwei Wörter: Lenin fordert „die Unterdrückung des Widerstandes der Ausbeuter“, Kautsky den „friedlichen Übergang“.

Eine gewaltsame Unterdrückung des Widerstandes wäre nur möglich, wenn man alle, die Widerstand leisten, aber auch alle, bis auf den letzten Mann, umbrächte. Und weil Lenin sehr wohl weiß, daß dieser Massenmord — ich möchte sagen: technisch — unausführbar ist, schlägt er den Ausweg ein, daß er die Diktatur des Proletariats nicht als Übergang, sondern als dauernden Zustand erklärt. Dies ist der zweite fundamentale Gegensatz zwischen den Bolschewiki und Kautsky (und Marx). Die Billigung des sozialistischen Staates durch eine Mehrheit halten beide für nötig. Nur will der eine sie durch einen organischen Prozeß herbeiführen, der andre durch den Terror erzwingen. Kautsky erinnert daran, daß wir gewisse Erfahrungen gemacht haben mit der terroristischen Methode:

„An Energie läßt sich die Schreckensherrschaft von 1793 nicht überbieten. Trotzdem gelang es den Pariser Proletariern nicht, sich dadurch an der Macht zu halten. Die Diktatur wurde eine Methode, durch die sich die verschiedenen Fraktionen der proletarischen und kleinbürgerlichen Politik untereinander bekämpften, und schließlich wurde sie die Methode, jeder proletarischen und kleinbürgerlichen Politik ein Ende zu machen.“

Und wiederum sieht Lenin ein:

„Wenn wir als Maßstab die westeuropäischen Revolutionen nehmen, so stehen wir jetzt ungefähr auf dem Niveau des im Jahre 1793 und im Jahre 1871 Erreichten.“

Bleiben wir noch fünf Minuten bei den Texten. Kautsky fährt in seinen Ausführungen über die proletarische Diktatur fort:

„Doch um zu erfahren, was Marx über die Diktatur des Proletariats dachte, dazu brauchen wir gar kein Rätselraten. Wenn Marx 1875 nicht mehr ausführte, was er unter der Diktatur des Proletariats verstehe, so geschah es wohl deshalb, weil er sich wenige Jahre vorher in seiner Schrift über den ‚Bürgerkrieg in Frankreich‘ (1871) darüber geäußert hatte. Dort erklärte er:

„Die Kommune war wesentlich eine Regierung der Arbeiterklasse, das Resultat des Kampfes der hervorbringenden gegen die aneignende Klasse, die endlich entdeckte politische Form, unter der die ökonomische Befreiung der Arbeit sich vollziehen konnte.“

Also die Pariser Kommune war, wie das Engels in seiner Einleitung zur



~~~~~

dritten Auflage der Marxschen Schriften ausdrücklich feststellt, „die Diktatur des Proletariats“.

Sie war aber gleichzeitig nicht die Aufhebung der Demokratie, sondern beruhte auf ihrer weitestgehenden Anwendung auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts. Die Regierungsgewalt sollte dem allgemeinen Stimmrecht unterworfen werden. „Die Kommune bildete sich aus den durch allgemeines Stimmrecht in den verschiedenen Bezirken von Paris gewählten Stadträten. Das allgemeine Stimmrecht sollte dem in Kommunen konstituierten Volke dienen, wie das individuelle Stimmrecht jedem andern Arbeitgeber dazu dient, Arbeiter usw. auszusuchen usw. (Seite 46, 47). Immer wieder spricht hier Marx vom allgemeinen Stimmrecht des gesamten Volkes, nicht von Wahlrecht einer besonderen privilegierten Klasse. Die Diktatur des Proletariats war ihm ein Zustand, der bei überwiegendem Proletariat aus der reinen Demokratie notwendig hervorgeht. Auf Marx dürfen sich also diejenigen nicht berufen, die für die Diktatur im Gegensatz zur Demokratie eintreten. Natürlich ist damit noch nicht bewiesen, daß sie unrecht haben. Nur müssen sie sich nach anderen Beweisgründen umsehen. Bei Untersuchung der Frage muß man sich hüten, die Diktatur als Zustand mit der Diktatur als Regierungsform zu verwechseln. Nur das Anstreben der letzteren ist eine strittige Frage in unsern Reihen. Die Diktatur als Regierungsform ist gleichbedeutend mit der Entrechtung der Opposition. Ihr wird das Wahlrecht genommen, die Preß- und Vereinsfreiheit. Die Frage ist die, ob das siegreiche Proletariat dieser Maßregeln bedarf, ob mit ihrer Hilfe am besten oder gar nur durch sie der Sozialismus erreichbar ist.“

Kautsky ist der Überzeugung, daß das siegreiche Proletariat dieser Maßregeln nicht bedarf, daß mit ihrer Hilfe und gar nur durch sie der Sozialismus nicht erreichbar ist.

Probe aufs Exempel: Wo steht die bolschewistische Politik heute? Im April 1918 rief Lenin zum „erbarmungslosen Kampf gegen das Chaos und die Desorganisation“ auf. Es muß also wohl Chaos und Desorganisation herrschen im bolschewistischen Rußland. Einen Monat vorher hielt Trotzki auf der Moskauer städtischen Konferenz der Russischen Kommunistischen Partei einen Vortrag: „Arbeit, Disziplin und Ordnung werden die sozialistische Sowjet-Republik retten“\*).

Der Vortrag ist ein verzweifelter Appell an das Proletariat zur organisierten Arbeit. Schon damals trat der Bolschewismus

---

\*) Leo Trotzki, Arbeit, Disziplin und Ordnung werden die sozialistische Sowjet-Republik retten. Belp-Bern, Promachos-Verlag.



auf der ganzen Linie den „taktischen Rückzug“ an, den Lenin also erklärte:

„Ohne die Anleitung von Fachleuten der verschiedenen Zweige des Wissens, der Technik, der Erfahrungen ist der Übergang zum Sozialismus unmöglich, weil der Sozialismus eine bewußte Massen-Vorwärtsbewegung zu der im Vergleiche mit dem Kapitalismus höheren Arbeitsproduktivität verlangt, und zwar auf der Basis des durch den Kapitalismus Erreichten. Der Sozialismus muß auf seine Art und Weise, durch seine Methoden — sagen wir konkreter, durch Sowjet-Methoden — diese Vorwärtsbewegung verwirklichen. Und die Fachleute sind in der Mehrzahl unvermeidlich bürgerlich, infolge der ganzen Umgebung des öffentlichen Lebens, das sie zu Fachleuten gemacht hat. Wenn unser Proletariat, nachdem es sich der Macht bemächtigt hatte, schnell die Aufgabe der Rechnungslegung, der Kontrolle und der Organisation im allgemeinen Maßstabe gelöst hätte — (das war infolge des Krieges und der Rückständigkeit Rußlands nicht zu verwirklichen), dann hätten wir, nachdem wir die Sabotage gebrochen hatten, durch allgemeine Einreihung und Kontrolle uns auch völlig die bürgerlichen Fachleute zunutze gemacht. Infolge der erheblichen Verspätung bei der Rechnungslegung und der Kontrolle überhaupt, haben wir, obwohl wir auch die Sabotage zu besiegen vermocht haben, die Verhältnisse, die uns die bürgerlichen Fachleute zu unserer Verfügung stellen, noch nicht geschaffen; die Masse der Saboteure ‚stellt sich in den Dienst‘, aber die besten Organisatoren und die größten Fachleute können durch den Staat zur Arbeit herangezogen werden, entweder auf alte Art und Weise, auf bürgerliche Art (d. h. für hohe Bezahlung) oder auf neue Weise, auf proletarische Art (d. h. durch Schaffung von Verhältnissen der allgemeinen Rechnungslegung und Kontrolle, die unvermeidlich und von selbst die Fachleute einordnen und einstellen würden).

Wir mußten jetzt zu dem alten, bürgerlichen Mittel greifen und auf eine sehr hohe Bezahlung der Dienstleistungen, der größten unter den bürgerlichen Fachleuten eingehen. Alle, die die Sache kennen, sehen das, aber nicht alle dringen in die Bedeutung dieser Maßnahme seitens eines proletarischen Staates ein. Es ist klar, daß solch eine Maßnahme ein Kompromiß ist, ein Abrücken von den Prinzipien der Pariser Kommune und jeder proletarischen Macht, die eine Gleichstellung der Gehälter mit der Entlohnung eines Durchschnittsarbeiters verlangen, einen Kampf gegen das ‚Karrieremachen‘ in Taten und nicht in Worten fordern.

Nicht genug damit. Es ist klar, daß solch eine Maßnahme nicht nur den Stillstand — auf gewissem Gebiete und in gewissem Grade — der Offensive gegen das Kapital bedeutet (weil das Kapital nicht die Summe an Geld ist, sondern ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis), sondern auch ein Schritt nach rückwärts seitens unsrer sozialistischen Sowjet-

Staatsgewalt, die von Anfang an eine Politik der Herabsetzung der hohen Gehälter bis zum Verdienst eines Durchschnittsarbeiters angesagt und durchgeführt hatte“\*).

Nennen wir die Tatsache beim Namen. Die Bolschewiki waren nach einem Jahr anarchistischer Versuche dort angelangt, wo die Sozialisierung zu beginnen hat, wenn sie gelingen soll: bei der organischen Verwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft. Nicht durch den Terror hat die kapitalistische Gesellschaft so lang bestanden, sondern durch die bürgerliche Mentalität der Mehrheit, die eine Folge einer jahrhundertelangen „Erziehung“, das heißt Verführung war. Gewiß, es gab eine Polizei, im weitesten Sinne, und die übte die Gewalt aus. Aber jede Polizei ist nur so stark, wie die Mehrheit sie als das Ordnungsorgan für den Schutz ihrer Interessen betrachtet. Die kapitalistische Gesellschaft lebt vom Irrtum, von der Täuschung, in der die Mehrheit über ihre Interessen lebt. Und die Demokratie ist das Mittel, die Mehrheit über diesen Irrtum aufzuklären, das Mittel, die Mehrheit zu überzeugen.

Man überzeugt nicht durch Gewalt. Die Diktatur des Ideals, das ist das sicherste Mittel, zu verhüten, daß die Idee zu Fleisch und Blut werde, daß die theoretische Einsicht sich in aktives Leben verwandle, sie ist die Festung, die Sozialisten vor dem sozialistischen Ziel errichten. Die Diktatur des Proletariats aber, wie die Bolschewiki sie aufgefaßt und ausgeübt haben, das ist die Gegenrevolution innerhalb der Partei des proletarischen Ideals. Wem hilft es, wenn sie nun schreien, das Zentrum und die Rechte der Partei hätten sie ans Ruder gezwungen. Die, und niemand anders hätten sie zu dem gemacht, was sie seien. Aus Verzweiflung hätten sie die Macht erobert, weil die andern, wie Trotzki sagt, „zur Lösung keiner einzigen Anforderung schritten, alle Fragen verschleppten und bremsten, alle Schwierigkeiten vermehrten und den Charakter einer schrecklichen historischen Last jener Erbschaft verliehen, die uns im Oktober zufiel“\*\*). Wem hilft es?

\*) W. Lenin, Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht.

\*\*) In der früher angegebenen Schrift.



Vielleicht dem Mann des russischen 18. Brumaire, der unterwegs ist. Er wird wenig Widerstand finden, wenn er nur genug Maschinengewehre und Kanonen mitbringt, denn die Bolschewiki haben die bürgerliche Demokratie, ohne die das heutige Rußland zu keiner produktiven und dauerhaften Organisation gelangen kann, mit dem roten Schrecken in die Keller und in die Gefängnisse gejagt und hinterher die sozialistischen Bruderparteien, die allein die russische sozialistische Revolution hätten retten können, und die, so hoffen wir, schließlich noch die russische Demokratie retten werden.

## DIE FEINDLICHEN BRÜDER

Hier muß gesagt werden, daß kein Militarist von gestern und heute irgendwoher eine Berechtigung herleiten kann, gegen die Bolschewiki auch nur mit einem Hauch zu protestieren, und wenn diese für ihr Ideal sogar halbsoviel Menschen opferten wie sie, die Militaristen, mit Begeisterung für ihre ungleich zweifelhafteren „Ideen“ über Bord geworfen haben.

Ausgesprochen muß werden, gerade von uns, für die der Terror, gleichgültig welcher Art, die Aufhebung des Begriffes Mensch ist, die Aufhebung alles dessen, was das Leben, das arme nackte Leben lebenswert macht, sogar dieses und erst recht ein von Erdenfülle strotzendes Dasein, für dessen Erhöhung es keine andre Rechtfertigung gibt, selbst wenn der Weg zu jenem höheren Leben, zum „Reichtum“, zum „Luxus“ jedem einmal offen steht, dessen Nerven feiner und stärker sind als die der andern, und den die geheimnisvolle Macht, Talent genannt, über den Werktag hinaushebt, ihn tiefer in sich hineinsenkt, zur selbstsüchtigen Schöpfung, zum Hochgenuß der Welt,

laut und deutlich müssen wir aussprechen, schon um kein Mißverständnis und dadurch falsche Verbündete aufkommen zu lassen, daß der Volkskommissar der Auswärtigen Angelegenheiten Tschitscherin mit seiner Antwortnote auf die Beschwerde der neutralen Staaten vom 5. September 1918 über bolschewistische Grausamkeiten im Recht war — im Recht,



wie es den Menschen bisher recht war — Punkt um Punkt im Recht, als er unter anderm zweierlei feststellte:

1. „Alle diese Bilder der Ausrottung der Arbeiterklasse im Namen der Interessen des Kapitals, all die Bilder des weißen Terrors der Bourgeoisie dem Proletariat gegenüber sind den Regierungen der neutralen Länder und ihren Vertretern in Rußland mehr als wohlbekannt. Und doch, entweder vergaßen sie die höheren Ideale der ‚Humanität‘ oder sie vergaßen in diesem Fall, die Bourgeoisie der kriegführenden Länder, die vom Blut der Volksmassen triefen, an sie zu erinnern.“

2. „Wir lehnen aufs entschiedenste die Einmischung der neutralen kapitalistischen Mächte zugunsten der russischen Bourgeoisie ab und erklären, daß jeder Versuch von seiten der Vertreter dieser Mächte, die Grenzen des gesetzlichen Schutzes der Interessen ihrer Bürger zu überschreiten, als ein Versuch der Unterstützung der russischen Konterrevolution betrachtet werden wird\*.“

Im Recht ist Lenin, wenn er in seinem Brief an die amerikanischen Arbeiter vom 20. August 1918 dekretiert (Lenin spricht nicht und schreibt nicht; er dekretiert; das Dekret ist seine Ausdrucksform):

„Die englischen Bourgeois haben ihr Jahr 1649, die Franzosen ihr 1793 vergessen. Der Terror war gerecht und berechtigt, als er von der Bourgeoisie zu ihren Gunsten gegen die Feudalherrschaft angewandt wurde. Der Terror wurde aber ungeheuerlich und verbrecherisch, als ihn die Arbeiter und die armen Bauern gegen die Bourgeoisie anzuwenden wagten. Der Terror war gerecht und berechtigt, als er zu dem Zweck angewandt wurde, daß an Stelle der einen ausbeutenden Minorität eine andere ausbeutende Minorität träte. Aber der Terror wurde ungeheuerlich und verbrecherisch, als er dazu angewandt werden sollte, daß jede ausbeutende Minorität überhaupt abgeschafft werde; als er im Interesse der tatsächlich vorwiegenden Majorität angewandt wurde, im Interesse des Proletariats und des Halbproletariats, der Arbeiterklasse und der armen Bauernschaft. (Was natürlich ironisch gemeint ist.) „Die Bourgeoisie des internationalen Imperialismus hat es fertig gebracht, in ‚ihrem‘ Kriege zehn Millionen Menschen abzuschlachten und zwanzig Millionen zu Krüppeln zu machen — dem Kriege, im Namen dessen, ob die englischen oder deutschen Räuber die ganze Welt beherrschen sollen. Sollte unser Krieg, der Krieg der Unterdrückten und der Ausgebeuteten gegen die Unterdrücker und die Ausbeuter, in allen Ländern eine halbe oder eine ganze Million Opfer kosten, so würde die Bourgeoisie dennoch sagen, die Opfer des Weltkrieges seien berechtigt, die des Bürgerkrieges aber verbrecherisch.“

\*) Ein Notenwechsel über den weißen und roten Terror. Zürich, herausgegeben von Fritz Platten, Nationalrat.

Wie sehr die Bolschewiki von heute gegen die Militaristen, diese konsolidierten und zur Ordnungspartei gewordenen Bolschewiki von gestern, im Recht sind, indem sie es aus dem Wald schallen lassen, wie jene hineingerufen haben, wie sehr sie eines Geistes sind mit ihren Vorgängern — wir erkennen es sogar an ihrer Terminologie, ihrem Vorstellungskreis, der Bewegung ihrer Phantasie, dem Ausdruck ihres Temperaments. Sie denken und sprechen im alten üblichen Kauderwelsch der bewaffneten Gewalt.

„Jetzt ist die Epoche der direkten Attacke gegen das Kapital, der direkten Niederwerfung und Zerstörung des imperialistischen Raubstaates“, heißt es in der 19. der „Thesen über die soziale Revolution“. Seht einmal zu. Vergleicht. Legt die Anweisungen zur Unterdrückung nebeneinander. Woran erinnert der Abschnitt über „Die neue Phase des Kampfes gegen die Bourgeoisie“ in den „Nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht“ von Lenin? An Gneisenau und Schlieffen. An Bernhardi. An die Auslassungen ihrer Epigonen, der Zeitungsgenerale, die den deutschen Spieß zu Strategen gemacht haben. Dieser Abschnitt enthüllt sich wie jede Theorie der Kriegs-„Kunst“ als ein Schießreglement. Er beginnt mit der „Offensive gegen das Kapital“, die fortgesetzt werden müsse, weil das Kapital zweifellos noch nicht „niedergerungen sei“, worauf, — wie schlaue! — die „Einstellung“ der Offensive aus strategischen Gründen gefordert wird. Wir haben es hier mit nichts Geringerem, als dem aus den Kriegsberichten bekannten „strategischen Rückzug“ zu tun. Man dürfe, heißt es, von der „Einstellung“ der Offensive nur in Führungszeichen sprechen. Die Lage der Bolschewiki sei die eines siegreichen Heeres, das haltmachen müsse, um neue Kräfte zu sammeln:

„... eines siegreichen Heeres, das, sagen wir, dem Feinde die Hälfte oder zwei Drittel des Territoriums abgenommen hat und die Offensive einzustellen gezwungen ist, um Kräfte zu sammeln, die Vorräte an Kriegsmitteln zu erhöhen, die Verbindungslinien auszubessern und zu verstärken, neue Magazine zu errichten, neue Reserven heranzubringen usw. Die Einstellung der Offensive eines siegreichen Heeres unter ähnlichen Verhältnissen erscheint gerade im Interesse der Eroberung des übrigen Terri-



toriums vom Feinde, d. h. im Interesse eines vollständigen Sieges, notwendig.“

Wer spricht? Der Generalmajor Blum? Nein, Lenin!

Bald ist das M-növer so weit gediehen, daß die schwere Artillerie herangeholt werden kann:

„Wenn man den Feind lediglich durch Abteilungen leichter Kavallerie schlagen und zurückdrängen kann, so muß man es tun. Und wenn man dies nur bis zu einer bestimmten Grenze mit Erfolg durchführen kann, ist es vollkommen denkbar, daß hinter dieser Grenze die Notwendigkeit der Heranbringung von schwerer Artillerie auftaucht. Indem wir zugeben, daß das Versäumte jetzt durch Heranbringung von schwerer Artillerie nachzuholen nötig ist, erkennen wir in keiner Weise die siegreiche Kavallerie-attacke als einen Fehler an.“

Wo habe ich das schon gelesen? In den Betrachtungen des Obersten Egli, des Strategen der „Basler Nachrichten“.

Sogar die Terminologie, die bei der Erörterung der berühmten „Einkreisung“ üblich war, finden wir wieder. „Der imperialistische Ring, der uns zusammenpreßt, wird von der proletarischen Revolution gesprengt werden“, verspricht Trotzki \*).

So viel von der Strategie. Aber es gibt auch die Taktik. Die Bolschewiki haben sie nicht außer acht gelassen. Die bolschewistische Taktik genügt, was Gerissenheit und Unbedenkllichkeit anbelangt, den strengsten Anforderungen. Welcher Patriot dürfte mit seiner Zustimmung zurückhalten, fließt ins geübte Ohr ihm folgende Episode, die Lenin in seinem Brief an die amerikanischen Arbeiter erzählt:

„Als die Raubhelden des deutschen Imperialismus im Februar 1918 ihre Armeen gegen das wehrlose, demobilisierte Rußland warfen, das sich der internationalen Solidarität des Proletariats anvertraut hatte, bevor die internationale Revolution ganz ausgereift war — da zögerte ich keinen Augenblick, mit den französischen Monarchisten eine gewisse ‚Abmachung‘ zu treffen. Der französische Kapitän Sadoul, der in Worten mit den Bolschewiki sympathisierte, in der Tat aber dem französischen Imperialismus treu diente, brachte den französischen Offizier de Lubersac zu mir. ‚Ich bin Monarchist, mein einziges Ziel ist die Niederwerfung Deutschlands‘, erklärte mir de Lubersac. ‚Das ist selbstredend (cela va sans dire)‘, erwiderte ich. Das hinderte mich keineswegs, mit de Lubersac mich zu

\*) Im Schlußwort seiner Schrift „Von der Oktoberrevolution bis zum Brester Friedensvertrag“. Belp-Bern, Promachos-Verlag.



verständigen über die Dienste, die die Fachleute im Sprengwesen unter den französischen Offizieren uns erweisen sollten, um durch Zerstören der Eisenbahnlinien den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Das war das Muster einer ‚Verständigung‘, wie sie jeder zielbewußte Arbeiter billigen muß — einer ‚Verständigung‘ im Interesse des Sozialismus. Die französischen Monarchisten und wir drückten uns die Hand, obwohl wir wußten, daß jeder von uns seinen ‚Partner‘ gern hätte aufknüpfen lassen. Aber unsere Interessen fielen vorübergehend zusammen. Zur Abwehr der vorrückenden raubgierigen Deutschen machten wir uns im Interesse der russischen und der internationalen sozialistischen Revolution die ebenso raubgierigen Gegeninteressen der andern Imperialisten zunutze. Auf diese Weise förderten wir die Interessen der Arbeiterklasse Rußlands und anderer Länder; so stärkten wir das Proletariat und schwächten die Bourgeoisie der ganzen Welt, indem wir von der absolut gesetzmäßigen und in jedem Kriege unumgänglichen Methode des Manövrierens, des Lavierens und des Abwartens des Moments Gebrauch machten, bis die schnell reifende proletarische Revolution in den vorgeschrittenen Ländern zur vollen Reife gelangen würde. \*)“

Die Mentalität der Bolschewiki bezeichnet, kurz und gut, die 10. der bereits erwähnten „Thesen über die Sozialrevolution“, und deshalb stehe sie hier als das Schlußwort einer Betrachtung, über die ein Bolschewik, wie immer: mit Recht, äußern könnte, ich hätte nach vier Kriegsjahren den Krieg entdeckt. Die These lautet:

„Der Sinn der proletarischen Diktatur besteht also sozusagen im permanenten Kriegszustand gegen die Bourgeoisie. Es ist also ganz klar, daß alle, die über ‚Gewalttaten‘ der Kommunisten schreien, vollkommen vergessen, was eigentlich Diktatur heißt. Die Revolution selbst ist ein Akt der ‚rohen Gewalt‘. Das Wort Diktatur bedeutet in allen Sprachen nichts anderes, als Gewaltregime. Wichtig ist hier der Klasseninhalt der Gewalt. Damit ist die historische Rechtfertigung der revolutionären Gewalt gegeben. Es ist auch ganz klar, daß je schwieriger die Lage der Revolution ist, um so schärfer die Diktatur sein muß.“

Klar wie eine Straßenlaterne!

Ich erwarte die Gründung bolschewistischer Kadettenhäuser. Ich erwarte die Gründung einer bolschewistischen Kriegsschule. Die Generalstäbe können bleiben, wie sie sind. Zu ändern wäre nur der Klasseninhalt der Gewalt. Militarismus und Imperialismus haben nur die Farbe zu wechseln oder sagen

---

\*) N. Lenin, Ein Brief an die amerikanischen Arbeiter. Ohne Angabe von Verlag oder Druckort.

wir: die Kundschaft. Ludendorff braucht sich um die Änderung seiner Mentalität nicht im geringsten zu bemühen. Er darf, er soll der berufskluger Tollhäusler bleiben, der er ist. Der Teufel braucht nur die Wohnung zu wechseln, um als ein Heiliger zu gelten.

## DER TIEFSTE GRUND

Doch dies alles dreht sich um die Theorie, dreht sich im Kampf um die Theorie, den man Polemik nennt. Die Theorie ist eine gute Sache, vor allem eine notwendige. Fast so unentbehrlich wie Sonne und Sterne für die Schifffahrt und sicher so unentbehrlich wie Maße und Gewichte für jede Berechnung. Immerhin — wie man mit dem gleichen Text zu einer so sehr verschiedenen Melodie sagt —: man könnte glücklich sein ohne sie. Ohne die Theorie. Die Bolschewiki könnten Wunderdinge verrichten ohne eine paragraphierte Lehre, die mit dem Kometenschweif der unentbehrlichen Kommentare ihr geistiges Firmament belebte. Sie könnten Wunderdinge verrichten ganz allein mit dem Glauben, und ohne lange zu fragen und ohne viel zu erklären, und sich damit begnügen, daß sie ihren Weg gingen durch die lange Allee heller Gesichter, womit körperlich befreite Sklaven zu ihrem Fest illuminierten, und auch vieler, die höher strahlten, weil Freiheit die Herzen mit einem bisher ungeahnten Licht erfüllte. Es hat nie einen Heiligen gegeben, der dem Bürger nicht als ein Narr erschienen wäre, und die Griechen, die von solchen Dingen mehr verstanden, als alle die so aufgeklärten Genies der alten wie der neuen Welt zusammen, hatten nur ein Wort für den Heiligen und den Wahnsinnigen. Die Bolschewiki haben keinen Glauben, sie dekretieren und fusilieren in kalter Tobsucht. Sie können keinen Glauben haben, weil sie nicht lieben. Sie sind Hassler: Prätorianer des Proletariats in seinem Massenwahn, die Kosaken des Sozialismus, die Flammenwerfer der Internationale, die Heulderwische einer Wirtschaftslehre. Nein, für mich bedeutet der Sozialismus das Gegenteil einer Klassen-



~~~~~

herrschaft, nämlich die endgültige Auflösung der „Klassen“ in jener Gemeinschaft von unergründlicher Tiefe, die Nietzsche mit seinem Wort von den „Griechen als träumenden Homeren und Homer als einem träumenden Griechen“ angedeutet hat. Worin der Arbeiter aufgehört hat, ein Proletarier zu sein, und ein lebendiges Stück Arbeit selbst ist und, wenn auch nur mit einer winzigen Handreichung an der Maschine, nicht nur das Symbol der „Produktion“, sondern, jeder für sich und die ganze Gesellschaft, die schaffende Natur selbst, der Mensch selbst die Arbeit, die Arbeit aller, der ungehemmte, leicht strömende Blutumlauf alles dessen, was auf unserm Planeten Menschenantlitz trägt. Ich bin für jeden Sozialismus, den ich auf dem Weg, dem langen Weg dahin vermute. Die Bolschewiki sprengen, allein durch ihre Mentalität, schon die ersten Brücken auf dem Weg, sie massakrieren schon nach den ersten Schritten mit ihrer wissenschaftlichen Barbarei die Achtung vor dem Menschen samt allen andern geistigen Tugenden, ohne die wir nie eine Übereinstimmung der meisten, geschweige denn die Gemeinsamkeit erreichen. Die Bolschewiki könnten in der Theorie zehntausendmal recht haben, ich ginge nicht mit ihnen, ich könnte nicht mit ihnen gehn, selbst wenn ihre Theorie nicht nur richtig, sondern die einzig richtige wäre. Ich ginge nicht mit ihnen, weil sie gegen die Menschen gehn.

Über sie denke ich letzten Endes, wie Charles Péguy über jene bis zum Grauen unheimlichen Kerle dachte, die den Begriff der Hölle gefunden und, nicht genug damit, ihn gehegt und gepflegt haben bis auf unsre Tage. Im ersten Jahrgang der „Cahiers“ schreibt er darüber — die Grippe hält ihn im Hause fest, und er liest Pascal — und er beschwört sich und seine Leser, daß die Möglichkeit, ja die Vorstellung einer Hölle jeder, aber auch jeder zurückweisen müsse, der den Begriff Menschheit ererbt oder für sich erworben habe. „Nie wird“, schreibt er, „dieser Vorstellung zustimmen, wer einen tiefen und aufrichtigen Sinn des Kollektivismus ererbt oder sich zu eigen gemacht hat. Kein Genosse, der die einfache Solidarität



kennt“. Dann folgen die paar Sätze, die sehr genau erklären, warum ich die Diktatur des Proletariats, wie die Bolschewiki sie ausüben (ob ganz freiwillig oder gedrängt oder gar gezwungen ändert nichts an ihrer Art) als die Hölle empfinde, die gewaltigste Hölle, die Hölle auf Erden nicht nur, sondern auch, sondern vor allem im diesseitigen Jenseits, unsre Vorgänger sagten: in der Republik des Geistes.

„Wir dulden nicht, daß Menschen unmenschlich behandelt werden. Wir dulden nicht, daß Bürger (citoyens) unbürgerlich (inciviquement) behandelt werden. Wir dulden nicht, daß es Menschen gebe, die von der Schwelle irgendeiner Gemeinschaft gewiesen werden. Hier sitzt der Grund der Bewegung, die uns beseelt, hier entspringt die große Bewegung der Universalität, die die Kantsche Moral beseelt, und die uns beseelt in unsern Forderungen. Wir dulden nicht eine einzige Ausnahme, nicht, daß irgendwem die Türe vor der Nase zugeschlagen werde. Die Vorstellung einer Verbannung ist die, die jedem sozialistischen Empfinden am tiefsten widerstrebt.“

Lenin, als der Militarist, der er ist, übt die willkürlichste, die grausamste Form der Verbannung, die Vernichtung. Dieses Wort wimmelt in seinen Schriften und springt aus jedem dritten Satz seiner Reden: Unterdrückung, Ausrottung, Vernichtung. Immer dasselbe Wort. Er kann sich nicht genug tun damit. Er tanzt das Feuer mit ihm und streut Pechfackeln aus, als ob er säete. Wenn man ihn läßt, wird er nicht ruhn, bis von diesem Feuer die Welt brennt. Bis er auf dem römischen Hügel steht, bis der Schein der übermenschlich aufgeschossenen Feuersaat den Himmel frißt, sehr hoch dort steht, aber nahe genug der Galerie, um von einem Literaten das Stichwort zu empfangen: *Qualis artifex pereo!*

In Lenin und seinen Freunden rast der Krieg ideell in seiner ganzen Erbarmungslosigkeit weiter. Es ist die neueste, wohl kaum die letzte Phase der Gewalt und nicht einmal die vorletzte Phase der Liquidation, in die die alte Welt im August 1914 eingetreten ist.

Seien wir uns darüber klar: der Krieg war die Explosion der Gewalt, und die Gewalt, das ist die Welt, in der die bisherige Menschheit gelebt hat. Die Festungen der Gewalthaber,

von ihnen selbst in Brand gesteckt, brechen nun, eine nach der andern, zusammen, das Feuer schlingt weiter, es frißt sich nach innen, sucht neue Nahrung, immer tiefer, immer weiter. Die Kriegsflagge von 1914, sie ist auch die Kriegsflagge und Waffe der Bolschewiki. Sie haben sie ergriffen, als sie der schwach gewordenen Hand des Gegners entsank, und sie haben sie gegen ihn gekehrt. Nun stößt blindwütig nach oben, was Jahrtausende lang blindwütig nach unten stieß: rücksichtsloser Kampf um die Macht und Behauptung der Macht. Rücksichtsloser Freiheitskrieg mit Repressalien, Prozessionen und Kirchengesang. Der Kirchengesang ist marxistisch, die Prozessionen erweisen sich als so aufklärend, wie ein guter, notgedrungen summarischer Volksunterricht sein kann, und ohne Repressalien läßt sich offenbar kein Krieg führen, nicht einmal ein Freiheitskrieg, nicht einmal einer, der von allen bisherigen Freiheitskriegen vielleicht am ehesten seinen Namen verdiente.

### GLAUBE, HOFFNUNG, LIEBE.

Nein, tausendmal nein! Ich bin Sozialist, aber wenn man mich überzeuge, daß der Sozialismus nur mit der bolschewistischen Methode zu verwirklichen sei, so würde ich, und nicht nur ich, auf seine Verwirklichung verzichten. Denn die Erdbewohner hätten es nicht verdient, den Tag zu erleben, wo die Menschheit die geordnete Menschlichkeit wäre und die freiwillige Arbeit: und das zwanglose Recht ihre natürliche Funktion. Sie wäre es nicht wert, weil sie dazu gar nicht fähig, weil dieser Zustand, durch Gewalt hergestellt und mit Gewaltmitteln erhalten, die größte Lüge wäre, in der jemals Sklaven gelebt hätten.

Nein, tausendmal nein! Ich will keine Sklaven, auch nicht befreite Sklaven, die immer Sklaven bleiben, solange sie, sogar in ihrem eigenen „Interesse“, gezwungen werden müssen, gezwungen durch Aufseher aus ihrer Mitte oder selbst verführt zur dauernden Anwendung der Gewalt dadurch, daß man



eine, natürlich möglichst ohnmächtige Herrenkaste beibehält, deren Unterdrückung den Vorwand abgibt, damit die Sklaven sich als die Herren aufführen. Ich will, daß der Sklave, der Inbegriff dessen, was den Sklaven ausmacht, ob er nun im Klassenkampf, dieser primitiven Lebensform, oben liegt oder unten, ich will, daß der Komplex der Gewalt aus der Welt verschwinde. Darauf, Kameraden, darauf kommt es an. Wobei ich, zu meiner Entschuldigung, auf den Unterschied hinweise, ob einer in Unkenntnis des Sozialismus, der sozialistischen Literatur, seiner Geschichte, seiner Personalien das Blaue vom Himmel herunterschwärmt und solche sehr eigenwillige Fiktion als Sozialismus auszugeben beliebt,

oder ob er, beheimatet auf der sehr gründlichen Basis des Sozialismus, das Wesen der befreienden und die Freiheit organisierenden, geschichtlichen Handlung über alles stellt, hingepflanzt im Gedränge und im Sturm der Parteigeschäfte, der Parteikämpfe vor den Kompaß, dessen Magnet nach dem Menschheitsziel weist, unerschütterlich und unverführbar und jederzeit im Bewußtsein, daß sein Reich weder von dieser Legislaturperiode ist, noch, vermutlich, von der nächsten.

Wie kennen wir einander! Für euch, Gewerkschaftler, bin ich ein Kolibri, unbeträchtlich, ein bunter Vogel, der nicht beißt. Für euch, Anwerber roter Prätorianer, ein Nichts, ein Hauch in einer belebten Straße, ein Traum, bestenfalls, der am Morgen verfliegt. Harmlos. Ein Feuilleton, das man, wenn es gegen keine Kirchenregel verstößt, unterm Strich drucken kann, und das den Leser vielleicht unterhält. Und nur deshalb nicht ganz nutzlos. Ein Dichter, der, mit allen Waffen des Klassenkampfes ausgerüstet, sich etwas darauf einbildet, daß er trotzdem nicht mittue. Ein Narr, der sich, statt an einen shakespearischen König, an Karl Marx attachiert hat, mit Schellen an der phrygischen Mütze. Der Gast im Bildungsausschuß, der in den Klassenkampf Serenaden einlegt. Euch, Unentwegten, sei's in dieser Stunde gesagt. Der Drehorgelmann, der für das Herz im Hinterhaus arbeitet, streikt. Er hört auf, die Kurbel zu drehn und ruft zu euern Fenstern hinauf.



Verrottete Spießer, ruft er, so hört wenigstens, kommt an die Fenster und hört, was ich euch nicht länger unter Gassenhauern verschweigen kann.

Legt ihr's nur darauf an, so viel zu verdienen, daß ihr eine Wohnung im Westen mietet, Ulrike einen Klavierunterricht bekommt und Paul wahrhaftig Latein lernt: gut. Aber dann steht davon ab, von Sozialismus zu reden. Dieses Geschäft hat vom Sozialismus nur das Aushängeschild. Glaubt ihr nicht, daß der Mensch aus eigenem — ich sage nicht: sich befreie, denn seine Befreiung, das ist der leichtere Teil der Aufgabe — glaubt ihr nicht, daß der Mensch aus eigenem sein freies Leben in freiwilligen Formen leben könne, die, weil allen gemeinsam, keinen unterdrücken, dann laßt sie, die Menschen. Laßt sie, wo sie sind, und wie auch mit ihnen geschehe. Laßt sie unter den Tieren. Macht sie nicht noch unglücklicher, als sie schon sind, indem ihr Ansprüche an sie stellt, von denen ihr wißt, daß sie sie nie erfüllen. Dann, Genossen, ist die ganze sozialistische Bewegung nichts weiter, als ein bösesartiges „Bäumchen, wechsle dich“. Nichts weiter als der blutige, endlose und ganz sinnlose Kampf zweier Schächer um die Butterseite. Dann, meine Freunde, wollen wir ins Kloster gehn und so tun, als ob nichts wäre, bis die klassenbewußten Gardisten irgendeines Lenin die dringende Notwendigkeit empfinden, uns arme Kirchenmäuse des Ideals auszurotten.

Wie verständlich, daß die Drückeberger der militaristischen Zeit auch die Drückeberger der Revolution wären! Sie führen nicht Krieg. Und es ist noch immer Krieg, und es wird noch lange Krieg sein.

Dennoch! Helfen und nicht verzweifeln! Glauben und geduldig sein, bis der Krieg vorbei ist! Der Krieg ist die Selbstverbrennung einer Epoche. Einmal wird von ihm nur Asche übrig sein. Die Menschen, tödlich erschöpft, könnten zu Boden sinken und nicht einmal die Kraft haben, die müdgewürgten Hände zu heben.

Dann.

Dann wäre die Zeit, in die Städte zu gehn und zu helfen, dann wo wirklich Hilfe wäre, was man für die andern täte.

Dies für den Fall, daß der Bolschewismus Europa unterjochte und damit die Welt in die Barbarei stürzte. Es könnte ihm gelingen, wenn Lenin sich mit Ludendorff verbündete: der verzweifelte, in seiner Machtstellung bedrohte Marxist mit dem verzweifelten Mann der Revanche, der Soldaten nimmt, wo er sie bekommt. Die Parole ist ausgegeben. Von Radek: „Wir müssen die Sowjet-Republik am Rhein verteidigen“. Und ich denke an die Worte, die mir, vor drei Monaten, ein preußischer Junker ins Gesicht schrie: „Wenn wir geschlagen werden, gehe ich zu den Bolschewiki und stecke die Welt an den vier Enden an.“ Worte. Verzweiflung fanatischer Naturen könnte sie wahr machen. Heute, wo ich dies schreibe, befinden die Bolschewiki sich in einer solchen Geistesverfassung, daß sie das sozialistische Zentrum, die Sozialrevolutionäre, Menschewiki und Mehrheitssozialisten mehr hassen, sie heftiger bekämpfen, als die deutschen Militaristen. Vielleicht war das Abkommen, das Lenin mit der französischen Militärmission traf, nur das Vorwort zu einem Abkommen mit Ludendorff.

Ich spreche von der schlimmsten aller Möglichkeiten. Wir Geistigen haben keine Wahl. Wir wissen und sagen schon lange, daß eine geistige Angelegenheit niemals vom Waffenerfolg abhängt, auf welcher Seite er sich auch einstelle. Die Bolschewiki stehn und fallen mit ihrem „Waffenglück“. Das Ideal steht darüber: unberührt. Wir haben nur eine Aufgabe, und die bleibt uns unter allen Umständen: dafür zu sorgen, daß das Ideal, und wenn auch nur bei hundert, wenn nur bei zehn Menschen, nicht in Vergessenheit gerate. Die Liebe lieben! Hoffen, und wäre es nur, damit die Hoffnung am Leben bleibe. Glauben! Und wäre es nur, um nicht zu verzweifeln. Als Trost und Gewißheit schallt das Wort nach, das Fritz Adler in jenem Gerichtssaal ausrief: „Man tötet nicht den Geist, ihr Brüder!“

Wir alle wollen die Welt ändern. Wir alle wollen die Ge-



~~~~~

rechtigkeit. Wir alle wollen das Reich des Glücks, in dem die Menschen einander das Leben leicht machen, um den Zugang zu sichern zu einer neuen, höheren, wenn auch noch so schweren, noch so problematischen Form des Lebens. Ich stehe dafür, daß Gewalt keine Änderung schafft, nur Wechsel. Wechsel des Besitzes, Wechsel der Macht, Wechsel dessen, was, unter dem Namen Gesinnung, wieder nur als Waffe benützt wird.

Wir Geistigen können weder mit Paraden, noch mit Staatsstreichen, mit keinem Schaustück irgendwelcher Art können wir aufwarten. Wir gehn, in tiefster Stille, den unabsehbaren Weg der Menschenverwandlung. So heftig wir „leben“ mögen, auftauchend in Städten, voll tierischer Energie, redend, schreibend und an der Spitze provisorischer Umzüge, die von einer Etappe der politischen und wirtschaftlichen Revolution zur andern fortschreiten, — unser Schicksal wirkt im Traum von dem, was wir, ganz, vielleicht in tausend Jahren sein werden: Menschen. Wir würden es nie, verließen wir diesen Traum, vergäßen wir jene lautlose, gerade Straße, fänden wir nicht dort nach jeder Aktion unsre Kameraden wieder. Die können wir nicht verlieren, sie können uns nicht im Stich lassen: sie nicht, sie allein nicht. Es ist auch ihr Weg, und es gibt keinen andern.

Wir erkennen einander im Aufruhr der Städte, in Volksversammlungen, in Ausschüssen, an einer seltsamen Haltung, die andere als plötzliche Nachlässigkeit deuten, als Zurückhaltung angesichts entschlossener Agitatoren und anderer Männer der Tat, als Skepsis, die der Zynismus in seiner Kindheit ist. Sie tun uns unrecht. Wir sind die Tapferen im Trubel. Wir sind die guten Fischer im Trüben. Wir sind die wahren Gläubigen. *Credimus, quia absurdum.*

Um das Ideal sozusagen bei sich und im Beruf zu zeigen, darum habe ich zum Schluß noch einmal uns gesprochen, und dies mußte wohl geschehen, nachdem ich mich so viel auf das Ideal berufen hatte.

Wir spielen nicht die Buddhisten. Wir stolzieren nicht in Luxusdrucken und legen auf Vorzugsausgaben geringen Wert. Und noch halten wir es für sehr unwahrscheinlich, daß auch



wir von der Verzweiflung gepackt und in ein Kloster geworfen werden. Noch sind wir dabei. Wo wir können. Wie wir können.

Unsre schöne, gerade, stille „Privatstraße“: am 9. November tat sie, was sich für sie gehörte, sie behing sich mit roten Fahnen und versammelte, für ihre Demonstration, soviel Sonne, wie sie finden konnte. Und wir, wir waren in der Stadt.

Das eine tun, ohne das andere zu verlassen. Es fällt nicht schwer, wenn man keinen Ehrgeiz hat.

## VERANTWORTUNG.

Vergesst nie, es glauben  
Euch viele, was Ihr schreibt!  
Drum liegt, sie zu berauben  
Bei Euch, und was Ihr treibt,  
Kann morgen sie befreien,  
Bei Euch liegt, was sie seien,  
Was Fluch und Segen wär,  
Ihr wendet ab und her,  
Und was beschwert, beflügelt,  
Entfesselt Ihr und zügelt.

## GLAUBE.

In seinem Fleisch hat jeder einen Pfahl.  
Kaum einer traf, denk dran, für ihn die Wahl.  
Da steckt ein Pfahl in zartem Fleisch: genug!  
Wer weiß, ob er nicht einmal Blüten trug?  
Steht er nicht, öffnet sich der Fensterladen,  
Als Wanderstab am Bett des Kameraden  
Und führt, befreit ihn aus der langen Qual  
Auf Berg, freiheitumströmt, in helles Tal?  
Ein Zauberstab, der Hölle überstrahlt  
Und in die Regentage Bläue malt?

*Georges Duhamel:*

## DIE ZUKUNFT DES GLÜCKS

### I.

Erst jenseits der Lebensmitte ward mir die Gewißheit: Ziel meines Lebens sei das *Glück*, gleich wie es das Ziel ist aller Menschen und aller lebenden Kreatur.

Die Frage scheint auf den ersten Blick entschieden. Dennoch habe ich häufig Freunde, Verwandte, Gefährten darüber ausgeforscht und die verschiedenartigsten Antworten erhalten.

Vielen kam das Thema unvermutet. Ihrer Last erliegend, waren sie zu abgestumpft, als daß sie einen *Zweck* hätten suchen mögen: sie verfolgten das Glück, ohne es zu nennen. Andere, vom Spiel der Kontroversen gereizt, erkannten als Ziel solche Zustands- oder Daseinsarten, die nur Wege zum Glück sind, gute oder böse Mittel, es zu suchen, wie: Bewegung, philosophische Unbewegbarkeit, oder Gebet. Wieder andere, durch ihr Elend verwirrt, meinten bitter, das *Unglück* sei des Menschen eigentliche Bestimmung: sie verwechselten Hindernis und Ziel. Etliche schließlich, je nach Bestrebung, Geistigkeit und Terminologie, nannten das Glück mit Namen wie: Gott, Ewiges Leben, Seelenheil.

Ich aber bin sicher, daß das Glück unser Lebensziel ist. Diese Gewißheit erwuchs mir vornehmlich aus meinem Innern und nicht aus Betrachtung des Welt- und Menschheitsbildes. Gleich allen inneren Gewißheiten, ist sie hartnäckig, keinem Einwand zugänglich, jedoch zum Angriff bereit. Widerspruch stärkt sie nur. Sie herrscht. Und keinerlei andere Gewißheit ist mir vorstellbar, die dieser Abbruch tun oder sie ersetzen könnte.

Überlegt man's, so fallen Weg und Ziel zusammen. Das Glück ist nicht nur Zweck und Sinn des Lebens, es ist auch sein Ursprung, sein Ausdruck, sein Wesen. Es ist das Leben selbst.

## II.

Man könnte daran zweifeln. Hören wir nicht schrille Verzweiflungsschreie? Die ganze Menschheit brüllt auf wie ein verstümmeltes Lasttier und begreift nichts von ihrer Wunde.

Alle Überzeugungen und Gewißheiten erwürgen sich gegenseitig. Wie soll man sie noch wiedererkennen mit dem Irrsinnsblick, den sie haben, mit dem Blut, das sie besudelt und entstellt? Im Sturm verlieren die entwurzelten Meinungen Boden und Saft; sie treiben dahin gleich Disteln im Herbst, verdorrte Disteln, die noch stechen. Die Menschen wissen nur Eines noch: ihr unübersteigliches, unendliches, sinnloses Leiden. Sie wimmern und jammern nach Hilfe. Wird ein Jahrhundert frommer Aufopferung genügen, die grausig große Wunde zu waschen, zu trocknen und zu schließen?

Ohne Verzug, o du rinnende Wunde, soll man dich stillen, soll man dein lebendiges Fleisch baden. Gerade jetzt, wo du noch blutest, muß man dich salben und schützen; und öffnest du dich zehnmal von neuem: immer von neuem soll man dich salben und wieder zudecken.

Zweifelt nicht daran: selbst in dieser schrecklichen Stunde sucht die Menschheit nichts als ihr Glück. Instinktiv beeilt sie sich, wie eine Herde, die das Salz wittert und die Quelle. Aber lieber ersticken sie einander, als daß sie nicht alle zusammen und gleich auf der Stelle genießen sollten.

Das Glück! O Gott! Wer hat ihnen eine so qualvolle, lächerliche Vorstellung davon gegeben? Was taten die Priester, die Weisen und die Bücherschreiber? Was hat man die Menschenkinder gelehrt, daß sie glauben konnten, der *Krieg* würde irgendjemandes Glück bedeuten? Mögen sie vortreten: die, die den geistig Armen erzählt haben, ihr Glück bestände im Besitz einer Provinz, einer Eisenmine oder eines Meeresarmes, der



zwischen zwei entfernten Kontinenten schäumt! Aufgebrochen sind sie zur Eroberung des Glückes, die Menschen (denn das ist ihre Bestimmung); aber man hat ihnen alles in die Hand gegeben, was das Glück für immer töten mußte.

Und doch: laßt uns nicht alle Hoffnung verlieren! Und wenn, im kommenden Frühling, ein Levkojenbüschel auf den Trümmern der Welt erblüht und zittert im Winde, so wollen wir, aus Herzensgrund, sagen: „O Glück, du bist wahrhaftig mein Ziel und meines Daseins Sinn: ich erkenne es an meinen Tränen.“

### III.

Ich war einmal in einem Laboratorium, inmitten einer Landschaft aus Glas und Porzellan und tödlichen Dünsten. Ein Freund lebte da. Er zeigte mir ein großes Kristallgefäß voll destillierten Wassers. Gemächlich-erhaben spielte darin die Sonne. Ich dachte: das ist die Wüste; dieses Wasser enthält nichts, es duldet keinerlei Leben, es ist leer wie eine tote Welt.

Aber wir haben den Gefäßboden abgeschabt und dann durchs Mikroskop gesehen: kleine, grüne, runde *Algen* lebten in dieser Wüste. Ein Windhauch hatte den Keim hingetragen, und sie hatten sich entwickelt und vermehrt. Da, wo es nichts zu fassen gab, hatten sie gleichwohl etwas gefunden. Der Geschmack des starren Glases, einige verirrte Staubkörner, dieses seelenlose Wasser, die Sonne: mehr verlangten die kleinen Moosgewächse nicht, um ihre demütige Lebensfreude verwirklichen zu können.

Diese zähe Begabung zum Leben erschien mir wie ein Hymnus an das Glück, ein schweigender Hymnus, der doch den Lärm der Eroberung übertönt.

Nichts entmutigt das Leben, als höchstens, vielleicht, sein eigener Überschwang.

Wenn Europa, zu reich geworden und zu schön, hinfüro eine Stätte aller Qualen sein wird, so, weil das Glück da eine schlimme Maske aufgesetzt hatte: die Maske des Genusses. Genuß ist nicht: Freude.

Geduld! Nicht alles ist vergiftet.

Es gibt kleine Pilze, die auf Säuren leben können. Die Antiseptika, trotz ihrer Eigenschaft, Lebendes zu zerstören, beherbergen manchmal solche beharrlichen Pilzlein, die sich da einnisten, akklimatisieren und bescheiden ihre Bestimmung erfüllen.

Man muß Vertrauen haben ins Glück. Heute mehr denn je, denn nie ist die Menge der Menschen vom Glücke verlassen gewesen, als jetzt. Der Irrtum der Welt ist so grausam, so gewaltig und so offenkundig, daß wir nicht seine Endwirkung abwarten wollen, um ihn aufzuweisen und zu bekämpfen.

Wie diese Algen, Moose und Flechten ihr unausrottbares Glücksbedürfnis gierig noch an die Ruinen klammern, so wollen wir, bis in die Verdüsterung dieser Zeit hinein, unser Glück suchen und es erblühen lassen, der Pflanze gleich, die ihre Blüte, mitten in der Öde einer verdorrten Welt, vom Abendwinde schaukeln läßt.

#### IV.

Beachtet wohl, daß es sich um das *Glück* handelt, und nicht um Vergnügen oder Wohlsein oder Genuß oder Wollust.

Alle Kulturvölker haben verschiedene Worte für diese verschiedenen Dinge erfunden. Alle haben ihre Ethiker beauftragt, schlichte Herzen vor einer Verwechslung zu bewahren, die von den Instinkten begünstigt wird.

Heute triumphiert diese Verwechslung.

Sinnenlust, o du ewiges, unfaßbares Verschmachten: willst du uns ewig narren, und sollen wir durch dich hindurch das Glück erjagen ewiglich?

Wie groß doch ist deine Verführung, die du lächelst mit den Lippen der Liebe, du magisches Trugbild der Freude! In welchem Abgrund jubilierst du, und in welche Hölle willst du deine trunkenen Opfer stürzen?

Wie du uns reizest und fesselst! Und wie du, bisweilen, den Schein einer heiligen Sendung, einer göttlichen Pflicht anzunehmen weißt!



Nein, du bist nicht das Glück, o große Göttin! Ohne dich zu leben ist bitterer Fluch; aber das Glück bist du nicht, du Königin! Laß mich das stammelnd bekennen, noch durch dein Seufzen und Schluchzen hindurch, das dem des tiefsten Schmerzes so sehr gleicht.

Warum befiehlt uns das Glück so oft, dir auszuweichen, und immer, dir zu mißtrauen? Weil kein Glück ist ohne Harmonie. Das weißt du wohl, du: süsse Wirrnis, Krampf, Gelächter, Fäulnis.

Das Glück ist unsere Heimat. Du aber bist das glühende Land unserer Sehnsucht, die Tropeninsel, auf die unser Traum uns bannt unwiederbringlich.

Das Glück ist unser wahres Reich. O Wollust, laß deine Sklaven diesen Hymnus singen.

## V.

Im Sommer 1916 entdeckte ich, auf den Feldern an der Mame, eine Blüte, die drei Gerüche hat. Diese Blüte ist wohlbekannt in Frankreich; sie schmückt eine niedrige dornige Pflanze, die von den Bauern „Ochsenbrech“ genannt wird\*). Um die Mittagsstunde, wenn die Sonne alles Lebendige steigert, atmet diese Blüte drei verschiedene Gerüche aus: der erste ist lieblich, frisch und erinnert an den Duft der wohlriechenden Platterbse; der zweite ist herb und gemahnt an geriebenen Phosphor, an die Flamme; der dritte ist der geheime Geruch der Liebe. Diese Wunderblüte enthält wirklich alle diese Düfte zugleich. Wir jedoch empfinden sie lieber nacheinander, weil wir unseres ganzen Reichtums noch nicht würdig sind.

Diese kleine Entdeckung legte sich wie ein Segen auf mein müdes Herz. Wir kamen damals aus dem Inferno von Verdun, um einzutauchen in die Verdammnis an der Somme. Die Ruhepause machte uns müde und reizbar. Auf unseren Gängen

---

\*) Die Pflanze „arrête-bœuf“, mit anderem Namen: „bugrane“ oder „bugrande“, ist eine Art Hauhechel.



über Land pflückte ich oft einen Stengel „Ochsenbrech“ und bot ihn, wie ein Geschenk, meinen Kameraden, um sie teilnehmen zu lassen an dem hübschen Fund.

Einige, interessiert für die Welt und das eigene Schicksal, fanden an diesem bescheidenen Wunder Freude. Mit diesen Düften sogen sie die unerschöpfliche Vielfältigkeit ein des sich verschwendenden Alls. Lächelnd unterschieden und erkannten sie die drei Atem des selben, einen Wesens. Sie ehrten diese drei Boten, die ein Volk unbekannter Kräfte uns sendet. Und sie deuteten, wie eine Offenbarung, die kleinen Zeichen einer geheimen Fülle, die von der verirrtten Menge zurückgewiesen und mißachtet wird.

Andere jedoch blieben unempfindlich für die zarte Botschaft, und schmerzhaft fühlte ich, daß sie nicht auf ihr Seelenheil bedacht waren.

## VI.

Ich vernehme euren Einwand: es sei keinerlei Beziehung zwischen dieser Blüte und dem Seelenheil. Doch! eine solche Beziehung ist da, und sie ist scharf und entscheidend. Die Wahrheit leuchtet aus jeder Einzelheit der Erscheinungswelt. Man muß sie voll Eifer ins Auge fassen, wie ein Licht zwischen Zweigen, und darauf losgehen. Dann spürt man den Glanz immer näher.

Ich bin sicher, daß es der *Sinn* unseres Lebens ist, glücklich zu sein. Und das Glück beruht auf einer Art *Besitz*, das heißt: auf völliger, tiefer *Erkenntnis* einer Sache.

Menschen mit erhabenem Glücksbegriff streben nach ganzer, endgültiger Erkenntnis von etwas Vollendetem, Absolutem, das sie „Gott“ nennen. Die Sucht nach ewigem Leben ist eine vornehme, fanatische Besitzgier.

Nicht minder vornehm ist die Leidenschaft anderer, *sich selbst* zu erkennen und zu besitzen, von ihrer sittlichen und körperlichen Existenz eine genaue, unerbittliche Vorstellung zu haben, die ihnen, in gewissem Sinne, die Herrschaft über sich selbst sichert.

Auch das ist eine edle Sendung: die Erkenntnis der Außenwelt zu betreiben mit den Waffen und Vernunftschlüssen einer, nicht auf Eroberung eingestellten Wissenschaft.

Menschen dieser Kategorien kann man „Gerechte“ nennen.

Die anderen wollen ein Haus besitzen, ein Stück Land, ein Paar Ohrringe, ein Automobil. Für sie ist Besitz nicht Erkenntnis, sondern Genuß, ein ausschließlicher und eigentlich einsamer Genuß. Sie irren sich über Glück und Besitz. Sie irren sich bis hinein in Krieg, Gemetzel und Verheerung.

Wenn es euch gefällt, so werden wir das Weltall besitzen, und in diesem Besitz werden wir das Heil unserer Seele finden. Zum Beispiel werden wir besitzen: jenen Unbekannten, der auf der Landstraße wandert; die Farbentönung des Fichtenwaldes gegen den südlichen Horizont; den Gedanken Beethovens; die Träume unserer Nächte; den Raumbegriff; unsere Erinnerungen; unsere Zukunft; Geruch und Gewicht der Dinge; unser Leid in dieser Minute, und tausend andere Dinge mehr.

Daß meine Seele unsterblich sei —: ach! kann ich diese alte, fromme Hoffnung noch wiederholen? Es sind Millionen, die, wie ich, an solche unmögliche Glückseligkeit nicht mehr vernunftgemäß zu denken wagen. Mögen sie sich hier wiederfinden.

Aber daß meine Seele *sei*! Dafür zeugt jeder Gedanke, zeugt dieses Leben selbst, dieses unerklärliche Leben, das da ist.

Wenn Christen vom Seelenheil reden, so verstehen sie darunter alle Sorten Zusicherungen und Vorsichtsmaßregeln im Hinblick auf jenes künftige Leben, das die sicherste Lockspeise der Religion bleibt und ihre allmächtige Waffe.

Wir geben dem selben Wort eine demütigere, unmittelbarere Bedeutung.

Zunächst: seine Seele nicht vergessen.

An sie denken, mindestens *ein* Mal im Trubel jedes wirbelnden Tages, das ist der Anfang zum Heil.

An die Seele denken mit Ausdauer und Ehrfurcht, sie unablässig bereichern, das wird unsere Heiligkeit sein.

## VII.

Wir alle haben jene Art Menschen gekannt, die sich, kaum vom Schlaf erwacht, in das Durcheinander der Geschäfte stürzten. Den ganzen Tag über eilten sie, in blinder, dumpfer Raserei, von einem Menschen zum andern. Unaufhörlich streckten sie Hände vor, um etwas zu nehmen, sich anzueignen. Bot sich eine Sekunde, in der sie allein waren, so zogen sie Notizbücher und schrieben Zahlen hinein. Zwischendurch aßen sie, tranken sie, gebrauchten eine Frau oder suchten einen Schlaf, der starrer war als der Tod. Wenn man solche Unseligen sah (es gab starke Persönlichkeiten unter ihnen), so dachte man sich ihre Seele als eine arme, kränkelnde Verwandte, die in einen entlegenen Winkel des Hauses verbannt wäre.

Neulich kam ich mit der Eisenbahn aus dem Felde zurück, und zwar in Gesellschaft eines jungen Arztes, eines Chirurgen, dem jenes grausame Schicksal zu lächeln begann, das man „Erfolg“ nennt. Ich sehe ihn noch, wie er, keuchend und abgehetzt, mir gegenüber saß. Er sprach von seinen Arbeiten, seiner Zeiteinteilung mit einem Fieber, das vom Stampfen des Zuges rhythmisch zerhackt wurde. Der Abend sank herab. Mich erquickte der Anblick der jungen Pappeln, die das Tal, längs der Strecke, begleiteten, und deren dünne, zartbelaubte Stämme sich in der untergehenden Sonne aufzulösen schienen. Mein Freund sah auch hin, und plötzlich murmelte er: „Es ist wahr, ich interessiere mich nie für derlei; ich achte auf nichts mehr.“ Durch Übermüdung und Geschäftssorgen hindurch, durch das Klimpern zusammengerechneter Honorare hindurch empfand er plötzlich seinen Irrtum und sein Elend. Die verachtete Seele regte sich auf dem Grunde seines Wesens, wie das Kind in den Eingeweiden der Mutter.

Häufig erwacht sie so, die Seele, und heischt schüchtern ihr Recht. Oft trifft uns ein unerwartetes Wort und gibt Kunde von ihr. Ich habe zum Arbeitsgenossen einen aufmerksamen, fleißigen jungen Mann, der das Leben „ernst nimmt“, d. h. der eine gute Position haben und sich bei seinem Tode vielleicht



nie um die Seele, die in ihm wohnt, bekümmert haben wird. Zu Anfang Juni dieses Jahres 1918, an einem jener lastenden Nachmittage, die aus der lausigen Champagne\*) einen weißglühenden Ofen, eine blinkende Wüste machen, befand ich mich in voller Arbeit. Die Verwundeten waren zahlreich, die meisten seit Tagen ohne Pflege. Die Baracke, die als Operationsaal diente, war überhitzt. Unser Geschäft unendlich traurig. Der Dämon des Krieges hielt uns unters Knie gepreßt. Wir fühlten uns überwältigt, überreizt, von der unmittelbaren Wirklichkeit überflutet. Während ich mir, zwischen zwei Operationen, die Hände wusch, bemerkte ich, wie mein junger Kamerad durch ein kleines Fenster in die Weite sah. Sein Blick war plötzlich in stillen Frieden getaucht. „Was betrachten Sie da?“ fragte ich ihn. „Ach, nichts,“ sagte er, „ich ruhe mich nur aus auf diesem kleinen Flecken Grün, der da hinten ist; das ist mir eine wahre Erfrischung.“

## VIII.

Es erscheint kindlich und widersinnig, allen den konkreten und furchtbaren Wirklichkeiten, die als der Menschheit reiches Erbteil gelten, eine fast rein ideale Welt entgegenzusetzen, eine Welt reiner Freuden, die keinen Preis und keinen Marktwert haben, die unbeständig und vielfach flüchtig sind und scheinbar immer nur im Verhältnis zu dem, der sie fühlt, überhaupt existieren. Dennoch sind diese Freuden das einzige Absolute und die einzige Wahrheit. Wo sie fehlen, da mag noch Platz fürs Amusement sein, nicht aber fürs Glück. Sie sind die einzigen Elemente wahren Glücks. Sie allein vermögen das Heil der Seele zu retten. Leidenschaftlich wollen wir daran arbeiten, sie zu suchen und zu häufen, als den wahren Schatz der Menschheit.

Die Zukunft, die man uns ahnen läßt, erscheint geradezu als Verneinung des Glücks und als Unheil der Seele. Wir

---

\*) Bezeichnung des unfruchtbaren Teils der Champagne, zwischen Vitry und Sézanne.

müssen sie guten Willens prüfen und sie, falls sich solche Gefahr bestätigt, mit allen Kräften von uns stoßen.

Und gerade diesen Augenblick, wo die Völker, unter Seelen- gefahr, um die Herrschaft ringen, wähle ich, um zu sagen: „Laßt uns vor allem bedacht sein auf das Heil unserer Seele. Dieses Heil ist keine Sache der Zukunft, sondern der gegenwärtigen Stunde. Erkennen wir das Dasein der Seele: dann werden wir sie retten. Verleihen wir ihr Heimatrecht in einer Welt, wo alles sie knebeln und vernichten will. Und wenn uns das wirklich entfernt von diesem Kampf ums Leben, dessen Lärm uns die Ohren zerreißt: gut, dann lieber sterben, als aushalten in einer Welt, aus der die Seele verbannt ist.“ Doch davon wird noch oft die Rede sein müssen.

Vergessen wir nicht: das Glück ist unser einziges Ziel. Glück ist vor allem eine Angelegenheit der Seele, und wir werden es nur um den Preis der Ehren verdienen, die wir unseres Wesens edlem Teil erweisen werden.

## IX.

Gewisse Leute haben mir gesagt: „Mein Glück ist gerade das, was Sie verwerfen: dieser Trubel, diese wilde Arbeit, dieser rasende Betrieb. Außerhalb dieser Folter der Geschäfte und der Gesellschaft langweile ich mich. Ich brauche das, um mich zu betäuben.“ Gewiß! gewiß! Doch was haben Sie aus Ihrem Leben gemacht, daß diese Betäubung Ihnen unentbehrlich wurde? Was haben Sie gemacht aus Ihrer Vergangenheit, und was erhoffen Sie von Ihrer Zukunft, daß Sie auf diese narkotischen Reizmittel nicht verzichten können?

Übrigens handelt es sich nicht darum, wenn Sie etwa turnerisch veranlagt sind, Ihre Muskeln verkümmern zu lassen; oder, falls Sie Neigung und Talent zur Dialektik, zur Polemik haben, diese Fähigkeit brach liegen zu lassen. Es kommt vielmehr darauf an, von allen diesen schönen Kräften einen harmonischen Gebrauch zu machen, reich zu werden an wahren Werten, wie sie das All jedem Willfähigen spendet, nicht aber



strahlende Stärke in Lastträger-, Galeeren- und Henkersarbeit zu erschöpfen.

Jemand sagte mir: „Mein Glück? Das besteht darin, niemals an meine Seele zu denken.“ Wie ist das trostlos! Und wie schlimm muß man andere und sich selbst beleidigt haben, um dahin zu gelangen!

Denn wer die Marter liebt, die peitschende Unrast, die Ungewißheit und das böse Gewissen: wo sollte er diese furchtbaren Güter entdecken, wenn nicht auf dem Grunde seines eigenen, verabscheuungswürdigen Ich?

## X.

Sagt euch irgendwer auf der Welt etwas Seltsames, ein Wort, das ihr noch nie gehört habt, so lacht nicht, sondern hört aufmerksam zu; laßt's euch wiederholen und erklären. Da gibt es sicherlich etwas zu gewinnen.

Die Pflege der Seele ist eine ewige Entdeckung der Seele selbst und des Weltalls, das sie widerspiegelt. Das lauterste Glück ist kein fester, endgültiger Zustand, sondern ein stets gefährdetes Gleichgewicht, das mit Geschick wiederhergestellt sein will: es ist der Lohn beständigen Wachseins, und es wächst mit der täglichen Anspannung, die man darauf verwendet.

Man soll sich auf seine Weltauffassung nicht versteifen, sondern den Altar mit immer frischen Blumen schmücken.

In einer ganz anderen Ideenreihe denke ich an jene alten Industrien, die sich der neuen Maschinen nicht bedienen wollen, und die an ihrem Trotz zugrunde gehen. Das ist nur ein Vergleich. Den Wahnsinn des Maschinismus zu rechtfertigen, liegt mir fern. Fahrlässigkeit jedoch ist auch in Dingen des Geistes und des Herzens etwas Schlimmes.

Kipling, glaube ich, erzählt die Geschichte jener Hindus, die lieber Hungers starben, als daß sie den ihnen gelieferten Weizen berührt hätten: sie waren nur an Hirse gewöhnt.



Sollte des Glückes Wunderlampe einmal des heiligen Öls ermangeln, so wollen wir sie doch nicht ausgehen lassen. Wir werden, sie zu speisen, sicherlich etwas finden, das Licht sein wird und Wärme.

## XI.

Der Wille zum Glück erreicht seine Vollendung im reifen Manne. Er macht bei Jünglingen eine schreckliche Krise durch.

Nietzsche sagt: „Es ist weniger Trauer im Manne als im Jüngling.“ Er hat recht.

Die ganz jungen Leute kultivieren die Traurigkeit als etwas Vornehmes. Sie verzeihen es sich schwer, nicht immer traurig zu sein. Sie haben die geheimnisvolle Insel der Melancholie entdeckt und wollen sie nicht wieder verlassen. Sie lieben alles an dieser schwarzen Magierin: ihre Gesten, ihre Tränen, ihre sehnstüchtige und romantische Schönheit. Sie haben eine stolze Mißachtung grober Genüsse und flüchten sich in die Traurigkeit, weil sie den Glanz und die Erhabenheit der Freude noch nicht kennen.

Nichtdestoweniger suchen auch sie das Glück, auf ihre Weise, die voller Geringschätzung, Scham und Jugendwirrnis ist.

Mit dem zunehmenden Alter gilt des Menschen alleiniges, heiter-helles Trachten dem Glück. Da dieses beruht auf sittlichem Besitz der Welt, so wächst es mit Zeit und Erfahrung, und es kann unberührt bleiben vom Altern der körperlichen Organe.

Wer es versteht, glücklich zu sein und sich sein Glück vergeben zu lassen, oh, wie ist der beneidenswert und einziges Vorbild unter den Weisen! Und *jetzt*, gerade jetzt müssen diese Dinge gesagt werden, zur Stunde, wo unser alter Kontinent aus tausend Wunden blutet, zur Stunde, wo unsere Zukunft zermalmt erscheint durch die Drohung jeglicher Knechtschaft und verzweifelter Mühsal, ohne Maß und ohne Erlösung.

## LESEBUCH

### KURZE STÜCKE

*Aus der „Genfer Reise“ von René Schickele, die soeben bei Paul Cassirer in Berlin erschienen ist.*

#### EIN GEHEIMNIS, ZUM AUSPLAUDERN

Wir dünken uns besser, als Ihr?

Im Gegenteil, wir schämen uns, weil wir es, fessellos, wie wir sind, besser haben als Ihr. Wüßtet Ihr, was das ist: ein unbekümmerter Mensch! Wüßtet Ihr's! Ein Mensch, wahrhaft zum Beneiden, doch ohne Hochmut. Es gibt keinen schlimmeren Kummer, als Hochmut, wenn nicht seinen kleinen Bastard, die Eitelkeit.

Daß wir es aber besser haben, woran das liegt, will ich sagen, und jeder sollte uns gleichtun.

Wir sind, diesem Krieg gegenüber, alle Verbrecher. Richtiger: er hat unser Verbrechertum ans Licht gebracht. Nur dadurch unterscheiden wir uns von den andern, daß sie als die fanatisierten Rechtsanwälte ihres Irrtums leben und sterben, indes wir unsere Schuld unumwunden und bedingungslos zugeben. Und wir wollen leben, um besser zu leben, als vordem.

So stark ist unser Glaube, daß wir jede Freundschaft, jede Liebe und alle Tage beginnen, als seien sie die ersten.

Für uns ist jede Schuld und jede Enttäuschung von gestern, von gestern die wohlfeile Genugtuung, die wir dagegen getauscht haben, die Reue verschied in der Nacht, die Trauer bestirnte sich und sank in Schlaf.

Der gute Wille steht mit der Sonne auf.

#### REDE VOR MITTERNACHT

Punkt halb zwölf Uhr nachts erhebt sich ein Mensch und sagt, daß er die Gesellschaft famos im Zug finde. Es gehe wie der Teufel. Gott und die himmlischen Heerscharen samt ihren irdischen Vertretern hätten endlich Verstand angenommen. Auf der ganzen Erde gebe es nichts Vernünftigeres als gerade sie, und sie blieben auch im Schwung keineswegs hinter irgend-



wem zurück. Den heiligen Schauer lösen nur noch Militärmusiken aus. Mit Recht: sie allein seien noch ernst zu nehmen. Die Kathedralen mit ihrem ganzen Personal gehörten in die Oper. Hübsche Angelegenheit, die Oper, aber nicht sehr wichtig.

Er, ein Mensch, wundere sich auch nicht mehr über die Fähigkeit, ja die Freude, mit der die verehrten Anwesenden und ihresgleichen so viel Qual ertrügen, wäre es auch nur durch ihre außerordentliche Selbstverachtung. Die Zeitgenossen machten zwar insgesamt den Eindruck von Hunden, die unter Peitschenhieben einen Freudentanz aufführten, aber sie hier hätten immerhin den choreographisch leichteren Teil auszuführen. Und, bitte, keine Sorge wegen der Zukunft! Habe die kompakte Schlächtereier einmal ein Ende, so würden tausend Pfaffen aller Art schon da sein und die Peitschen schwingen, alte wie neumodische, und sie würden der Nachfrage nicht genügen.

Er glaube, die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu verdienen. Überdies spreche er mit der Höflichkeit des Verzweifelten. Er wolle nur so viel sagen, daß wir mit der Maschine besser hätten umgehen und unsere Seele hätten salvieren sollen. Statt dessen habe die unsterbliche Seele sich der Maschine angepaßt, habe sich nach ihr geformt, indem sie ihre Bewegungen mitgemacht habe. Unsere Bemühungen seien von Erfolg gekrönt gewesen. Bald hätte man mit Recht vom Atem der Maschine gesprochen und vom Motor unseres Körpers. Wir waren Dynamos, die dachten. Wir produzierten Intelligenz, Herz, Tod und Leben. Die Maschine schien uns zu dienen, indem wir sie bedienten. Und dieses Geben und Nehmen überkreuz und der herrische Luftzug um uns verführte uns, er führte uns immer weiter, viel weiter als wir gedacht hatten. Immer neue Träume entstiegen der metallnen Quelle, und kaum geboren, funkelten sie schon in den Gelenken und entbanden das gemeinsame Werk. Wild und beherrscht entführten sie uns in einem Taumel süßen, ganz hellen Größenwahns.

Es genügte uns nicht. Leider konnte es uns anscheinend auf die Dauer nicht genügen. Wir schwebten — darauf legten die Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten immer eindringlicher den Finger — wir schwebten in der wahrhaft entsetzlichen Gefahr, in Hysterie und in Schlemmerei zu versumpfen.

Es gab eine Unzahl Menschen, die, zumal in den Ferien, nicht mehr wußten, wohin mit sich. Andre lebten wie die Tiere und hatten die von erleuchteten Vorfahren so gut verfaßten Gebete bis auf den Wortlaut vergessen. Große Parteien hatten sich gebildet, die Gott sowohl wie dem Staatsoberhaupt die Achtung versagten. Es mußte etwas für unsre Seele geschehen, die als irgendwie noch vorhanden anzunehmen, nach Aussagen der Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten zwingende Gründe vorlagen. Man sprach viel und sprach so lange von der Seele, bis viele es mit einer tobsüchtigen Begierde nach dem Zauberding bekamen. Die Menschheit



~~~~~

sollte, die Menschheit mußte in Marsch gesetzt werden zum Paradies. Dies ging um so leichter, als es, wie für das gesamte Leben dieser Zeit, auch dafür nur eines Fingerdrucks bedurfte, um den Automat anzutreiben.

Ich übergehe, daß gleichzeitig niedriger Gesinnte sich für die während des Marsches nach bekannten Gesetzen zu erwartende Umlagerung des Besitzes fleißig einrichteten. Ich übergehe die kindliche Grausamkeit, den Nackenschauer, den die geborenen Glücksjäger herbeiriefen, Ehrgeiz, Hochmut, Neid und nie verjährten Haß, die alle mit im Spiel waren.

Erinnert Ihr Euch an den September 1914? Damals war der Krieg, so wie er gemeint war und wie er begonnen hatte, beendet. Er lag der Länge nach auf der Nase. Da warf die Angst, die tolle Lebensangst uns auf uns selbst zurück, wir besannen uns auf uns. Da half uns, was wir in Wahrheit noch immer waren, indem wir es im Größten und bis ins Allerletzte wurden. Die Maschine! Die Seele hätte uns nicht versprechen können, daß wir siegten, sie hätte uns nur retten können. Hätte uns das geholfen? Nein, denn wir wollten siegen.

Wir stellten uns unter den Schutz eines Gottes, wie wir ihn brauchten, und statteten ihn, so schickt es sich für einen Gott, mit diktatorischer Gewalt aus. Wissenschaft hieß der Vater, Entmenschung der Sohn, der heilige Geist der Pflicht beschattete die Völker. Logik hießen ihn die Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten, das gemeine Volk erkannte in ihm den „gesunden Menschenverstand“, seinen alten Schmeichler, und jetzt schmückte ihn der Sonnenstrahl aus der fernen Religionsstunde, in ihm lebte ein Nachhall wie vom Kirchengewölbe am Tag der Konfirmation. Organisation hieß die Kirche. Sie sorgte dafür, daß nicht in einen Nachbar plötzlich der Gott fahre und er ausbrechend Verwirrung stifte.

Eine neue Religion wird nicht aus der Kanone geschossen, und so war auch unsre Religion gar nicht neu wie sie aussah, aber dafür blühte ihr — so drückten die heiligen Franziskusse und heiligen Theresen der Staatsraison sich aus — blühte ihr eine Bluttaufe und ein Martyrium, wie sie so brennend und in jeglicher Weise furchtbar noch nie gesehen worden war.

Gibt es etwas Logischeres, als den Bau einer Maschine?

Gibt es etwas Vernünftigeres, als die Arbeit einer Maschine?

Stecke die Hand in ihr Getriebe und du wirst erkennen, wie recht die Maschine mit ihrem Recht hat.

Mit derselben Logik kam es zum Krieg, mußte es, wie Ihr sagt, zum Krieg kommen, mußte: Ihr ahnt gar nicht, wie recht Ihr habt.

Die Aufteilung der Welt war unvernünftig. Ihr habt tausendmal recht. Wenn der Krieg erst einmal da ist, bleibt vernünftigerweise nichts Besseres zu tun, als durchzuhalten, als zu siegen, was bedeuten soll: den größtmöglichen Gewinn, irgendeinen Gewinn aus dem Bankrott auf die Seite schaffen. Was könnte wohl, da sie ihr Ende nahe sieht, die Vernunft des Ertrinkenden dagegen einzuwenden haben, daß der Gegner mit in die

Tiefe gerissen werde? Etwa, daß er allein nicht weniger und nicht mehr ersaue, als in Gesellschaft? Eure Vernunft, die Euch glücklich bis vor diese Frage geführt hat, wird nicht im letzten Augenblick Selbstmord begehen und vor der Unvernunft des Gegners kapitulieren. Eure Vernunft ist ein Kavalier und die Unvernunft des Gegners sein durchaus standesgemäßer Doppelgänger.

Statt die Maschinen wie die Haustiere zu halten, die früher Pflug und Wagen gezogen hatten und an irgendeiner Deichsel gegangen waren, wodurch Ihr nicht nur Menschen geblieben, sondern erleichtert, befreit, menschlich gewachsen wäret, statt die Herren Eurer Geschöpfe zu sein, erhoht Ihr sie über Euch und machtet sie zu Eurem schöneren Ebenbild, Ihr dämonisiertet sie, Ihr machtet sie zu Eurem Götzen. Alle Götzen sind Kriegsgötter. Sie leben von Blutopfern und sind den Menschen feind. Im Götzen frißt der Mensch sich selber auf.

Aber, sagte der Mensch, und erhob die Stimme, die ruhig blieb, in jener Bluttaufe wird die waffenstrotzende Dreifaltigkeit ersäufen. Dieses Martyrium wird insgesamt und im Ernst die Religion des aufgeklärten Kannibalismus so tief in die Knie zwingen, daß sie erstickt. Und mit ihr wird eine gute Hälfte der Menschheit an der Überproduktion von Vernünftigkeit zugrunde gehen. Die andre Hälfte wird nicht mehr leben können vor lauter Konsequenz, und eines Tages wird man aus rasendem Verlangen nach der Unvernunft die hervorragenderen Maschinenmeister und die andern Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten in die Maschinen werfen und alles zerschlagen, was einer Maschine ähnlich sieht, um darauf in einem Taumel der Befreiung Obstbäume oder eine echte Schildkröte anzubeten.

Irgendeine verlaute Nachtigall wird Wunder wirken, indem sie die alten Lieder von Himmel und Hölle anstimmt.

Gute Nacht. Ich wünsche Euch einen guten Schlaf und einen sanften Tod.

## ROSSTÄUSCHER

Nein, Freund, das nenne ich nicht lieben,  
Die Kunst, Instinkte zu verschieben  
Wie die Kulissen für dasselbe Stück.  
Tyrannen üben Zeitumtreib,  
Tun sie, daß Macht urmächtig bleib',  
Den lauten Kniefall vor dem Menschenglück.



MAX RASCHER VERLAG A.-G. / ZÜRICH

# EUROPÄISCHE BIBLIOTHEK

## ERSTE SERIE

1. HENRY BARBUSSE, Das Frühlicht.
2. H. G. WELLS, Mr. Britling schreibt bis zum Morgen-  
grauen.
3. ANTHOLOGIE MENSCHLICHER GEDICHTE IM  
KRIEG. Gedichte von Bäumer, Becher, Benn, Blass,  
Däubler, Ehrenstein, Fuchs, Gathmann, Gumpert, Harde-  
kopf, Herrmann, Küsters, Lasker-Schüler, Lichnowsky,  
Rheiner, Rubiner, Schoenlank, Sramek, Stadler, Werfel,  
Wolfenstein, Weiss, Whitman.
4. LEONID ANDREJEW, Hinter der Front.
5. HENRY VAN DE VELDE, Die drei Sünden wider die  
Schönheit.

## ZWEITE SERIE

6. SVEND BORBERG, Das Lächeln von Reims.
7. WALT WHITMAN, Der Wundarzt.
8. RENÉ SCHICKELE, Der deutsche Träumer.
9. BERNARD SHAW, Der gesunde Menschenverstand im  
Krieg, I.
10. BERNARD SHAW, Der gesunde Menschenverstand im  
Krieg, II.

DIE ERSTE SERIE IST IN JEDER BUCHHANDLUNG VORRÄTIG.

DIE ZWEITE SERIE ERSCHEINT IN DEN NÄCHSTEN TAGEN.

JEDER BAND KOSTET KARTONIERT 2 FR.



PAUL CASSIRER VERLAG

*Soeben sind erschienen:*

Walter Hasenclever:

Die Menschen

DRAMA

Preis 4.50 Mk.

Geb. 6.— Mk.

Oskar Kokoschka:

Vier Dramen

Preis 4.50 Mk.

Geb. 6.— Mk.

René Schickele:

Die Genfer Reise

Preis 6.— Mk.

Geb. 8.— Mk.

B E R L I N W 1 0